Eysen

Georg Ompteda
(Freiherr von)


EX LIBRIS
HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Eysen

Zweiter Band

Eysen

Deutscher Adel um 1900

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweiter Band

Dritte Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co.
1900


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
12 JUN. 1941
OF OXFORD

20.

Jetzt war die große Frage, was sollte aus Poltze werden? Die Vermögensverhältnisse hatten sich als noch zerrütteter herausgestellt, wie man annahm. Im letzten Willen des seligen Poltzers waren Dinge vorgesehen, die gar nicht zu erfüllen waren, Widersprüche aller Art, hauptsächlich daraus erwachsen, daß mit dem Vermögensstande von 1880 gerechnet worden.

Damals beim Familientage war unter anderem auch davon die Rede, daß so viele Familien in Erbschaftsschwierigkeiten geraten, weil die Erblasser nicht daran gedacht haben, ein Testament zu machen, indem sie den Tod allen anderen Menschen näher hielten, als sich selbst. Das hatte den Poltzer veranlaßt, sofort sein Testament aufzusetzen, obwohl er sich für kerngesund hielt, und erst vierundvierzig Jahre zählte.

Inzwischen waren aber Hypotheken aufgenommen worden, Papiere verkauft, Wald niedergelegt, kurz der Vermögensstand in jeder Weise verringert.

Fabian hatte erst im Juni längeren Urlaub nehmen können, um alles zu ordnen und zu besprechen.

Irgend ein älteres Mitglied der Familie mußte ins Vertrauen gezogen werden, denn mit dem Rechtsanwalt allein konnte der junge Offizier nicht Entschlüsse treffen, die thatsächlich über die ganze Zukunft der Seinen entschieden. Es

hätte am nächsten gelegen, den Minister einzuweihen und wäre wahrscheinlich auch das Vorteilhafteste gewesen, denn der alte Herr wollte gefragt sein. Aber sie fragten ihn nicht. Es hieß, er wäre zu alt und krank und könnte ja doch nicht nach Poltze kommen. In Wirklichkeit fühlten sie sich Onkel Heinrich etwas entfremdet. Die Henne konnte es ihm nicht vergessen, daß er Christi nicht geholfen, und etwas Neues war hinzugetreten: auf die Todesanzeige hatte er, wie sie glaubte, überhaupt nicht geantwortet. Sein Telegramm, das sie ja im unrechten Moment erhalten, war verloren gegangen und niemand ahnte den Zusammenhang.

In zweiter Linie wäre Ludwig in Betracht gekommen, doch den wollten sie nicht bitten. Wenn der die schlimme Lage sah, in der sich die Familie des Bruders befand, hätte er vielleicht die Verpflichtung gefühlt, zu helfen. Aus freien Stücken wäre es jedoch nicht geschehen, das hatte bei Christis Niederbruch der Poltzer ja selbst noch immer gesagt.

Die Henne war zuerst nicht abgeneigt gewesen, es bei Ludwig darauf ankommen zu lassen, aber beide Söhne erklärten mit aller Entschiedenheit: nein. Und nun war sie mit einem Mal ganz ihrer Ansicht und behauptete, sie hätte nie auch nur im Traum daran gedacht.

Endlich konnte es sich um Fabian, den Hofchef, handeln; doch der hatte selbst allerlei Schwierigkeiten. Seit längerer Zeit Reibungen mit seinem Fürsten, die bei Fabians Art, immer zu allem „Ja" zu sagen, ernster Art sein mußten. Was es war, erfuhr man nicht recht. Fridas Briefe enthielten nur Andeutungen, aus denen man durchaus nichts Greifbares entnehmen konnte.

So blieb denn als ultima ratio wieder nur Rudolf übrig, der es von allen Eysen, abgesehen vom Minister, am weitesten

gebracht hatte, und ohne Zweifel noch bringen würde, also dadurch von selbst Ansehen und Übergewicht genoß.

Die Stiftsdame hatte ursprünglich zu Josef geraten. Er gefiel ihr, sie hatte nun mal ein tendre für ihn, wie sie sagte. Er war ein so angenehmer Mensch, ein Charmeur, und nebenbei, worin sie allerdings nicht unrecht hatte: war er Jurist. Aber die Henne fand ihn zu jung, und Gella, die sonst gar nicht hineinredete, war bei dieser Idee mit einem Male ganz nervös geworden. Sie hatte erklärt, das ginge unmöglich, diese andere Linie dürfte doch nicht Einblick in ihre Verhältnisse erhalten, außerdem wäre Josef verlobt, und würde daran denken, aber nicht an ihre Angelegenheiten.

— Wast hast du denn nur gegen ihn, Kleinchen? — fragte die Stiftsdame.

Gella wich aus:

— Gar nichts. Er ist mir höchst gleichgiltig!

Doch das kam so bitter heraus, daß die Tante aufmerkte und sie forschend ansah.

Die Folge der Verhandlungen zwischen Fabian, dem Obersten und dem Rechtsanwalt, einem alten Herren aus der Stadt Putlitz, der häufig die Angelegenheiten der Prignitzer Familien besorgte, war, daß Fabian eines Morgens seiner Mutter sagte:

— Mama, wir wollen mal sofort Georg kommen lassen. Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß es nur ein Mittel giebt, Ordnung in die Verhältnisse zu bringen. Du mußt Poltze verkaufen.

Die Henne war zu Tode erschrocken und rief verzweifelt:

— Unmöglich.

— Es muß aber sein.

Doch sie lief im Zimmer auf und ab und zeterte fortwährend:

— Nein, das thue ich nicht! Nein, das thue ich nicht!

Fabian ließ sie sich ereifern. Er kannte seine Mutter genau, setzte sich ruhig in eine Ecke und wartete. Er war verändert seit dem Tode des Vaters, seine ganze Erscheinung war männlicher, als hätten ihn die Nöte und Kämpfe, die Verhandlungen und Untersuchungen, Berechnungen und Rechtsbesprechungen gereift.

Bisher war er nur ein Leutnant gewesen, der seinen Dienst that, und da er keine Schwadron zu führen hatte, nicht einmal außerhalb des Dienstes eine Verantwortung auf sich lasten fühlte. Jeden ersten des Monats hatte er seine knappe Zulage erhalten. Es war schwer für ihn, sich mit Anstand durchzuschlagen, eine harte Schule, aber er war ausgekommen. Seines ältesten Bruders Beispiel schwebte ihm vor Augen, und hielt ihn jedesmal zurück, wenn die Versuchung lockte.

Aber was hatte er im ganzen von Welt und Welttreiben gewußt? Für den Daseinskampf war er nicht erzogen, von Jugend an ihm der freie Wille beschnitten gewesen, er hatte immer nur gemußt, gehorcht. Andere erwarben, andere dachten, andere befahlen für ihn. — Er hatte einfach seinen Dienst abzuschrauben, und damit hollah.

Jetzt aber lastete das Gefühl der Verantwortlichkeit auf ihm: er mußte für Mutter und Geschwister rechnen und entscheiden. Das hatte ihn verändert, wie der Knabe sich verändert, wenn er zum ersten Mal beim Stimmwechsel den Manneston in seiner Kehle hört.

Er ließ die Mutter sich ereifern, und sagte nur, nachdem sie müde geworden war, und sich in einen Stuhl geworfen hatte:

— Liebe Mama, willst du einmal meine Gründe hören?

— Ach was Gründe, mein Fabi, Gründe mag's genug geben, aber die Erinnerungen, die an dem Hause hängen! Was denkst du nur! Es ist leicht gesagt: verkaufen, verkaufen, aber das ist, als ob du, junger Gärtner, sagen wolltest, den alten Baum setzen wir um! Ich habe euch hier geboren. Ich bin hier in Poltze junge Frau und Mutter gewesen. Ihr seid hier erzogen und groß geworden. Hier habe ich meinen guten . . .

Sie drohte weich zu werden, doch sie überwand sich:

— Ich meine, ich habe hier den armen Papa verloren, und du sagst mit größter Leichtigkeit: verkaufen! verkaufen!

Fabian hatte aufmerksam zugehört. Er nahm der Muter Hand, und antwortete nur:

— Aber es muß sein!

— Es muß? muß? Es muß noch andere Wege geben!

— Nein Mama! Es giebt keine anderen Wege!

— Und was soll das helfen?

— Uns die Möglichkeit bieten, überhaupt weiter zu leben!

Die Henne fuhr entsetzt auf:

— Was sagst du da?

Aber Fabian wollte der Mutter noch nicht alle Einzelheiten auseinandersetzen. Erst sollte sie vorbereitet werden. Am nächsten Tage würde er ihr dann alles klar machen und Mittel und Wege angeben, sich ein neues Leben einzurichten. Denn er hatte mit dem Oberst schon alles besprochen:

Poltze mußte verkauft werden, nicht heute, nicht morgen — schon damit nicht durch den Gedanken, die Witwe müsse unter allen Umständen sich des Gutes entledigen, der Preis gedrückt würde — aber einmal, und zwar möglichst bald, wenn sich eine Gelegenheit bot.

Dann sollten Mutter und Tochter in eine Stadt ziehen.

Vielleicht in eine kleine Residenz, wo ein Hof war, sodaß Gella Aussicht hatte, indem sie ausging, einen Mann zu finden. Möglicherweise wäre Berlin in Frage gekommen, wenn auf den Hof kein Wert gelegt wurde. Alles das hing von Mutter und Tochter ab.

Georg sollte bleiben was er war und als Offizier Karriere zu machen suchen. Als Infanterist war er imstande, sich — wenn auch unter Entbehrungen und Versagen aller Art, doch anständig durchzubringen. Den Marschallstab hatte er ja im Tornister.

Anders lagen die Verhältnisse mit Fabian selbst. Unter einer größeren Summe war es bei seinem Regimente, überhaupt bei seiner Waffe nicht denkbar, auszukommen. Uniform, Pferdeausrüstung, alles war teuer und wenn ein Pferdeverlust drohte, mit dem man immer rechnen mußte, so hätte das ein Loch in den Geldbeutel gemacht, kaum zu verstopfen.

Sich zur Infanterie versetzen lassen, wollte Fabian nicht. Das wäre ihm zu schmerzlich gewesen. Dann lieber den Rock des Königs ganz ausziehen. Und das war auch seine Absicht. Was er beginnen sollte, wußte er noch nicht. Es würde sich schon finden, davor hatte er keine Angst.

Als er es nun am folgenden Tage der Mutter mitteilte, seinen Plan entwerfend, wie alles werden sollte, trat er mit einer solchen Bestimmtheit auf, daß die Henne ganz erstaunt war über ihren Sohn. So kannte sie ihn nicht. Aus dem Jüngling war durch die Wucht der Ereignisse, der Not, ein Mann geworden. Als er ihr nun die Abrechnungsbücher vorlegte, mit Daten und Zahlen, Gutachten und Berechnungen, da stöhnte sie nur immerfort: „Das ist doch gar nicht möglich!“ und „Wie ist das bloß denkbar!“ und „Ich habe doch nie etwas davon geahnt!“ und „Warum hat mir der arme Papa nie etwas davon gesagt!“

Sie nannte ihn nur noch „der arme Papa“. In solchen Augenblicken der Erinnerung pflegte sie weich zu werden, während sie sonst sehr gefaßt war und sich jetzt bei all den Nöten und Schwierigkeiten das Wort zurechtgelegt hatte:

— Es ist ein Glück, daß er es nicht mehr erlebt hat!

Das war ihr ein Trost. Vielleicht fühlte sie sich auch ruhiger, weil sie ja seit Jahren mit dem Todesfall gerechnet hatte. Wenn sie jetzt mit einem der Beileidsbesucher, die seit dem Tode des Poltzers allwöchentlich kamen, von ihrem verstorbenen Manne sprach, pflegte sie zu sagen:

— Er war so rot, oft violett, zu stark, der arme Ernst, ich habe immer schon vor einem Schlaganfall gezittert.

Dann warf wohl der Besuch ein:

— Aber er war doch in der letzten Zeit ganz mager geworden?

Das störte sie nicht:

— Eben drum. Die Veränderung hat ihm den Tod gebracht, dem armen Ernst!

Aber auch an der Henne war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, auch durch ihr Haar zogen Silberfäden, und sie hatte angefangen, es dem Poltzer nachzuthun und sich etwas zu vernachlässigen.

Gella paßte sehr auf die Mutter auf, machte sie immer aufmerksam, wenn ihr das Futter der Tasche hinten im Rock heraushing, wenn sie die Brosche vergessen hatte oder das Kleid nicht ordentlich zugeheftet trug.

Die Henne brauchte mehrere Wochen, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Poltze verkauft werden mußte. Gella dagegen fand sich damit ab. Sie hatte Vertrauen zu ihrem Bruder und seine Gründe leuchteten ihr ein. Dann war sie so apathisch geworden, daß ihr alles gleichgiltig schien. Für

sie hatte das Dasein doch keinen Zweck und Inhalt mehr. Sie stand jetzt immer müde auf und legte sich müde wieder schlafen. Ein Tag verlief wie der andere, in fürchterlichem Einerlei. Immer dieselben lächerlich winzigen Ereignisse, immer die gleichen Menschen, die sie seit Kindesbeinen kannte, die ihr alle langweilig, entsetzlich waren: Der Bösendorfer mit seinen Eisenfressergeschichten, Frau von Geller mit ihrer Bescheidenheit, Justus Wilmerode, der über alles und jedes lachte, der öde Landrat, der Pfarrer, der, seitdem er da war, nun seit einem halben Jahre schon sagte, es wäre schwer, sich in neue Verhältnisse zu finden.

Jedesmal, wenn ein Besuch in Sicht kam, worüber sich die Henne freute, weil sie sich fürchterlich langweilte in ihrer Trauer und Abgeschiedenheit, wurde Gella nervös, geriet in Wut über die dummen Menschen und lief davon, den Dienstboten den Auftrag gebend, sie sollten sagen, das gnädige Fräulein wäre spazieren gegangen.

Dann eilte sie spornstreichs in den Park, irgend wohin, um sich zu verstecken, vor menschlichen Blicken, menschlicher Dummheit und Schwäche, vor all dem hergebrachten, immer wiederholten Gewäsch all dieser Leute, die aus Langeweile, Neugier, Gewohnheit kamen, sich zu erkundigen, wie die Damen den unersetzlichen Verlust überstanden, der sie betroffen.

Und dabei war ihnen das alles doch ganz gleich, sie wußte es nur zu gut. Genau so wie es ihr gleichgiltig gewesen wäre, ob Frau von Grekow auf Triptis den Mann verloren oder Herr von Dortow auf Wanke seine Frau.

Es war ja doch alles Komödie, Verstellung und Heuchelei auf dieser Welt! Den lieben, lieben, armen Vater draußen unter der großen Kiefer hatten sie ja längst alle vergessen.

Gella war so bitter gestimmt, daß sie sogar fand, die

Mutter denke nicht mehr genug an ihn. Sie meinte, sie zeige nicht genug ihren Schmerz, erwähne den Papa nicht häufig genug, sei nicht traurig genug gestimmt, habe sich zuviel um ihre Trauersachen gekümmert, besuche nicht oft genug das Grab.

Gella war die letzte Ruhestätte des Vaters ein Zufluchtsort geworden, wohin sie ging um zu träumen, allein zu sein. Daß sie diesen Platz verlieren sollte, das wurde ihr am schwersten beim Gedanken Poltze zu verlassen. Sonst: ihretwegen — fort, fort in die weite Welt. Es war ja doch ganz gleich! alles gleich!

Sie war verbittert und vergrämt, als bereite sich schon jetzt mit fünfundzwanzig Jahren die alte Jungfer in ihr vor.

An Josef glaubte sie nie wieder ruhig denken zu können. Und jetzt schon gelang es ihr. Zuerst hatte sie überhaupt kaum einen anderen Gedanken gehabt, als seinen „Verrat“, wie sie sich seine Verlobung deutete. Dann aber war sie ruhiger geworden. In einer Stunde, wo sie sich einmal sehr kräftig, frisch und ausgeruht fühlte, kam ihr sogar plötzlich der Zweifel, ob ihres Vetters Schuld wirklich ganz so groß sei, wie sie sie empfand. Und allmählich, ganz allmählich, machte sie sich klar, daß er thatsächlich kein Versprechen gegeben, ihr überhaupt nicht ein Wort gesagt.

Sie suchte ihn zu vergessen.

Und sie wunderte sich über sich selbst, wie verhältnismäßig schnell das ging. Es war aufgeflackert gleich einem Funken, der, zufällig windangeblasen, in trockenes Röhricht fällt und zum Flammenmeer wächst. Aber es war gegangen, als wäre plötzlich ein Sturzregen niedergeprasselt in das lodernde Schilf.

Nun war alles tot in ihr. Doch wie nach einem bösartigen Fieber, das den Körper verlassen, sich der Gesundete gleichgiltig, müde, stumpf fühlt, hatte sie die Empfindung, als

könnte passieren was da wollte, sie würde nichts dagegen, noch dafür thun. So war sie auch bereit, wenn es sein mußte — Poltze zu verlassen.

Und es mußte sein.

Fabian hatte, sobald er einmal die Notwendigkeit erkannt, den Abschied genommen, trotz Abredens seines Kommandeurs. Nun war er in Poltze, und wirtschaftete selbst im Schweiße seines Angesichts, bis er einen Käufer finden würde. Allerdings ging das nicht so schnell. Ein paar Leute erschienen wohl, aber nur solche, die meinten, hier sei ein Fang zu machen: ein Rittergut um ein Butterbrot. Denen sagte er, und setzte dabei einen Stolz auf, als wäre er ein orientalischer Despot:

— Poltze ist überhaupt nicht verkäuflich!

Aber der Herbst kam, ohne daß sich ein ernstlicher Reflektant gemeldet hätte. In Poltze geschah nichts Neues, nach Poltze kam nichts Neues, nur einmal die Nachricht, daß Josefs Verlobung plötzlich zurückgegangen.

Sie konnten nicht verstehen, was das bedeuten sollte, und bis Weihnachten ward es auch nicht aufgeklärt. Josef selbst schwieg natürlich und die übrigen Verwandten, die es vielleicht hätten wissen können, schrieben nichts darüber. Die Henne aber platzte fast vor Neugierde und klopfte in einem Brief an Eva, einem an Luise, einem an Hermine auf den Busch, ohne jedoch erfahren zu können, worauf sie brannte.

Da kam zum Christfest wie alljährlich Elisabeth nach Poltze, zum ersten Weihnachtsabend, bei dem der Poltzer fehlte. Die Stiftsdame gab der Erinnerung sofort Ausdruck und nach der ersten Begrüßung sagte sie, viel weicher, als sonst ihre Gewohnheit, bloß die Worte:

— Ernst fehlt!

— Der arme Ernst! — antwortete die Henne. Sie setzten sich in's Wohnzimmer und das Gedächtnis an den Toten hielt die Gemüter im Bann, bis nach einer Weile die Henne doch ihre Neugier nicht mehr bemeistern konnte, die Verlobungsanzeige hervorholte, eine Brille aufsetzte, denn seit einiger Zeit hatte sich Weitsichtigkeit bei ihr eingestellt, und nachdem sie gelesen, plötzlich sagte:

— Wie das klingt: Graf Bekkem von Klingenthal! Schade. Schöner, alter Name.

Die Stiftsdame rollte die Augen:

— Alt ist die Familie nicht.

— Bekkem . . . na na, Elisabeth!

— Bitte, ich habe von Rudolf neulich erst den Ursprung der Familie erfahren. Sie stammen aus Mähren. Herr Bekk wurde Ritter von Klingenthal, weil er im italienischen Feldzuge als Armeelieferant wirklich hervorragende Dienste geleistet hat. Verarmt ist er dabei natürlich nicht, das läßt sich schon denken. Der Alte hat Anfang der siebziger Jahre in's Jras jebissen, und den Söhnen soll er zwölf Millionen Gulden hinterlassen haben. Daher der Reichtum. Der älteste Sohn, der schon als Sektionschef, weiß der Satan warum, Freiherr jeworden ist, wurde als Minister „in Anbetracht seiner Verdienste um die fiskalische Nutzbarmachung der Eisenerz- und Kohlenlager in Bosnien“ — Graf. Soll übrigens 'n tüchtiger Mann sein, hat in drei Ministerien jesessen. Der also wäre beinahe Josefs Schwiegervater jeworden.

Die Henne schüttelte den Kopf. Wenn sie sich etwas zurecht gelegt hatte, nahm sie an, die ganze übrige Welt müsse sich im Irrtum befinden:

— Das muß eine Verwechselung sein. Bekk und Bekkem klingt doch etwas anders!

Die Stiftsdame lächelte:

— Ja, Bekk klang ihnen eben nicht gut genug . . .

Doch Adelheid war von ihrer Frage abgekommen. Sie beugte sich vor und fragte förmlich erregt:

— Schön, schön, mag sein wie's will, aber nun die Hauptsache: weshalb ist denn die Verlobung zurückgegangen?

Sie hing an Elisabeths Lippen. Diese aber nahm sich Zeit, um endlich zu erklären:

— Na, janz einfach. Das heißt, wir denken uns das so, denn Josef natürlich schweigt wie'n Buch. Er hat das Mädchen ein bißchen überrumpelt. Dem Leo seine Tante war ja 'ne Bekkem, die, die jestorben war, wie Gella bei Eva zu Besuch war. Das war . . . wie war's gleich? Ach so. Paßt 'mal auf — diesem Leo seine Mutter war doch 'ne jeborne Gräfin Marquardt, und die haben doch bloß das Fideikommiß, und die Töchter können sehen, wie sie satt werden. Da hat nun die eine 'nen Bruder vom Ministerjrafen jeheiratet, 'nen Bekkem Ritter von Klingenthal. Baron jenannt. Damit schwindeln sie ja in Österreich. So kam die ehemalige Braut zu Eva. Dort hat Josef sie kennen jelernt. Der Ministerjraf wird wohl jedacht haben: Freiherr von Eysen und Ley paßt für uns. Sie wußten von Jraf Eysen. Jroße Familie und so weiter. Na, die Tochter in 'n Uradel 'reinheiraten, is jut. Die Familie könnte natürlich 'n bürgerlichen Schwiegersohn nicht brauchen. Die grade nicht. Also in der ersten Freude — ab für 'n Eysen. Nun wird's dicke Ende nachjekommen sein: der Vater Professor, die Mutter 'ne jeborene Klapproth, der Bruder Anarchist oder so wat Ähnliches. Jeld nicht fünf Jroschen. Kurz, sie hatten sich vergaloppiert. Und nun ist, wie man hört, irgend ein ungarischer Magnat als Schwiegersohn in Sicht mit hohen Stiebeln, so 'ner ulkigen

Kravatte, Schnürenrock und Brillanten am Hut, wie der Schah von Persien. Irgend so 'n Jraf Czikos von Paprika, mit Schweineherden und 'nem verfallenen Jrafenschloß. — Der Ministerjraf kann's ja reparieren lassen. Er hat's ja. . . . . Und dann, ich hätte ja beinahe das Wichtigste vergessen: der ist katholisch, natürlich, und Josef protestantisch. Das spielt auch 'ne Rolle! Na, an der Bekkerei ist nicht viel verloren!

Die Henne fühlte sich erleichtert. Gott sei Dank, nun wußte sie es. Aber die entgangene glänzende Partie that ihr doch leid, denn sie interessierte sich besonders für Verlobungen, deshalb meinte sie kopfschüttelnd:

— Wenn die Bekkem auch keine gute Familie sind — am Ende bei dem vielen Gelde . . . freilich, 'ne gute Familie mit Geld wäre ja noch besser!

Die Stiftsdame lachte laut auf:

— Die jiebt's jar nich mehr.

Solch eine Äußerung verletzte immer die Henne:

— Das kannst du doch nicht so sagen, Elisabeth.

Elisabeth zuckte die Achseln:

— Wir haben ja alle kein Geld!

Fabian erhob sich; die eigene Lage drängte sich ihm zwingend auf: es war richtig, sie hatten alle kein Geld. Sie verzehrten bloß, ohne etwas zu erwerben. Und er arbeitete doch? Er hatte, seitdem er das Regiment verlassen, mehr gearbeitet, als irgend einer auf dem ganzen Gut. War der erste auf, der letzte zu Bett. Hatte geschuftet von früh bis abends, und noch in der Nacht, um sich die Fachkenntnisse zu erwerben, die ihm fehlten. Aber bei Schuldzinsen und Hypotheken, bei Herauszahlen an Bruder und Schwester, bei fehlendem Betriebskapital war dem alten Poltzer Boden eben nichts abzuringen, als äußerste Notdurft.

Auch Fabian, der ein thatkräftiger Mensch geworden und immer den Kopf oben hielt, sagte für den Augenblick in jäher Stimmung gleichfalls entmutigt:

— Ja, wir haben alle kein Geld!

Gella aber meinte scharf mit höhnischem Lächeln, während die übrigen schon von anderen Dingen redeten:

— Bah, er wird schon zur richtigen Zeit eine andere finden!

— Wer? — fragte Elisabeth.

— Nun, Josef!

21.

Es schien, als sollten die Worte, womit in Poltze, fast in einem Stoßseufzer, das ausgedrückt worden, das im Grunde auf allen Seelen lastete, mehr und mehr zur Wahrheit werden: „Wir haben ja alle kein Geld."

Januar 1888 schrieb der Hofchef dem Minister, er werde ihn in einer wichtigen Angelegenheit aufsuchen, ob der liebe Onkel wohl geneigt sei, ihm eine längere Unterredung zu gewähren. Onkel Heinrich ließ durch die Diakonissin antworten, er sehe dem Besuch des Neffen entgegen, wenn es ihm auch nicht besonders gut ginge.

Er war äußerlich so verändert, daß es Eva kein besonderes Vergnügen mehr machte, neben seinem Rollstuhle im Tiergarten sich zu zeigen. Onkel Heinrich sah nicht mehr sehr „dekorativ" aus. Durch Alter, langes Liegen, vielleicht durch

einen erneuten Schlaganfall, der äußerlich sich nicht weiter bemerkbar gemacht, war sein Kopf ganz zur Seite gesunken. Er konnte ihn nicht aufrichten und da er bei dem steten Bemühen, sich gerade zu halten, den Mund verschob, so bekam er etwas Verzerrtes. Von dem stattlichen, alten Herrn war nicht mehr viel übrig.

Das Schreiben wurde dem Minister sauer, er ließ es sich jetzt abnehmen. Das Lesen ging gar nicht mehr, Schwester Irma las ihm alles vor. Doch auch das hatte seine Schwierigkeiten, denn sein Gehör hatte bedenklich nachgelassen. Ab und zu war der alte Herr ganz apatisch und gleichgiltig, dann war es, als arbeite sein Gehirn nicht mehr regelmäßig; alles ermüdete ihn, er vergaß Dinge, die man ihm eben erst gesagt, und behauptete am nächsten Tage, man hätte niemals auch nur davon Erwähnung gethan. Zu Änderungen irgend welcher Art war er nicht mehr zu bewegen; wenn auf dem Tisch neben seinem Lager eine Zeitung zehn Centimeter weiter rechts lag als sonst, geriet er in Aufregung; er verlangte Abrechnung über jeden Pfennig, war aber gar nicht mehr im stande, die Richtigkeit zu prüfen.

Statt der im hohen Alter sonst häufigen Schlaflosigkeit, schlummerte der Minister im Gegenteil so leicht ein, daß er manchmal, wenn er Besuch bekam, mitten im Gespräch die Augen schloß und eindämmerte.

Ja in der allerletzten Zeit war er sogar oft morgens kaum zu wecken gewesen, wozu der Arzt ein sehr bedenkliches Gesicht machte, und nun, wo der neue Frühling eingezogen, hatte er seine Wohnung trotz warmer Tage noch nicht verlassen.

Zur festgesetzten Stunde kam der Hofchef.

Auch an ihm waren die Jahre nicht spurlos vorüber-

gegangen und seine siebenundvierzig sah man ihm wohl an. Seine Züge hatten etwas merkwürdig Verwittertes bekommen. Ein stehendes Lächeln um den Mund war geblieben: zwei scharfe, wie eingemeißelte, Linien von den Nasenflügeln über die Wangen herab. Vielleicht von der berufsmäßigen Liebenswürdigkeit, die er für erforderlich hielt. Andere Falten aber mochten von Ärger und von Kummer stammen.

Als er Onkel Heinrich sah, war er erschrocken, so teilnahmlos schien ihm dieses Greisenangesicht, so verfallen die Gestalt. Mühsam streckte ihm der Minister vom Sofa aus die Hand entgegen:

— Guten Tag, lieber Fabian, guten Tag. Freut mich dich zu sehen. Ja mir gehts nicht gut . . . gar nicht mehr gut . . .

Fabian mußte sich viel vom Onkel erzählen lassen, wie ihn allerlei Leiden quälten, dann erst konnte er selbst ein paar Worte anbringen. Nun wunderte er sich, daß von seinem Briefe, worin er seinen Besuch angekündigt, gar keine Rede war. Als er darauf anspielte, kam es heraus, daß der Minister gar keine Ahnung mehr davon hatte. Er hatte es offenbar gänzlich vergessen. Der Hofchef fing deshalb an, dem Grunde seines Erscheinens näher zu treten:

— Lieber Onkel, mich führt eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit zu dir. Du bist der Chef der Familie. Du hast dich immer für unser aller Schicksal interessiert, hast teilgenommen an allem, was uns betroffen, so daß ich . . . daß ich es für angemessen, wie auch für meine Pflicht hielt, jawohl einfach für meine Pflicht, dich in Kenntnis zu setzen, und um Rat zu fragen. Es handelt sich also . . . bei uns sind nämlich Veränderungen in Aussicht, stehen in Aussicht. . . . Und zwar muß ich da etwas weiter ausholen . . . . . Der

Fürst wird alt, ist nicht mehr leicht zu nehmen; es hat sich nämlich mit zunehmenden Jahren eine Empfindlichkeit bei ihm eingestellt, die es mir wirklich oft unmöglich macht, meine Stellung länger auszufüllen.

Nun könnte ich ja sofort den Abschied nehmen. Das wäre die schnellste Lösung. Aber die Sache ist nicht ganz so einfach. Als ich meine Stellung beim Fürsten Sarnheim antrat, vor nun .... sechzehn Jahren .. habe ich einen großen Leichtsinn begangen. Ich habe nämlich meine Zukunft nicht gesichert — zwar Gehalt, aber keine Pension ausgemacht. Nun stehe ich vor der Frage, wie werden sich meine pekuniären Verhältnisse gestalten, wenn ich den Dienst quittiere.

Du weißt, lieber Onkel, offen gestanden habe ich ja die Hofchefstelle beim Fürsten nur angenommen, um sozusagen in den Sattel zu steigen. Ich wollte festen Fuß fassen, hatte gar nicht die Absicht, in Sarnheim mein ganzes Leben zu verbringen, sondern betrachtete die Stellung gewissermaßen nur als Sprungbrett. Aber es ist anders gekommen und ich muß am Ende auch so zufrieden sein. Aus Zartgefühl habe ich es immer unterlassen und hinausgeschoben, von der Pension zu sprechen. Ich konnte doch auch nicht selbst davon anfangen. ... Kurzum, wenn ich jetzt den Abschied nehmen sollte, so weiß ich nicht, ob ich es eigentlich pekuniär vor meinen Kindern verantworten könnte — weißt du ...

Er hörte auf, denn Onkel Heinrich lag mit geschlossenen Augen da und hatte sich so lange nicht bewegt, daß Fabian mit einem Mal der Gedanke kam: er schläft. Darum fragte er:

— Hörst du auch, lieber Onkel?

Der Minister schlug die Augen auf:

— Gewiß, lieber Ernst, gewiß ... fahre nur fort ... das ist sehr schön so ...

Fabian erschrak:

— Ich bin's, lieber Onkel!

Keine Antwort. Er sagte noch einmal etwas lauter:

— Onkel, ich bin's. Fabian. Dein Neffe Fabian!

Jetzt schien der Minister munter zu werden. Er wandte den Kopf, schob sich mit Hilfe des rechten Armes ein wenig zur Seite und sagte:

— Ich glaube gar, ich habe ein wenig genickt.

Fabian war auf den Zustand des Onkels vorbereitet, aber für so schlimm hatte er ihn nicht gehalten. Doch um jeden Preis mußte er seine Lage auseinandersetzen. Er war ja nur gekommen, sich eine pekuniäre Hilfe zu sichern. Der Minister war so reich und er hatte niemals seine Güte in Anspruch genommen, sodaß er meinte, — im Interesse seiner Kinder — nicht unbescheiden zu sein.

Die Fahrt nach Berlin war ihm ungeheuer schwer geworden und er selbst hätte sich vielleicht gar nicht dazu verstanden, wenn ihm seine Frau nicht diese Anfrage als Pflicht hingestellt, ihn solange gequält hätte, bis er sich dazu entschloß. Nun war er verzweifelt. Er versuchte es, die ganze schöne Rede noch einmal zu halten, aber er merkte bald, wie es gar keinen Zweck hatte, denn Onkel Heinrich war nicht imstande, zu folgen. Als der Neffe, der sich vor der Heimkehr zu seiner Frau fürchtete und sich über die unnütze Reise nach Berlin ärgerte, anfing, geradezu Summen zu nennen und vom Geld zu sprechen, ward der alte Herr plötzlich ganz erregt. Er rief, abwehrend die Hand ausstreckend, eine zitternde, abgemagerte Greisenhand, an der Trauring und Verlobungsring, sowie der Trauring seiner schon vor einem Menschenalter vor ihm gestorbenen Frau lose saßen:

— Du weißt, ich will von Christi nichts wissen — finde

dich selbst mit ihm ab. Bleib mir vom Leibe . . . nein . . . nein . . . ich will nicht. . . . Ihr sollt meine Absichten nicht stören. Nicht ein Pfennig wird davon abgezogen. Ihr werdet es alle erfahren, wenn ich tot bin. Laßt mich bei Lebzeiten doch wenigstens zufrieden. . . .

Fabian sah ein, hier war nichts zu machen und da der Onkel etwas wie einen Schwächeanfall nach der Aufregung bekam, so rief der Hofchef schnell Schwester Irma aus dem Nebenzimmer herbei, die dem Kranken etwas Stärkendes zu riechen gab, ihm das Kissen zurechtrückte und dann Fabian bat, den Onkel zu verlassen.

Der Hofchef trat mit der Pflegerin ins Nebenzimmer. Er gab seinem Erstaunen Ausdruck; ein wenig Enttäuschung, Ärger, schlechte Laune mischte sich hinein, sodaß er ziemlich unverhohlen der Schwester vorwarf, der Onkel sei auf seinen doch vorher angekündigten Besuch nicht aufmerksam gemacht worden. Sie war gekränkt, zeigte sich empfindlich; sie besorge alle ihre Obliegenheiten, er könne versichert sein, daß nichts verfehlt würde, die Pflege wäre oft überaus schwierig, und sie könne doch unmöglich den Kranken gesund machen und seine geistigen Kräfte auf den alten Standpunkt bringen, wenn der Arzt es auch nicht mehr vermöchte. Aber man dürfe den Kranken auch nicht stören.

Wie schwache Menschen, ward Fabian, sonst gewöhnt alles bei jedem schön zu finden, immer ja zu sagen, stets in halber Verbeugung zu verharren, plötzlich wütend:

— Es wird doch einem Neffen wohl noch freistehen, seinen Onkel zu sehen. Das ist ja, als ob Sie . . . als ob Sie allein wüßten, wie man sich zu verhalten hat. Sie mögen eine ausgezeichnete Pflegerin sein, Schwester Irma, aber über Benehmen dürfen Sie wohl . . . wohl wenig Urteil haben . . .

Es war ihm schon Leid, wie er die letzten Worte heraus hatte, doch die Pflegerin war dunkelrot geworden und stotterte mit einem Mal:

— Darf ich mich Ihnen nennen, Herr von Eysen; ehe ich Schwester Irma hieß, war ich Gräfin Gussow, und als protestantische Pflegerin, steht es mir frei, jeden Augenblick die Haube abzulegen und wieder Gräfin Gussow zu werden . . .

Fabian starrte sie offenen Mundes an. Nach einer Weile, während sie nun wieder bescheiden mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, stammelte er endlich:

— Pardon Gräfin, pardon, das habe ich ja nicht geahnt. . . . Thut mir sehr leid . . .

Doch sie wehrte ab:

— Ich habe einen Fehler begangen. Ich. Ich ließ mich hinreißen. Wer ich war, wäre ja auch in diesem Falle ganz gleich gewesen . . . übrigens bleibe ich Schwester Irma . . . bin nur Schwester Irma . . .

Der Hofchef schämte sich seiner Heftigkeit noch immer und erkundigte sich nun, um etwas zu reden, wie lange Schwester Irma schon Diakonissin wäre. Sie war es seit fast zehn Jahren. Er kannte die Familie. Er wußte, daß sie verarmt waren. Die Schwestern — es waren neun Kinder — hatten fast alle gute Partien gemacht. Sie mochte übrig geblieben sein und wollte am Ende den Geschwistern nicht zur Last fallen. So hatte sie sich einen Beruf gewählt. Vielleicht den edelsten und schönsten: anderen Menschen zu helfen, in Leid und körperlicher Not.

Als Fabian ging, nachdem er eingesehen, daß alle Mühe umsonst gewesen, empfand er Hochachtung für dieses Mädchen. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke an seine beiden Töchter,

denen, wenn er ohne Pension den Dienst verließ, und falls sie keinen Mann fänden, eigener Broterwerb bevorstand.

Allerdings überlegte er im nächsten Augenblick, daß ihnen ja einmal die Erbschaft des Ministers bevorstand, aber der hatte neun Neffen und Nichten, unter die das große Vermögen wahrscheinlich geteilt ward. Daß er auch die Güter keinem Einzelnen hinterlassen würde, hatte Onkel Heinrich deutlich ausgesprochen.

Nur seine Andeutung heute: „Ihr sollt meine Absichten nicht stören. Nicht ein Pfennig wird davon abgezogen. Ihr werdet es alle sehen, wenn ich tot bin," machte ihn irre. Es ging ihm während der Rückreise nach dem Rhein unausgesetzt im Kopf herum. Was sollte das bedeuten? Je näher Sarnheim kam, desto unangenehmer ward ihm zu Sinn. Einmal war es ihm schon fatal, unverrichteter Sache seiner Frau gegenüber zu treten und dann stand ihm eine Entscheidung bevor, was ihm seinem Fürsten gegenüber äußerst peinlich war; als ob etwas von den Eigenschaften seines ängstlich unentschlossenen Fürsten, nun wo er soviele Jahre hindurch sich dessen Willen anschmiegen gemußt, auch auf seinen Charakter übergegangen wäre.

Eigentlich war es überhaupt die erste große Entscheidung in Fabians Leben. Die erste und einzige bisherige war die Frage gewesen, ob er die Stelle beim Fürsten übernehmen sollte oder nicht. Seine Frau hatte für ihm entschieden — ja. Die beiden anderen wichtigen Momente aber im Dasein eines Mannes: die Wahl des Berufes von der Schule aus und die Wahl einer Frau hatten ihn nicht in Verlegenheit gesetzt, denn bei beiden war er sozusagen auch nicht gefragt worden: zum Offizier hatte ihn sein Vater bestimmt und angehalten hatte er eigentlich gar nicht, denn Frida hatte ihm zu er-

kennen gegeben, sie wolle ihn haben. Gehorsam hatte er der Form halber dann einen Heiratsantrag gemacht, den er ohne Wink der Braut dazu wahrscheinlich niemals gewagt haben würde.

Sarnheim war von Vallendar bei Coblenz in einer starken Stunde mit dem Wagen zu erreichen. Es lag tief im schönsten Hochwalde begraben. Ein Rauschen klang unausgesetzt um das Schloß. Der Sarnbach rauschte in breiter, silberner Flutwelle über ein Wehr. Und durch die Bäume ging fast immer ein Raunen und Rauschen. Die mächtigen Erlen zeigten die Silberseite der Blätter, die Weiden bogen sich unter dem Windhauch am Wasser, die Ulmen bebten, die Pappeln zitterten, die Buchen stöhnten, die Eichen knarrten und in allen sauste, säuselte, brauste es, denn obgleich das Schloß in einem Kessel lag, war die Luft fast immer bewegt.

Um so stiller ging es im Inneren zu. Der weitläufige in deutscher Renaissance gehaltene Bau sah selten Gäste.

Fürst Sarnheim-Resa war ein verbitterter Mann, der unter der Last seines Namens litt. Sie raubte ihm alle Lebensfreude. Die Tradition des Hauses wollte es, zu betonen, daß die Sarnheim älter wären, als die Hohenzollern, und so lächerlich es klang, daraus entsprang das ganze Unglück des Fürsten. Von den souveränen Höfen ward er als mediatisierter Fürst wie so und soviel andere angesehen, aber er meinte es sich, seinem Vater, seinem Namen schuldig zu sein, eine Sonderstellung zu beanspruchen, die ihm nirgends zugebilligt ward. So war er wegen Etikettefragen allmählich dahin gelangt, seinen Besitz nicht mehr zu verlassen.

An und für sich ein einfacher, herzensguter Mann, der etwa als Oberförster seinen Platz in der Welt ausgefüllt, und sich wahrscheinlich sehr glücklich gefühlt hätte, war er ein

Opfer des Vorantrittes, ein Unterlegener der Tischordnung, ein Besiegter des Rechtsgehens, ein Gefallener des Ehrenplatzes im Wagen geworden, ein Einsamer, der sich für das, was die Welt ihm vorenthielt entschädigte, indem innerhalb seiner vier Pfähle eine Hofrangordnung herrschte, die dem Fürsten alles bot, was die Überlieferung des Hauses ihm auferlegte.

Seine Gemahlin, eine liebenswürdige, bescheidene Dame stammte, wenn auch von einer Seitenlinie, so doch aus einem regierenden Hause. Ehe es zur Tafel ging, abends sieben Uhr, hielten sich die Herrschaften in einem Turmzimmer auf, der „Spiegelturm" genannt, weil er mit Spiegeln getäfelt war, deren Einrahmungen, sich zu Konsolen verbreiternd, hier und da hohe Sevresvasen trugen.

Dort wartete das fürstliche Paar mit des Fürsten Bruder, Prinz Egon Sarnheim und dessen Gemahlin, einer geborenen Gräfin Tadde, einer Holländerin, die aber, obwohl einer alten Familie entsprossen, nicht für ebenbürtig galt. Das kam auch in der Reihenfolge zum Ausdruck, in der die Herrschaften zu Tisch gingen, nachdem Fabian erschienen war, und durch seinen Eintritt den Beginn der Tafel angezeigt.

Zuerst, wegen ihrer Abstammung aus regierendem Hause, schritt die Fürstin, dann der Fürst, zu dritt sein Bruder, der wegen der nicht im gleichen Rang stehenden Gemahlin seine Frau wiederum hinter sich ließ. Aber nur etwas, bloß einen halben Schritt, wovon übrigens der Fürst nichts wußte. Er nahm an, sie treten in vier Gliedern zu je einer Person ein.

Im folgenden Zimmer wartete die fürstliche Umgebung, nämlich Fabian, Frida — die den Dienst einer Hofdame versah — dann der Sekretär des Fürsten, ein Rittmeister außer Dienst von Demig, sowie Herr von Zackerode, so etwas, wie ein

Oberjägermeister, denn er hatte die Verwaltung der weitläufigen Reviere unter sich. Seine Frau erschien gleichfalls, wenn sie auch keine Hofcharge vertrat. Infolge dessen kam eine Nuance zur Anwendung: sie nahm zwar täglich am Diner teil, erhielt aber jedes Mal eine besondere Einladung zur Tafel.

Die Hofstaaten verbeugten sich beim Eintritt der Herrschaften, und schlossen sich dann dem Zuge an, bis auf Fabian, der durch die Reihe der Spalier bildenden Lakaien voranschritt.

Bei Tafel wurde nicht viel gesprochen. Etwas Feierliches, obwohl nichts Steifes lag über der Gesellschaft. Der Gesprächsstoff war auch ziemlich beschränkt: der Fürst kam nicht heraus, die Beziehungen zur Welt waren gering, die Interessenkreise nicht weit, manche Temata aus diesen und jenen Gründen nicht genehm, so blieb denn nicht viel anderes übrig, als die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens, Familienverhältnisse der Umgebung, auch wohl der Dienerschaft, Wetter und vor allem die Jagd: die bildete den Grundstock.

Da wurden die Enden gezählt, die stärksten Tiere genannt, die vorgekommen, erwogen, ob dieser oder jener Stand zur Aufstellung besser sei, Pläne geschmiedet für das nächste Treiben. Monströse Gehörne und Geweihe spielten eine Hauptrolle, das Gewicht eines Fischreihers ward Gegenstand langer Erörterung, und endlos, endlos konnte der Fürst Jagdgeschichten ohne gleichen zum besten geben. Vor allem waren es eigene Erlebnisse vom zwölften Jahre ab — wo er den ersten Bock zur Strecke gebracht — bis jetzt, zum beginnenden Greisenalter. Fürst Sarnheim zählte bald siebzig Jahre, ging trotzdem noch auf die Auerhahnbalz und hatte bei der Entenjagd noch dieses Jahr über drei Stunden bis an die Knöchel im Wasser gestanden, ohne Schaden an der Gesundheit zu nehmen.

Die Thatsache, daß er im Jahre 1842 keinen Hirsch unter

zehn Enden geschossen, ward zum Ereignis, die Anzahl der jagdbaren Tiere, die er in achtundfünfzig Jahren zur Strecke gebracht, nahm eine größere Bedeutung an für die Statistik, als etwa die Anzahl der Gefallenen in einem Feldzuge.

Natürlich kannte man die meisten Geschichten längst, aber es verstimmte den alten Herrn, wenn man es sich merken ließ, und da er sich nun mit zunehmendem Alter immer mehr und mehr wiederholte, so ward die Geduld der Zuhörer jetzt oft auf eine harte Probe gestellt.

Fabian hatte dem Fürsten im Grunde nie so ganz gepaßt, ein volles Einverständnis hatte nie bestanden, obwohl er nun schon so viel Jahre Hofchef war. Er war seinem Herrn nicht Jäger genug, körperlich wie geistig. Körperlich, denn sein Hofchef hatte den Militärdienst quittiert wegen allerlei Magenverstimmungen, die durch Anstrengungen bei der Jagd nicht gerade behoben wurden, weshalb Fabian sich auch immer thunlichst geschont hatte. Geistig, weil er nicht leicht mit der Zunge vom Fleck kam, nicht erzählte, ausschmückte und aufschnitt.

Dieser Fehler wegen hätte der Fürst nun freilich längst mit dem Leiter seines Hofstaates wechseln können, aber es war nicht so leicht, Ersatz zu finden. Mit den Jahren hatten sich die Meinungen verschoben: heute galt es den meisten Leuten, die in Frage kamen, nicht gerade mehr als sonderliche Ehre, Hofchef des Fürsten von Sarnheim-Resa zu werden. Der Fürst bedeutete nichts, konnte keinen Titel und Orden geben — ja nicht einmal verschaffen, da er mit Höfen nicht in Berührung kam; in Sarnheim war es einsam und tödlich langweilig, man war sehr unselbständig, enorm in Anspruch genommen dort, und dabei nicht einmal gut bezahlt.

Die Jagd fraß alles auf. Für die Jagd wurde neun Zehntel des Einkommens aufgewandt, das in den letzten

Jahren durch unglückliche Spekulationen, die sein Rentamt machen zu lassen, der Fürst gar nicht für unter seiner Würde gehalten, bedeutend gesunken war.

Von der Jagd aber hatten eigentlich nur der Fürst und sein Bruder Prinz Egon Freude, denn andere durften nicht schießen, wenigstens nur wenig, sonst wurden die Durchlauchten böse.

Nun hatte sich vor zwei Jahren Herr von Zackerode eingefunden, um die Forstverwaltung zu übernahmen. Fabian hatte ihn selbst ausfindig gemacht: ein preußischer Forstassessor, der mit seinen Vorgesetzten aneinander gekommen war und deshalb den Dienst verlassen mußte. Er paßte für die Stelle ausgezeichnet, war ein Aufschneider, Spaßmacher, Lügner ersten Ranges, aber dabei ein wirklich tüchtiger Forstmann, dem es in kurzer Zeit gelang, den Waldertrag zu heben, ohne der Jagdfreude Eintrag zu thun.

Fabian war bequem geworden, es schien seiner Gesundheit zuträglicher, wenn er zuhause blieb; so ließ er sich durch Herrn von Zackerode bald bei der Jagd ganz vertreten. Allmählich verstand so Herr von Zackerode sich unentbehrlich zu machen, während Fabians Wert für den Fürsten von Monat zu Monat sank. Das wußte der intriguante Jäger, und sein Plan ging dahin, selbst Hofchef zu werden.

Das einzige, was Herrn von Zackerode dabei im Wege stand, um Fabian ganz aus dem Sattel zu heben, war die Hofdamenfrage. Die Fürstin war mit allem zufrieden; sie litt unter ihrer Kinderlosigkeit und ihrer Häßlichkeit zugleich, war oft krank, besaß keinen eigenen Willen. Von einer kindlichen Naivetät wäre sie schließlich mit jeder anderen Dame auch zufrieden gewesen, aber Frida war eine Baronin Eysen, und eine geborene Gräfin Bilberg, von jenen Bilbergen, die einst mit den Hohenzollern in die Mark gekommen, während Frau

von Zackerode eine geborene Mathiessen aus Lübeck war und auch die Zackerodes erst seit der vorigen Generation dem Adel angehörten.

Die Fürstin hätte sich daran nicht gestoßen, aber der Fürst hatte seine Bedenken. Am liebsten würde er sich mit lauter Grafen umgeben haben, das hob ihn selbst. So kam es, daß bisher noch die Eysen fest gesessen hatten. Doch Fabian fühlte seine Stellung unsicherer werden von Tag zu Tag. Er hätte Herrn von Zackerode nichts nachweisen können: im Gegenteil, das Ehepaar war katzenfreundlich gegen ihn und seine Frau, aber er ahnte ihre Minierarbeit, er empfand sie in tausend Nadelstichen letzter Zeit.

Vom Fürsten selbst kamen sie nicht, wenn auch die fortschreitende Verbitterung ihn schärfer gemacht, ungeduldiger und rücksichtsloser, als er früher gewesen. Fabian spürte deutlich, wie von irgendwoher seinen Herrschaften etwas eingeblasen wurde. Man war plötzlich mit dem Stall nicht mehr zufrieden. Man fand, die Küche lasse zu wünschen übrig, und einmal sagte der Fürst nach Tisch:

— Mein lieber Eysen, ich glaube, Sie haben in letzter Zeit mit den neuen Lakaien keine sehr glückliche Hand gehabt.

Ein andermal:

— Mein lieber Eysen, ich glaube, Sie könnten an die Livreen wirklich etwas mehr wenden. Mir sind Leute aufgefallen, die recht wenig propper aussehen.

Endlich:

— Mein lieber Eysen, ich glaube, etwas mehr Energie könnte nicht schaden.

Das hatte sich gesteigert, und eines Tages sagte der Fürst:

— Baron Eysen, ich muß aber nun wirklich bitten, daß mehr Zug in den ganzen Hofhalt kommt.

Der Ton war so scharf gewesen, daß der Hofchef, der sonst immer jeder Erwiderung, jedem Unangenehmen aus dem Wege ging, antwortete:

— Darf ich Euer Durchlaucht bitten, mir zu sagen, wo Euer Durchlaucht Zug vermissen, damit ich es abstellen kann?

Der Fürst blickte ihn fast erschrocken an, eine Antwort war er nicht gewöhnt, und mit einem Mal ward er zornig, weil er etwas Besonderes gar nicht anzugeben vermochte:

— Überhaupt — überhaupt . . . alles ist nachlässig — alles. — Es ist Zeit, daß da mal Feuer dahinter gemacht wird . . . Sie scheinen sich überhaupt um gar nichts mehr zu kümmern. . . .

Nun wurde auch Fabian heftig, er war empört und entgegnete mit verhaltener Wut:

— Und darf ich fragen, ob Durchlaucht befehlen, daß ich Feuer mache, oder ein anderer . . . ganz wie Durchlaucht wünschen . .

Zuerst wußte der Fürst gar nicht, was er darauf erwidern sollte, dann erschrak er, seinen Hofchef etwa Knall und Fall zu verlieren und wollte einlenken:

— Nun so habe ich das nicht gemeint, mein lieber Eysen, Sie sind ein kleiner Brausekopf!

Daraufhin war Fabian sofort zum Minister nach Berlin gefahren. Nun kehrte er unverrichteter Sache zurück. Er nahm sich vor, nochmals zu warten. Vielleicht ging das vorüber. Das wäre ihm das liebste gewesen, denn er hatte Entscheidungen nicht gern, vor allem nicht solche, wie diese, die einfach bedeutete: Sarnheim verlassen. Das wäre ihm doch schwer geworden, ganz abgesehen von der Pensionsfrage. Ob sich ihm eine andere Hofstelle bot, erschien mehr als zweifelhaft, denn er war mit seinen siebenundvierzig Jahren nicht

mehr jung genug, um sich anderwärts leicht in neue Verhältnisse und Menschen zu finden, und die Thatsache, lange Jahre hindurch Hofchef Seiner Durchlaucht des Fürsten von Sarnheim-Resa gewesen zu sein, galt nicht überall als eine besondere Empfehlung. Das verhehlte er sich nicht.

Dagegen gab es andere Gründe, die einen Wechsel der Stellung, oder des Wohnsitzes vorteilhaft erscheinen ließen. Die Kinder wuchsen heran: Amélie, die älteste, zählte jetzt schon fünfzehn ein halb Jahre, Bertha, die jüngste, wurde im nächsten Monat dreizehn, während Curt-Fabian zwischen beiden stand. Der Sohn war schon seit seinem zehnten Jahre im Plöner Kadettenhause untergebracht, aber die Töchter, die einer Erzieherin anvertraut waren, konnten unmöglich hier in der Einsamkeit erwachsen werden, wo sie nicht einmal die Eltern häufig zu sehen bekamen, denn Vater wie Mutter befanden sich fast von früh bis abends im Dienst.

Sehr anstrengend war dieser Dienst nicht, aber er wollte versehen sein. Es gab nur wenig zu thun, Fürst und Fürstin waren viel allein, die Fürstin las und korrespondierte, nickte häufig einmal ein oder zwei Stunden ein, der Fürst war mit Herrn von Zackerode und Rittmeister von Demig auf der Jagd, aber Fabian und Frida mußten unausgesetzt zur Verfügung stehen, und zwar im Schloß, während ihre Wohnung sich in einer alten Mühle, die der Fürst hatte ausbauen lassen, ein paar hundert Schritt davon befand.

Fabian kam zu Haus wie ein begossener Pudel an. Er wagte kaum zu gestehen, daß er beim Minister nicht das Geringste erreicht. Erst allmählich erfuhr es seine Frau, doch wider Erwarten ließ sie es ihren Mann nicht entgelten, sondern sagte nur:

— Das ist traurig genug, sehr traurig. Aber wir haben

gethan was sich in unserer Lage eben thun ließ, nun müssen wir mal weiter überlegen.

Doch dieses „wir“ bezog sich nur auf sie, denn sie setzte nun Fabian, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, auseinander, was alles unternommen werden müsse, um sich eine Zukunft zu sichern.

Daß die Stellung hier unhaltbar sei, darüber bestünde gar kein Zweifel. Sie könnten sich nicht mit diesen plebejerhaften Zuckermenschen, wie sie Zackerodes zu nennen pflegte, in einen Kampf einlassen. Um so weniger, als sie offen und ehrlich wären, die anderen dagegen hinterlistig und feige. Es gäbe daher nur eine Lösung: Fabian sollte bei der ersten günstigen Gelegenheit mit dem Fürsten Rücksprache nehmen und ihn einfach wählen lassen, zwischen Zackerodes und ihnen. Für beide nebeneinander sei nicht Raum auf der Erde. Ebenso würde sie bei erster Gelegenheit dieselbe Kardinalfrage der Fürstin stellen, denn sie habe keine Lust, sich mit dieser geborenen Mathiessen aus Lübeck in einen Streit einzulassen.

Wie Frida beschlossen, mußte es auch geschehen.

Aber Fabian konnte den Augenblick nicht finden, mit seinem Herrn zu sprechen, immer kam etwas dazwischen. Einen Tag war es zu spät geworden, den nächsten blieb Herr von Zackerode unausgesetzt in der Nähe, den dritten wollte sich der Rittmeister nicht entfernen und ein paar Mal, wo Fabian vielleicht sein Herz hätte erleichtern können, fand er nicht den Mut.

Die Geschichte war ihm schrecklich, ganz schrecklich. Vor den wirklich sonst gütigen Herrn, dessen kleine Schwächen und Eigenheiten er nun so viele Jahre übersehen, wie jener bei ihm doch das Gleiche gethan, sollte er hintreten, ihm die Pistole auf die Brust setzen und sagen: wähle zwischen mir und jenem.

Nein, das ging nicht. Und der Hofchef hatte im Hintergrunde einen Gedanken: die Angst, der Fürst möchte böse werden und sich ganz glatt für seinen Gegner entscheiden.

Das hielt Fabian nicht nur für möglich, sondern er glaubte es im stillen sogar ganz bestimmt. Aber seine Frau hatte nun einmal so entschieden und sie hatte bisher in ihrer Ehe immer recht gehabt. Er erkannte ihre Überlegenheit, ihre größere That- und Urteilskraft bedingungslos an.

Während er nun so zögerte, kam die Frage auf doppelte Weise in Fluß.

Eines Abends saß Frida mit einer Handarbeit bei der Fürstin. Es war schon spät, die gewohnte Stunde, wo sich die Durchlauchten zurückzogen, längst vorüber und Frau von Zackerode bereits entlassen. Frida blieb nur noch zurück, um eine Geschichte der Fürstin zu Ende anzuhören, die alle Vierteljahre einmal wiederzukehren pflegte. Eine Geschichte ohne rechten Anfang, ohne Schluß, ohne Witz, eine Geschichte, die durch den häufigen Vortrag unmerklich im Laufe der Jahre sich verändert hatte, so daß man jetzt weder Veranlassung, noch Vorgang noch Folgerung mehr zu erkennen vermochte.

Es kochte in Frida, sie zitterte vor Begierde, den Augenblick zu ergreifen und plötzlich, ehe noch der Schluß gekommen, der kein Schluß war, ließ sie die Arbeit sinken mit den Worten:

— Durchlaucht, darf ich einmal etwas fragen? Es bot sich nicht die Gelegenheit, ich habe schon immer fragen wollen.

Die Fürstin merkte gar nicht, daß sie in ihrem Lippenwerk gestört worden, sondern meinte nur etwas erstaunt:

— Nun, meine liebe Frida, was haben Sie denn eigentlich? Wollen Sie mir etwas anvertrauen?

Doch Frau von Eysen ging gar nicht auf diesen milden Ton ein. Sie sprudelte plötzlich hervor:

— Das geht nicht so weiter! Durchlaucht mögen entscheiden! Ich kann nur eines sagen, entweder gehe ich oder Frau von Zackerode.

Die Fürstin begriff nicht. Frida fuhr fort:

— Wir haben seit langer Zeit gemerkt, das wir uns nicht mehr desselben Vertrauens zu erfreuen haben wie früher. Es geht dies sowohl auf meinen Mann wie auf mich. Wir genügen Euer Durchlaucht nicht mehr, wir machen nichts mehr recht. Das habe ich seit einiger Zeit wahrgenommen, und ich gestatte mir daher Euer Durchlaucht meine Stellung zu Füßen zu legen.

Sie hatte das gesagt, wie etwa ein Minister, der seinem Monarchen sein Portefeuille zur Verfügung stellt, hatte dazu eine bittere Miene aufgesetzt und sich dabei erhoben, als müsse sie die ganze Angelegenheit zur Haupt- und Staatsaktion umwandeln.

Das hatte aber bei der milden, alten Fürstin keinen Erfolg. Sie lächelte nur ruhig, wurde garnicht tragisch, wie es Frida vielleicht erwartet, sondern sagte besänftigend:

— Aber meine Liebe, was haben Sie denn nur heute? Hat's denn einen kleinen Streit gegeben, mein Kindchen?

Dabei versuchte die alte Dame ihr bei dem Worte Kindchen, das die um ein Menschenleben ältere Frau ab und zu ihrer Hofdame gegenüber anwendete, mit dem langen, dünnen Zeigefinger die Wange zu streicheln, aber die Entfernung war zu groß und sie zitterte nur, daß es beinah lächerlich aussah, mit der Hand in der Luft herum.

Frida trat zurück. Diese Wendung paßte ihr nicht. Sie sagte noch einmal mit Aufgebot aller Würde:

— Durchlaucht haben zu wählen zwischen uns und Zackerodes.

Die Fürstin stand auf, näherte sich Frida und meinte, jetzt aber in anderem Ton, hoheitsvoll, etwas von oben herunter:

— Nun, Frau von Eysen, das werden wir alles morgen besprechen. Es ist sehr spät und Sie scheinen sehr aufgeregt zu sein. Das wird sich wohl morgen gelegt haben.

Sie ging nach der Thür in einer geraden Linie, so daß Frida eiligst zur Seite treten mußte, um sie vorbei zu lassen. Damit war dem Auftritt die ganze Bedeutung genommen, denn aus der Aufklärung, Vergeltung, Genugthuung fordernden Frau, die mit erhobenem Haupt der Fürstin gegenüberstand, war jetzt eine Gute-Nacht sagende, in Erfurcht ersterbende kleine Hofdame geworden.

Zur selben Zeit ward aber auch drüben im Billardsaal — der Fürst pflegte abends mit seinen Herren eine Partie zu spielen — die zweite Entscheidungsschlacht geschlagen.

Durchlaucht war besonders guter Laune, weil ihn seine Herren noch mehr Points hatten gewinnen lassen, als sonst für nötig erachtet wurde, um ihn bei Stimmung zu erhalten, und er sagte, indem er das Queue aus der Hand setzte, lächelnd zu Fabian:

— Nun, mein lieber Eysen, damit ist's genug für heute. Ich muß morgen zeitig heraus.

Der große, hagere, alte Herr, der in seinem Frack, wie er stets in Sarnheim abends getragen wurde, mit dem scharf geschnittenen Gesicht, dem nach vorn gebürsteten weißen Haar sehr vornehm aussah, machte eine leichte, lächelnd-gnädige Verbeugung, um sich nach der Thür in die Schlafzimmer zurückzuziehen.

Da sagte Herr von Zackerode, ein kleiner, rothaariger Mann mit rotblondem Backenbart, rasiertem Kinn und kaum zu erkennendem Schnurrbart, sodaß er einem Kammerdiener nicht ganz unähnlich sah:

— Herr von Eysen kann ja ausschlafen.

Fabian merkte auf.

Ein Lächeln auf den dünnen Lippen des Herrn von Zackerode erregte ihn und er fragte plötzlich kurz, ohne sich daran zu kehren, daß der Fürst noch im Zimmer stand:

— Wie meinen Sie das?

Der andere blickte zur Durchlaucht hinüber, als wollte er damit sagen: Durchlaucht sehen, daß ich nicht schuld bin, und antwortete:

— Ich verstehe Sie nicht, Herr von Eysen.

Dann sah er wieder seinen Fürsten an mit den Worten und einer Handbewegung, als wollte er Fabian eine Lektion erteilen:

— Durchlaucht wollten sich eben zurückziehen, Herr von Eysen.

Fabians unglückliche Naturanlage kam über ihn, und der sonst schwächliche Mann rief plötzlich vom Zorn übermannt:

— Sie haben mir keine Lehre zu erteilen!

Der andere behielt seine Selbstbeherrschung, schaute abermals zum Fürsten hinüber, der an der Thür erstaunt stehen geblieben war, und sagte mit einem Lächeln:

— Vielleicht besprechen wir das nachher.

Fabian zitterte:

— Nein, das besprechen wir nicht nachher.

Er hielt noch einmal inne, schluckte, kämpfte mit sich, aber die ganze Erbitterung, die in ihm aufgespeichert lag, wie die Energie in einem Akkumulator, entlud sich plötzlich. Er

bedachte nichts mehr, sondern wendete sich mit einem Mal geradezu an den Fürsten:

— Durchlaucht, ich kann mir das Benehmen dieses Herrn nicht länger gefallen lassen. Ich habe ihn hierher gebracht, — wenn ich gewußt hätte, weß Geistes Kind er ist, würde ich ihn nicht empfohlen haben.

Der Fürst war starr. Er begriff nicht, was hier vor sich ging, er ahnte nur eine Rivalität zwischen den beiden, da er den Einflüsterungen des Herrn von Zackerode so lange sein Ohr geliehen.

Und er sagte, indem er sich zu größerer Höhe aufrichtete mit hinten übergelegtem Kopf:

— Meine Herren, ich bitte solche Privatstreitigkeiten nicht in meiner Gegenwart abzumachen.

Fabian wollte beginnen:

— Aber Durchlaucht ich muß . . .

Doch der Fürst betonte noch einmal:

— Herr von Eysen, ich habe gebeten, die Herren möchten mich aus dem Spiel lassen. Ich wiederhole die Bitte.

Herr von Zackerode machte eine Verbeugung, die so viel hieß als: selbstverständlich, ich unterwerfe mich vollkommen. Doch Fabian war in seiner blinden Wut gegen den Fürsten vorgetreten und sagte mit zuckender Unterlippe:

— Ich bitte Euer Durchlaucht, mich sofort anzuhören.

Der Fürst hob immer höher den Kopf:

— Sie haben doch gehört, Herr von Eysen, was ich Ihnen eben gesagt habe.

— Ich muß darauf bestehen, — rief Fabian.

Herr von Zackerode zog die Achseln empor, suchte den Blick des Fürsten Sarnheim, um ihm einen Ausdruck zu versetzen wie: es ist doch wirklich unglaublich.

Doch der Fürst sah nur Fabian an. Jetzt fühlte er sich selbst angegriffen und nun rief er plötzlich:

— Man lasse mich aus dem Spiel.

Damit ergriff er die Thürklinke. Die Thür ward von außen, fast noch ehe er sie berührt, durch zwei Lakaien geöffnet, die auf den Rückzug des Fürsten beereits gewartet und natürlich jedes Wort gehört hatten.

Die beiden Gegner waren allein. Herr von Zackerode wollte thun, als wäre Fabian nicht da und sich zurückziehen, doch der Hofchef vertrat ihm den Weg:

— Ich bitte sich jetzt zu äußern. Die Sache ist damit nicht einfach erledigt.

Der andere war verlegen, wollte einlenken, nun wo er den Rückhalt des Fürsten nicht mehr hatte:

— Ich verstehe gar nicht, Herr von Eysen, was Sie eigentlich wollen. Lassen Sie es doch gut sein. Sie sind so erregt heute abend.

Fabian stellte sich in seiner ganzen Größe hin, die, weil er so mager war, dem kleinen, rundlichen Mann gegenüber noch mehr auffiel:

— Ich will Ihnen sagen, um was es sich handelt: Sie intriguieren und Ihre Frau intriguiert. Denken Sie nicht, daß ich es nicht schon längst gemerkt hätte. Aber ich kann Sie eins nur versichern: Sie kommen nicht aus dem Zimmer, ehe wir die Angelegenheit im reinen haben.

Herr von Zackerode wandte sich wie ein Aal. Er suchte Fabian zu beruhigen, stürmte mit unendlicher Redeflut auf ihn ein, erklärte, es wäre ihm nie eingefallen, irgend etwas gegen den Hofchef zu unternehmen, er wüßte genau, daß er die Stellung ja bloß ihm verdanke, er würde ihm erkenntlich sein bis an sein Lebensende und sie wollten doch die Angelegen-

heit einmal morgen mit ruhigerem Blut besprechen; es läge weder von ihm noch von seiner Frau die geringste Feindseligkeit oder auch nur Verstimmung vor, im Gegenteil, er könne versichern, daß seine Frau, Frau von Eysen, geradezu liebe und bewundere und er schloß mit den Worten, die Fabian, ohne sich zu rühren, anhörte:

— Seien Sie versichert, Herr von Eysen, daß ich auch bei Seiner Durchlaucht, soweit ich dazu auf der Jagd vielleicht Gelegenheit habe, immer den Augenblick wahrnehme, um die Dienste, die Sie dem fürstlichen Haus leisten, ins rechte Licht zu stellen.

Das war Fabian zu viel. Er beugte sich nieder, ganz dicht zu Herrn von Zackerodes Gesicht, sah ihm in die Augen und rief empört:

— Das wagen Sie mir zu sagen? Da hört doch überhaupt alles auf! Das wagen Sie?

Und er kam ihm mit seiner großen Eysen-Nase so nahe, daß der kleine Mann unwillkürlich zurückwich. Aber Fabian folgte:

— Das wagen Sie zu sagen?

Herr von Zackerode ging noch ein paar Schritt zurück, bis er das Billard ahnte und seine zurückgestreckten Hände die Bande trafen.

Wieder rief ihm Fabian zu mit aufgerissenen Augen und indem seine Nase dem anderen immer bedenklicher nahe kam:

— Das wagen Sie zu sagen?

Herr von Zackerode konnte nun nicht weiter zurück und jetzt antwortete er in verändertem Ton:

— Aber so lassen Sie mich doch, das verbitte ich mir.

Fabian starrte seinen Gegner nur an, breit vor ihm aufgepflanzt, die Hände in den Taschen der Frackhose. Nachdem

sie sich so eine halbe Minute gegenüber gestanden, suchte sich der Kleine zur Seite zu wenden. Es war, als spähe er nach dem Ausgang und mit den Worten:

— Das ist ja einfach lächerlich, — suchte er seitwärts unter möglichster Haltung zu entschlüpfen. Doch der große Eysen stellte sich ihm in den Weg, höhnisch lächelnd:

— Nee, nee, alter Freund, so kommen Sie nicht davon. Jetzt Antwort, 'raus mit der Sprache.

Des Kleinen Augen hatten einen beinah entsetzten Ausdruck angenommen, er suchte sich zu einem Lachen zu zwingen:

— Mein lieber Herr von Eysen, machen Sie doch keine schlechten Witze.

Fabian aber fragte, ohne sich beirren zu lassen:

— Antwort, ich will eine Antwort! Haben Sie dem Fürsten eingeblasen, daß die Hofhaltung nachließe? Haben Sie ein Urteil abgegeben über die Küche, über den Stall, über die Verwaltung? Ja oder nein? Ich will augenblicklich Antwort haben. Sie sollen mich kennen lernen, ich lasse nicht mit mir spielen. Augenblicklich antworten Sie: ja oder nein?

Der Kleine fühlte sich so in die Enge getrieben, daß er nur das eine Bedürfnis hatte, aus der peinlichen Lage befreit zu werden. Vor allen Dingen wünschte er, der Fürst sollte nichts erfahren und als nun, nachdem er nicht gleich geantwortet, Fabian sagte:

— Ich werde morgen früh Durchlaucht selber fragen, — meinte er doch, es sei sicherer, dem aus dem Wege zu gehen und fing an zu stottern:

— Gewiß haben wir wohl darüber gesprochen ... Durchlaucht hat geurteilt ... hat wohl auch hier und da seine Mißbilligung ausgesprochen ...

Er schwieg, doch das genügte Fabian nicht:

— Was haben Sie dazu gesagt?

Herr von Zackerode suchte die Frage auf ein anderes Gebiet zu spielen:

— Herr von Eysen, Sie wissen es doch so gut wie ich. Durchlaucht ist jetzt manchmal grillig, da muß man dem keine solche Bedeutung beilegen. Ich habe natürlich ganz Ihre Partei ergriffen, und Sie verteidigt.

Fabian antwortete trocken:

— Das ist nicht wahr.

— Sie behaupten also, ich lüge?

— Ja, das behaupte ich.

Nun konnte der Kleine nicht mehr zurück, und sagte möglichst stolz, indem er einen erneuten Versuch machte, die Thür zu gewinnen:

— Dann werden wir uns also morgen zu sprechen haben.

Fabian trat zur Seite, gab die Bahn lächelnd frei:

— Allerdings, ich wollte Sie bloß vor's Messer zwingen. Schwer genug ist's ja gewesen, verehrter Herr.

Herr von Zackerode setzte eine möglichst verächtliche Miene auf, aber seine Schritte waren nicht gerade kurz, als er den Billardraum, ohne sich noch einmal umzudrehen, verließ.

Fabian lief, die Hände auf dem Rücken, im Saal auf und ab. Eigentlich hatte er sich diese Lösung nicht gedacht, aber eine Lösung war es immerhin, und er atmete auf, wie jemand, der nach langer Spannung, langem Kampfe Gewißheit erlangt hat.

Dann ging er durch die anderen Säle zurück, gab Befehl, wie jeden Abend, die Lichter zu löschen und draußen, auf dem langen Gang, wo schon eine Anzahl Lakaien mit Überzügen standen, um die Seidenmöbel für die Nacht zuzudecken, fragte er in größter Ruhe den Haushofmeister, so wie er gewöhnt war, es allabendlich zu thun:

— Haben Sie noch etwas für mich?

— Nein, Herr Baron.

— Gute Nacht, Müller.

— Gute Nacht, Herr Baron.

Eine Viertelstunde darauf waren im Schlosse Sarnheim die Lichter erloschen. Fabian ging zur Mühle hinüber. Stillschweigend betrat er das Schlafzimmer, wo Frida ihn in größter Aufregung erwartete.

— Sind die Kinder zu Bett? — fragte er ganz ruhig, wie er es gleichfalls jeden Abend zu fragen pflegte.

Aber diesmal gab seine Frau keine Antwort, sondern trat ihm triumphierend gegenüber:

— Ich habe der Fürstin die Sache gesagt.

Er zeigte weiter kein Erstaunen, Frida aber meinte, als sei sie die Siegerin, verschwieg dabei nur, daß die Fürstin sie hatte abfallen lassen:

— Jetzt kommt der Stein ins Rollen. Du hast nichts gethan, wie man das ja bei dir gewöhnt ist! So habe ich eben gehandelt.

Doch er war gar nicht so demütig und geknickt, so klein und unterwürfig, eine Null neben seiner Frau, wie sonst. Es schien, als sei der Mann in ihm erwacht, und indem er seinen Frack ablegte, die weiße Weste aufknöpfte, die Kravatte löste, sagte er mit größter Ruhe:

— Ich habe ebenfalls gehandelt.

Sie war erstaunt, sie wollte es gar nicht glauben:

— Was? Was hast du denn gemacht?

Fabian warf nun auch die Weste ab, knöpfte die Hosenträger los und sagte mit größtem Gleichmut:

— Ich schieße den Kerl morgen tot!

22.

Fürst und Fürstin Sarnheim ahnten wohl, daß irgend etwas vor sich ging, aber sie thaten, als wäre nichts geschehen, ignorierten auch den Auftritt, den sie mit dem Eysenschen Paare gehabt, vollständig. Die Fürstin hatte in ihrer weltfremden Güte keine Ahnung davon, daß sich hinter der Scene, die ihr Frida gemacht, mehr verbergen könne, als eine augenblickliche Stimmung ihrer Hofdame, die ihr in langjährigem Dienst, obwohl sie herrschsüchtig war und auch sie ab und zu tyrannisierte, doch fast unentbehrlich geworden. Der Fürst aber spielte im großen wie im kleinen immer den Vogel Strauß. Wie er sich vor der Öffentlichkeit versteckte, wie er der Politik gegenüberstand, die ihn übergangen, so war er im Privatleben. Das bißchen Freude am Dasein, das ihm blieb, wollte er sich nicht verderben lassen. Er meinte, durch sein wirklich gebieterisch und hoheitsvoll gesprochenes: „Man lasse mich aus dem Spiel", der Sache die Spitze abgebrochen zu haben. Die beiden Herren mochten ihre kleinen Eifersüchteleien anderwärts austragen, nur nicht in seiner Gegenwart. Er brauchte bloß anzudeuten, so würde sich etwas dergleichen nie wiederholen.

Und die Herren trugen ihre Eifersüchtelei in der That anderwärts aus. Der Rittmeister, der einzige Kavalier, der zur Verfügung stand, mußte zwischen ihnen vermitteln, und sie kamen überein, die Angelegenheit ein paar Herren der Nachbarschaft, aus Coblenz und Niederlahnstein, anzuvertrauen.

Da nun keiner dem andern irgendwie entgegenkam, so wurde ein Austrag mit der Waffe unvermeidlich, wenn sich auch durch Schwierigkeit der mitsprechenden Umstände die Sache längere Zeit hinzog.



Der Fürst durfte jedenfalls nichts davon ahnen und die beiden Ehepaare hatten das Martyrium zu tragen, sich eine Woche hindurch täglich an der fürstlichen Tafel zu sehen. Für die Damen war es leichter: wenn sie auch nur ungern mit einander sprachen, so konnten sie es doch thun, ohne durch den Ehrenzwang gebunden zu sein. Die Herren befanden sich jedoch in der schwierigen Lage, daß sie mit einander ihres Dienstes wegen verkehren mußten und sich doch eigentlich schon mit geladener Pistole gegenüberstanden.

Da aber gerade in diesen Tagen mehrmals Besuch da war, ein paar Mediatisierte aus dem Westerwald, so war es schließlich zu überwinden. Nur ein Abend wurde peinlich, als der Rittmeister sich in ihrer Angelegenheit in Coblenz befand und sie nach der Tafel wieder Billard spielten.

Das Zimmer erweckte unangenehme Erinnerungen, besonders bei Herrn von Zackerode, dem von der Scene ein peinliches Gefühl zurückgeblieben war, die Empfindung, sich eigentlich nicht gerade tapfer gezeigt zu haben. Aber es war auch eine unangenehme Lage, mit dem langen Eysen ganz allein, der sich plötzlich von einer Gereiztheit gezeigt, daß mag jeden Augenblick erwarten durfte, er werde sich an seinem kleinen Widersacher thätlich vergreifen. Draußen in Wald oder Feld, die Büchse in der Hand, stellte Herr von Zackerode seinen Mann, und wenn es dahin kam, wollte er auch mit der Pistole nicht zurückbleiben, dort war alles geregelt, dort entschied nicht die Rohheit des Menschen, aber hier im Billardsaal — nein, das war ihm ein Gefühl gewesen, wie einem gereizten oder angetrunkenen Eisenarbeiter gegenüber von einem der Hochöfen drüben in Bendorf, dessen muskelstrotzenden Armen er nur faules Fleisch entgegenzustellen hatte.

Doch auch diese Prüfung ging vorüber, und der Ritt-

meister kehrte aus Coblenz zurück, mit zwei Briefen, je an einen der Gegner, die ihnen die Abmachungen der Sekundanten anzeigten.

Als Fabian den seinen zugestellt bekam, konnte er ihn nicht sofort lesen, denn er war im Dienst. Erst als die Herrschaften sich zurückgezogen hatten, war das möglich. Wäre es nicht eine so ernste Angelegenheit gewesen, so hätte es etwas Komisches gehabt, wie die Feinde, nachdem sie Fürst und Fürstin hatten in ihre Privatgemächer verschwinden sehen, dastanden, jeder sein Schicksal in der Brusttasche, jeder brennend vor Begierde, es zu erfahren, jeder aus Schicklichkeit gezwungen, zu warten, bis sie sich wenigstens getrennt hätten, um mit eiliger Hand den Umschlag zu lösen und zu sehen, was über sie von jenen beschlossen worden, denen sie die Wahrung ihrer Ehre anvertraut.

Der große Saal, im Empirestil, etwas steif und unwohnlich, sehr förmlich, aber wirklich schön, ganz in weiß und gold gehalten, erglänzte im Licht der Kerzen, die einen milden Glanz verbreiteten. Da nur Licht von oben fiel, hatten alle Gesichter etwas Düsteres, durch die tiefen Schatten unter den Augenbrauen.

Auf der einen Seite standen Fabian und Frida, auf der andern Herr und Frau von Zackerode. In der Mitte als Bindeglied der neutrale Rittmeister von Demig, der bemüht war, möglichst gerecht, seine Liebenswürdigkeit zu teilen. Sobald sich nun die Thür hinter den Herrschaften geschlossen, fragte der Hofchef seine Frau, halblaut, aber doch so, daß es die andern hören konnten:

— Liebe Frida, ist es dir recht?

Sie nickte und, vielleicht im Gefühle einen guten Abgang zu erzielen und um jede größere Abschiedsszene herum zu

kommen, bot er, was er sonst nie that, seiner Frau den Arm. Er machte dann Frau von Zackerode eine Verbeugung, die, nachdem jene genickt, von Frida erwidert ward. Da Zackerode aber nicht dergleichen that, so ließ man ihn stehen. Er trat zum Rittmeister, als wolle er sich seiner versichern, doch Fabian hatte schon gerufen:

— Herr von Demig, darf ich einen Augenblick bitten?

So mußte sich der Sekretär des Fürsten zuerst zum Hofchef schlagen. Die Stellung war schwierig für ihn. Er war ein Mann ohne Vermögen, der es bis zum Rittmeister gebracht, dann aber den Abschied genommen, weil er wußte, daß er wegen mangelnder Qualifikation doch an der Majorsecke scheitern würde. Es war besser, er sah sich bei Zeiten nach einer Versorgung um; so war er gegangen, obwohl er vielleicht noch ein paar Jahre im Dienst hätte bleiben können. Aber wider seine Hoffnung hatte er keinen Hofposten gefunden und griff infolgedessen nach vergeblichen Versuchen anderwärts, um sich vor der Hand unterzubringen, zur Stelle eines „Sekretärs“ des Fürsten Sarnheim.

Der gut aussehende Mann mit seinen rosigen Bäckchen und seinem gewaltigen Schnauzbart, hinter dem sich allerlei Bedeutung zu verbergen schien, die der Träger gar nicht hatte, konnte bei dem ganzen Handel zwischen den beiden Hofleuten eigentlich nur gewinnen. Beide zusammen blieben natürlich kaum länger im Dienst. Einer mußte weichen. Dann wurde ein Platz jedenfalls frei. Das bedeutete für ihn, den bisherigen Sekretär, unter allen Umständen eine Beförderung.

So betrieb denn der Rittmeister die Angelegenheit mit Aufopferung. Die Schwierigkeit lag nur darin, daß nicht vorauszusehen war, wer eigentlich aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen würde. Darum durfte er es mit keiner

der Parteien verderben. Wenn er sein Übergewicht nach einer Seite neigen ließ, so war es aber doch die des Hofchefs, denn der war thatsächlich sein Vorgesetzter, während der andere ihn streng genommen gar nichts anging, allerdings doch vorsichtig behandelt werden mußte, da er möglicherweise der kommende Mann war.

Nun ging der Rittmeister mit den beiden Eysen hinaus. Fabian hatte den Brief aus der Tasche genommen und las noch einmal die Adresse. Frida stand daneben. Sie lugte über die Achsel. Des Hofchefs Züge waren sehr ernst geworden. Er wog das Schriftstück in der Hand.

— Mach' doch auf! — sagte seine Frau, sehr erregt; doch ihr Mann schob sie sanft bei Seite:

— Bitte, laß dich immer von Friedrich hinüberbegleiten. Ich komme sofort nach.

Sie wollte bleiben, doch er wiederholte so fest, wie sie es nicht von ihm gewohnt war:

— Liebe Frida, bitte thue was ich sage. Das ist nun mal Männersache . . .

Sie mußte wohl oder übel voraus gehen. Der Rittmeister aber flüsterte Fabian zu:

— Morgen früh sieben Uhr. Die Herren kommen her. Die Lichtung am zweiten Gehege ist bestimmt worden.

Der Hofchef reichte dem Rittmeister die Hand:

— Schön, ich finde wohl alles im Briefe. Ich bin Ihnen sehr dankbar.

Darauf ging er davon, den Rittmeister zurücklassend, der sofort Herrn von Zackerode aufsuchte. Dort wiederholte sich eine ganz ähnliche Szene. Die Frau mußte gleichfalls vorausgehen, während die Herren mit einander sprachen. Sie sah unten im großen Vestibule den Hofchef stehen, der beim Scheine

eines der Kandelaber des Treppenhauses einen Brief las. Als er sie nahen hörte, steckte er ihn ein, machte ihr eine kurze, stumme Verbeugung, die sie eben so kurz und stumm erwiderte. Dann rief er den Haushofmeister und fragte ganz unbefangen, wie jeden Abend, so laut, daß sie es noch hören konnte, als sie, wie ebenfalls immer, vom Diener gefolgt, das Schloß verließ:

— Haben Sie noch etwas, Müller?

— Nein Herr Baron.

— Gute Nacht, Müller!

— Gute Nacht, Herr Baron!

Fabian mußte langsam gehen: er wollte Frau von Zackerode, die den gleichen Weg hatte wie er, nicht einholen. Erst als sie im erleuchteten Flur der Mühle verschwunden war und die Thür sich hinter ihr geschlossen, machte er größere Schritte durch den im Mondlicht glitzernden, knirrschenden Schnee. Ein paar Meter vom Hause entfernt, blieb er stehen und blickte zu den Fenstern hinauf. In beiden Stockwerken war Licht. Im ersten erwartete ihn seine Frau, im zweiten wohnten Zackerodes. In beiden würden wohl diese Nacht die Lampen nicht erlöschen.

Er sann einen Augenblick nach, doch vom Schlosse her vernahm er Schritte und sah auf der weißen leuchtenden Decke einen dunklen Schatten näher kommen: sein Gegner. Dann schloß er auf und wieder hinter sich ab. Wie er eben an seiner Flurthür stand, hörte er unten das Klappern des Schlüssels an der Pforte, die heute abend viermal hintereinander auf und zu ging, während sie sonst nur einmal aufgeschlossen ward, um den vier Hofleuten zugleich Eintritt zu gewähren.

Frida kam ihm sofort entgegen und forschte:

— Was stand in dem Brief?

Doch Fabian blieb unerbittlich. Er wollte sie nicht äng=

stigen. Erst als sie ihm auf den Kopf zusagte, das Duell sei beschlossene Sache, griff er zu einer Notlüge und erklärte, — noch nicht — die Herren würden aber morgen früh zu einer letzten Besprechung herüberkommen. Damit begründete er es auch, daß er daranging, seine Papiere zu ordnen, während Frida in Unterrock und Nachtjacke daneben saß und nun fortwährend jammerte:

— Warum bist du denn nur gleich so grob gewesen! Das hätte sich gewiß auch im Guten arrangieren lassen. Hast du denn gar nicht an Frau und Kinder gedacht, Fabian? Ich verstehe dich nicht. Wenn du mich gefragt hättest, würde ich dir gesagt haben, daß das Unsinn ist.

Fabian blickte auf vom Schreibtisch. Seine Frau saß ein Stück davon in einem Schaukelstuhl, den sie unausgesetzt hin und hergehen ließ, wodurch beim Abschwung immer jedes erste Wort des Satzes einen besonderen Nachdruck bekam. Das fortwährende Sprechen störte ihn beim Abschlusse seiner Bücher, und er sagte ganz ruhig, doch sehr bestimmt, als wäre er erst jetzt durch den Ernst der Ereignisse ein Mann geworden:

— Liebe Frida, bitte geh' doch immer zu Bett. Meine Arbeit kann noch sehr lange dauern, denn ich muß für alle Fälle alle Kassen mit Notabschlüssen abliefern. Ich habe die Unterlagen vom Rentamt zwar da, aber es erfordert doch peinlichste Aufmerksamkeit, und es ist nicht möglich, zu arbeiten, wenn du neben mir schaukelst! Ganz unmöglich sogar.

Doch seine Frau, die angesichts der Sicherheit Fabians immer unsicherer ward, als wäre es verkehrte Welt, wie es bisher auch verkehrte Welt gewesen, fing plötzlich an ganz weich zu werden, jammerte, flehte, beschwor das Schicksal, und rief einmal über das andere:

— Daß uns aber das auch passieren muß, uns und dir,

der du doch immer so gentlemanlike gegen diese Leute gehandelt hast! Das ist nun Dankbarkeit! Wenn man so was geahnt hätte, hätte man doch diesen Mann nicht hierhergebracht. So lohnt der Mensch nun das!

Sie fing wieder an zu wippen, das linke Bein halb heraufgezogen, mit dem rechten den Stuhl in Schwung setzend. Es war ihre Gewohnheit, aber heute verlor Fabian die Nerven. Diese Unruhe machte ihn rasend und er bat plötzlich:

— Liebe Frida, willst du nicht endlich zu Bett gehen!

Doch sie wollte nicht. Ihr kam ein entsetzlicher Gedanke:

— Wenn es nun der letzte Abend ist, den wir hier zusammensitzen?

Er hatte schlechtes Gewissen. Möglich wäre es ja immerhin gewesen, und er zuckte nur, in seine Arbeit vertieft, die Achseln. Doch sie sprach fort, bestürmte ihn, die Wahrheit zu sagen, sie habe eine Ahnung, eine fürchterliche Ahnung. Er sollte ihr versprechen, daß er alles thun würde, um die Sache nicht bis zu einen ernsten Ausgang kommen zu lassen.

Da legte er die Feder aus der Hand, schob Bücher und Papiere zurück und begann sie zu beruhigen: wenn es doch zum Kampfe käme, so sei damit noch lange nicht gesagt, daß er einen bösen Ausgang nehmen müsse. Die Bedingungen würden so schwer nicht sein und er habe keine Veranlassung, zu glauben, daß ihm sein Gegner durchaus ans Leben wolle. Bei ruhiger Überlegung müsse man sich sagen, er habe von einem schlimmen Ende nicht den geringsten Vorteil. Im Gegenteil würde ihm ein ernstes Ergebnis nur die Beibehaltung der Stelle, nach der er strebe, beim Fürsten unmöglich machen.

Das sah Frida ein, aber es gelang ihm nicht, dadurch ihre Angst gänzlich zu bannen und plötzlich bemerkte er, wie sie so regungslos dasaß, gar nicht mehr daran denkend, den

Stuhl ins Schaukeln zu versetzen, daß ihr zwei dicke Thränen in den Augenwinkeln standen.

Mit einem Ruck sprang er auf. Seine Frau weinte. Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er das noch nie gesehen, als wäre ein Wunder, ein köstliches Wunder geschehen: eine Thräne! Eine Thräne in einem Frauenauge, das die Natur zwar zart und schwach, doch empfindsam und mitfühlend geschaffen, das aber nie anders geblickt als überlegen und scharf, gebieterisch und starr. Eine Thräne! Er war ganz erschrocken, tief bewegt. Und er trat zu seiner Frau, zog sie auf das Sofa und seit Jahren, seit vielen Jahren sprach er mit ihr wieder, wie er einst zu ihr geredet, als sie junge Eheleute gewesen, hielt sie im Arm, wie man ein gebrechliches, liebendes Geschöpf umfängt, flüsterte ihr Worte ins Ohr, längst nicht mehr gehörte, Kosenamen der Liebe, legte seine Wange an die ihre, blickte ihr in das Auge, das nur immer hart ihn angeschaut, das nur immer zu ihm gesprochen „du mußt", das seit Jahren nicht mehr gebeten, seit Jahren nicht sich ihm mit liebevollem Blick in die Augensterne gesenkt, wie einst in längst vergangenen, ersten Ehetagen, wo sie einander ansehen konnten, tief, bis vor der zehrenden Glut des innigen Verständnisses, der heißen, echten Liebe, der Blick sich umflort von einer Thräne — wie heute.

Sie sagten sich nichts, sie hielten sich nur umschlungen, sie schmiegten sich eng aneinander, sie weinten plötzlich beide, beide alte Eheleute, beide gesetzte Menschen, beide durch Charakterzüge, durch Härte des Weibes, Schwäche des Mannes von einander getrieben, einander fremd geworden.

Sie sprachen nichts mehr, sie hatten sich verstanden, es bedurfte der Worte nicht und ruhig ließ sich Frida hinüberführen von ihrem Mann ins Schlafzimmer nebenan. Er setzte

sie auf den Bettrand nieder und flüsterte ihr zu, indem er ihr das Haar strich:

— Lege dich ruhig schlafen. Ich gehe noch hinüber, um alles in Ordnung zu bringen; ich komme bald nach. Aber nicht wahr du wirst schlafen!

Sie lächelte ihn an, Fabian schlich sich zurück in sein Zimmer, um die Arbeit am Schreibtisch aufzunehmen. Es dauerte nicht gar lange, dann hatte er die Abrechnungen und Papiere des Rentamtes richtig befunden, schloß sie ein und nahm seine eigenen Kontobücher vor. Er war immer peinlich ordentlich in Rechnungssachen gewesen; viel hatte er nicht auszugeben, also auch nicht viel zu rechnen und zu schreiben.

Endlich warf er noch einige Briefe hin, ganz kurz. Er schrieb nicht gern, es ging ihm zu langsam von der Hand, er war keine Natur, der es Bedürfnis gewesen wäre, sich auszusprechen. Nur ein paar Worte an den Minister waren es, er möchte seiner Familie gedenken, Worte, die er eigentlich mehr verfaßte, um nichts versäumt zu haben, als daß er sich beim Zustande des alten Herrn für die Seinen viel davon versprochen hätte. Dann ein Brief an den Fürsten, der ihm trotz allem und allem nun doch siebenzehn Jahre lang ein bis auf die Trübungen der letzten Zeit sich gleichbleibender guter Herr gewesen. Er empfahl seine Familie, die Hinterbliebenen eines langjährigen und wie er sagen könne auch treuen Dieners, der gütigen Fürsorge Seiner Durchlaucht.

Bei alledem war er mit dem Herzen kaum dabei gewesen. Aber nun nahm er die beiden letzten Briefbogen vor und auf den einen legte er Wünsche und Gedanken nieder für den Kadetten Curt-Fabian, seinen Sohn. Er überschrieb dieses Blatt: „Für den Fall meines Todes“.

Auf den letzten Bogen warf er nur die Worte:

Meiner lieben Frau.

Meine liebe Frida, ich will Dir noch einen Abschiedsgruß schicken. Du hast mich sehr glücklich gemacht, und wenn wir manchmal kälter zu einander gestanden haben, so sei versichert, daß die Thränen, die Du heute abend um mich vergossen hast, mich so zurückgeführt haben in die erste Zeit unserer Ehe, daß ich Dir von Herzen danke und in dieser Erinnerung jetzt leicht sterben kann. Ich umarme die Kinder und küsse Dich

F.

Er siegelte die Briefe und betrachtete lange Zeit das uralte Wappen seiner Familie: das Herz von Eisen.

Dann löschte er die Lampe aus und ging ins Schlafzimmer. Er sah nach seiner Frau; sie lag noch unausgezogen auf dem Bett in tiefem Schlaf. Lautlos streckte er sich in seinen Kleidern auf sein Lager, bemüht, sie nicht zu wecken; er fürchtete, sie möchte doch noch in ihn dringen wegen morgen früh, fürchtete, er möchte weich werden.

Wie er so schlaflos lag und sich ausmalte, was ihm bevorstand am nächsten Morgen, kam über den Mann, der nie ein Held gewesen, der sich immer untergeordnet im Leben, der immer einer Stütze bedurft, thränenreiche Weichheit.

Es war ihm wie eine Vorahnung, daß er morgen früh den letzten Gang ginge; er hatte das Gefühl, es wäre fast besser für die Seinen, wenn er das Feld räumte. Wenn er weiterlebte, nahm er, ob so oder so, den Abschied. Dann lebten sie von der Pension — die er erhoffte — und dem geringen Zinsertrag seines bescheidenen Kapitals, und sie waren fünf. Starb er aber, so schien die Pension sicherer als so — und es blieben nur vier Esser am Tisch.

Es wäre also das Beste für die Seinen — wenn er fallen würde.

Er überdachte noch einmal seine Existenz und in diesen Minuten fiel der ganze Hofmann ab von seiner Seele, der ihm eigentlich nur von der Frau aufgedrungen und aufgeredet worden. Es blieb bloß der Mensch, Fabian Freiherr von Eysen und Ley, der Abkömmling derer vom eisernen Herzen.

In dieser Stunde kam ihm die Erkenntnis: er hatte kein Herz von Eisen. Er fühlte, daß er mit der hohen Gestalt, dem energischen Adlerangesicht doch nur eine arme müde Seele war, ein einfacher Mensch, der nichts als Ruhe begehrt, dessen Ehrgeiz aber ihn kleidete wie geborgtes Gewand.

Er war Offizier geworden, eigentlich ohne eignes Wollen, er hatte gedient ohne Lust, ohne Ehrgeiz, ohne Leidenschaft, sich dann verheiratet, ohne etwas dafür zu thun, und darauf siebzehn lange Jahre in einem stillen, toten Waldschlosse verloren. Das Leben war ihm enteilt, er wußte nicht wie, und nun an der Neige, stand er, der ruhie friedfertige, fast ängstliche Mann vor einem Zweikampf, er wußte nicht warum.

Trotz alledem wurde es ihm nicht leicht, alles zu verlassen, was ihn bisher umgeben: das Schloß, das er Jahre hindurch verwaltet, wie er meinte, ehrlich nach bestem Können und Verstehen, die alte Mühle hier, wo er doch auch glücklich gewesen, wo seine Kinder geboren, die er liebte.

Seine Kinder! — — Er erhob sich behutsam. Um keinen Lärm zu machen, zog er die Stiefel aus. Dann schlich er hinüber zum Zimmer auf der anderen Seite, wo die beiden Mädchen schliefen. Ein riesiger, schmaler Schatten folgte ihm gespenstisch an der Wand.

Fabian blickte nur hinein, er fürchtete, die Kinder zu wecken. So sah er bloß ihre blonden Köpfe im Dämmer-

schein, den die Mondhelle der Nacht durch den Schneereflex verstärkt zum Fenster hereinwarf. Er hörte tiefe Atemzüge, regelmäßig, der Schlummer der Jugend.

Lautlos schloß er wieder die Thüre, und ging in sein Zimmer zurück. Es war schwül. Er öffnete ein Fenster und ein eisiger Luftzug wehte herein, aber er that ihm wohl. Forst, Schneeweite, alles schwieg, nur in der Ferne rauschte das Wehr. Drüben lag das Schloß, das hohe Dach wurde vom Monde erhellt, die Mauern sahen finster aus und drohend in ihrem tiefen Schatten.

Da war es ihm, als hörte er über sich jemand gehen. Dort lag das Wohnzimmer dessen, dem er morgen früh begegnen sollte. Es wurde plötzlich dunkel: der Mond war hinter eine Wolkenwand getreten.

Fabian trat ans Fenster. Oben war noch Licht. Die erleuchteten Fenster zeichneten sich deutlich hell auf dem Schnee ab. Und nun erblickte er seinen eigenen Schatten unten auf der weißen Fläche. Er bewegte sich, beugte sich vor. —

Im selben Augenblick erschien oben über ihm auch einer am Fenster. Sein Gegner, den gleichfalls der Schlaf floh. Das war Fabian wie eine Erscheinung, und entsetzt prallte er zurück, während oben der Schatten unbeweglich blieb, als behaupte er das Feld . . . . . .

Am anderen Morgen, am 2. Februar 1888 um sieben Uhr zehn Minuten schoß beim ersten Kugelwechsel Herr von Zackerode den Hofchef des Fürsten von Sarnheim-Resa, Fabian Christobald Heinrich Ernst Freiherrn von Eysen und Ley — tot.

23.

Fabians plötzliches Ende war wie ein Blitzschlag in die Familie gefahren. Wie es geht, wenn jemand noch kein höheres Alter erreicht hat, nicht krank gewesen ist und plötzlich abberufen wird, wollten es die Verwandten zuerst garnicht glauben.

Das erste Telegramm hatte der Minister erhalten; bald darauf ging Fabians Abschiedsbrief an seinen Onkel ab. Doch einen wesentlichen Eindruck machte er auf den alten Herrn nicht mehr, er sagte nur, als ihm Schwester Irma beide Botschaften schonend mitteilte:

— Der arme Ernst! — als wäre er nicht mehr im stande, die Person seiner beiden Neffen auseinander zu halten.

Das Begräbnis fand in aller Stille in Sarnheim statt. Es waren dazu von seiten der Familie nur der Oberst und die Stiftsdame gekommen. In Poltze scheuten sie die Kosten der langen Reise; Ludwig befand sich, wie Frida vom Kontor aus benachrichtigt wurde, auf einer Geschäftsreise nach der Habana; Graf und Gräfin Eysen waren in Nizza, und begnügten sich, einen prachtvollen, mächtigen Strauß von Frühlingsblumen zu schicken.

Der Fürst war ganz außer sich, und es trat ein, was nicht einmal Rittmeister von Demig in seinen kühnsten Träumen vorausgesehen: Herr von Zackerode wurde augenblicklich auf Wartegeld gesetzt, und der bisherige Sekretär mußte bis auf weiteres die Geschäfte des Hofchefs, wie des Jägermeisters übernehmen, mit bestimmter Aussicht, eines von beiden zu werden, wenn nicht gar beide Ämter in seiner Person zu vereinigen.

Er war über den Ausgang des Zweikampfes sehr er-

schüttert, und nun, wo das Duell geradezu sein Glück gemacht, schämte er sich fast. Es war ihm peinlich, als wäre er mitschuldig und könnte der Witwe nicht mehr unter die Augen treten.

Alles war so schnell vor sich gegangen, daß Frida die weiche Szene mit ihrem Mann wie ein Traum, wie ein Wunder erschien. Als sie die letzten Worte fand, die Fabian an sie gerichtet, brach sie in einen solchen Weinkrampf aus, daß die beiden Töchter nicht wußten, was sie mit der Mutter anfangen sollten.

Sie begriffen den Verlust nicht recht. Bertha, noch ein halbes Kind, hatte ein Grauen empfunden, als der mit Decken überhangene Körper des Vaters ins Haus gebracht worden. Sie wollte nichts sehen, nichts hören, versteckte sich in ihrem Zimmer, weinte und jammerte unausgesetzt. Da mußte denn Amélie, die älterere, trösten, ihr Vernunft zureden, sie, die selbst unausgesetzt in Thränen ausbrach.

Den Kindern wurde der Vater nicht mehr gezeigt. Er hatte einen Schuß in den Kopf erhalten, der ihn sehr entstellte. Auch Curt-Fabian, der Kadett, sah ihn nicht wieder, weil der Sarg bereits geschlossen war, als er ankam. Das einzige, das er von seinem Vater noch zu Gesicht bekam, war der Brief, den der Papa in der letzten Nacht an seinen Sohn gerichtet.

Der ward ihm erst nach der Beisetzung gegeben.

Die Familie: Frida, Elisabeth, Rudolf, und die Kinder, war im Wohnzimmer versammelt. Die Stiftsdame suchte ihre Schwägerin zu trösten, aber Frida saß starr und regungslos in einer Ecke, blickte auf einen Punkt vor sich hin, nickte nur fortwährend, biß auf das Taschentuch und war keinem Trost zugänglich.

Es war Unruhe und Umherirren im Haus, denn Zackerodes, die das zweite Stockwerk geräumt hatten, ließen bereits ihre Einrichtungsstücke und Habseligkeiten abholen. Auf den Treppen klang Laufen und Schlürfen schwerer Schritte der Leute, die die Möbel hinabtrugen. Man hörte Stimmen unten vor dem Haus beim Aufladen in den Möbelwagen. Und diese allgemeine Unruhe hatte sich auch den Kindern mitgeteilt, die unausgesetzt umherirrten, einmal in des Vaters Zimmer, einmal in das Schlafzimmer hinüber, um vom Kinderzimmer durch das Eßzimmer zurückzukehren. Die Erzieherin ermahnte sie verschiedene Male, sie machten die Mutter nervös, aber es half nichts, und sie beruhigte sich auch dabei, denn sie wußte selbst nicht, was sie mit den Kindern anfangen sollte.

Die Stiftsdame war früher beinah nie zu ihrem Bruder Fabian gekommen. Sie wurde nicht eingeladen, oder doch in solch allgemeinen Redensarten, oder so frostigem Ton, daß sie keine Veranlassung fand, sich aufzudrängen. Die dicke Person, mit den Berliner Ausdrücken und dem jetzt beinahe weiß gewordenen Tituskopf, mit ihrer uneleganten Kleidung, ihrer Derbheit und Rücksichtslosigkeit schien Frida an den Sarnheimer Hof nicht zu passen. So hatte sich auch nie ein wärmeres Verhältnis zwischen den Schwägerinnen entwickeln können.

Und nun saß die Stiftsdame neben der aller Zusprache unzugänglichen Schwägerin, umgeben von den umherirrenden Nichten, die sie eigentlich kaum kannte, und wußte nicht recht, was sie beginnen sollte.

Sie kämpfte gegen sich an, sie wollte traurig sein, und war doch eigentlich nur erschrocken. Ihrer Manier entsprechend, hätte sie sich Luft machen müssen in allerlei Redensarten, in Lärm und Worten, und konnte es doch nicht, angesichts des Ernstes der Stunde in diesem sonst so formvollen Haus,

wo man ihre Lebhaftigkeit, ihre laute Sprache, ihr Herumfahren wahrscheinlich nur als unschicklich empfunden hätte. So dachte sie auch daran, Sarnheim möglichst bald wieder zu verlassen. Helfen konnte sie ja doch nichts, und sie verabredete in einer Ecke, nachdem sie die Bemühungen, Frida zu trösten aufgegeben, mit dem Vetter Rudolf die gemeinsame Rückfahrt nach Berlin.

Er konnte wegen dringender Generalstabsgeschäfte so wie so nicht bleiben, und das war ihr fast wie ein Trost.

Nach dem Essen, bei dem nur schwer durch des Obersten Hilfe eine Unterhaltung zu stande kam, erklärte Elisabeth, sie müsse nach Berlin zurück.

Um irgend einen einleuchtenden Grund zu haben, behauptete sie:

— Weißt du, liebe Frida, so 'ne Eisenbahnfahrt janz allein is für 'ne Dame immer 'ne miesige Sache, da wäre mir's doch lieber, ich benutzte die Gelegenheit und führe mit Rudolf zurück. Der kann mich chaperonnieren, — wenn ich auch nicht glaube, daß 'ner alten Schachtel wie mir weiter was passieren würde.

Sie hatte schon wieder sehr laut gesprochen und eigentlich eine ganz lustige Miene angenommen, sodaß Frida ein absichtlich schmerzliches Gesicht zog. Es schien zu sagen: wieder so laut, so laut, und gerade heute!

Aber sie erwiderte nichts darauf, sodaß es also beschlossene Sache war und der Wagen um fünf Uhr bestellt wurde, sie nach Vallendar an den Zug zu bringen.

Vor der Abreise zog der Oberst den Kadetten drüben in Fabians Zimmer noch einmal in's Gespräch.

Er redete mit ihm über den Ernst des Augenblicks, über die Bedeutung dieses Verlustes für einen Knaben wie er, sagte

ihm, wenn er irgendwie Rat bedürfe, stünde er zur Verfügung. Gerade im militärischen Leben, in dem der Kadett sich ja schon halb befände, wäre Rücksprache mit einem Mann von nöten. Die Mutter, wie gut sie es auch meinte, könnte doch allerlei nicht verstehen und beurteilen, weil sie als Frau den Dingen zu fern stünde.

Curt=Fabian war ein hoch aufgeschossener, blonder Junge, dessen Gesicht noch etwas sehr Ausdrucksloses hatte, weil bei dem Hellblond die Augenbrauen nicht sichtbar waren. Man sah nur ein paar große, wasserblaue Augen. Aber sie schauten mit angenehmem Ausdruck, klug und mit Wärme, aus dem unausgebildeten Gesichtchen in die Welt.

Er dankte dem Vetter seines Vaters, und während er sprach, hatte er immer die Absätze beieinander, dem Vorgesetzten gegenüber. Das lähmte ein wenig seine Worte, machte ihn befangen und hinderte die Annäherung.

Der Oberst fühlte etwas Dergleichen, deshalb legte er den Arm dem Neffen um die Schulter und führte ihn ans Fenster.

Während die beiden nun in die Ferne, in die weite weiße Landschaft hinausblickten, wo sich Schneehügel an Schneehügel reihte, wo der dichte Forst wie eine große, dunkle, schneebespritzte Mauer dastand, fing der Oberst an, weicher zu reden zum Herzen des kleinen Kadetten:

— Mein armer Junge, das sind schwere Zeiten, wie sie nun einmal ein jeder von uns in seinem Leben überwinden muß. Vielleicht erscheint dir der Moment so bitter, daß du denkst, du könntest nicht schlimmer geprüft werden, vielleicht findest du Gott ungerecht, daß er dir so plötzlich den lieben Vater genommen hat; aber denke immer, daß dein Vater nicht gelitten hat, daß er jetzt vielleicht glücklich ist, glücklicher als wir alle. Das muß dir ein Trost sein. Und dann du kleiner

angehender Soldat, siehst du, dein Papa ist so gefallen, wie wir vielleicht beide einmal fallen müssen, von der Kugel. Denn du bist ja Soldat, bist es jetzt schon. Und da denke immer an deinen Vater, wenn dir irgend etwas schwer wird, wenn du irgend im Zweifel bist, die Versuchung vielleicht an dich herantritt! Denke immer, der Vater sieht es vielleicht doch, der Vater begleitet dich auf dem Lebensweg, was wird er dazu sagen, wird er es gut finden oder schlecht. Und dann, mein Junge, mußt du so handeln, daß du deinem Vater Ehre machst und selbst überzeugt bist, wenn er es sehe und wüßte, würde er sagen: „Es ist recht so."

Vergiß nicht, daß du ein Eysen bist, daß du Verpflichtungen hast, daß du ein tüchtiger Kerl werden mußt, wie es noch die Eysen alle gewesen sind. Einen anständigen Namen trägt man nicht umsonst. Und dann vergiß deinen Onkel nicht, wende dich an mich, wann du willst. Ich stehe immer zu deiner Verfügung. Du weißt meine Adresse, als kleiner Soldat kennst du das ja, einfach: „Berlin, großer Generalstab", und wenn's ganz nötig wäre, kannst du telegraphieren.

Der Oberst hatte in seiner kurzen etwas militärischen Art und Weise gesprochen, aus der jedoch Herz klang, das zum Herzen ging. Der Kadett stand neben ihm und blickte in die nun einfallende Dämmerung hinaus, ohne sich zu regen, mit der inneren Bewegung kämpfend wie ein Mann, und als der Onkel sich zu ihm beugte, gewahrte er, wie des kleinen Kerls große wasserblaue Augen zuckten und glänzten, wie jedesmal, wenn die Lider einen Moment geschlossen geblieben, sich ein Tropfen löste, auf den Waffenrock niederfiel, einen Augenblick auf dem Stoff lief, abtropfte und hinuntersank.

Da sprach der Oberst mit weicher, zitternder Stimme:

— Weine nur, das erleichtert, das schafft Luft! Brauchst

dich ja nicht zu schämen! Was schadet denn das? Du denkst wohl, weil du Soldat bist? — Das thut nichts.

Er hatte ihm dabei über die Wange gestrichen und mit einem Male löste sich der ganze Schmerz in dem Knabenherzen und der Kadett schlang plötzlich ungeachtet der militärischen Haltung, die er immer noch bewahrt, die Arme um den Nacken des Onkels und schluchzte laut.

Als der Wagen davongefahren war, schien es dem Kadetten, als wäre er gänzlich verlassen. Bei der Mutter konnte er keinen Trost finden und da setzte er sich, während die anderen noch drüben blieben, an den verwaisten Schreibtisch seines Vaters und nahm noch einmal den Abschiedsbrief vor.

Er laß ihn nicht, er wußte die wenigen Worte auswendig, die nur lauteten: Einen letzten Gruß von Deinem Vater. Werde ein tüchtiger, braver Mensch, arbeite und lerne mehr, als er gearbeitet und gelernt hat, dann wirst Du etwas werden auf der Welt und überall wird Dich begleiten der Segen Deines Vaters.

Und der kleine Soldat gab sich das Versprechen, das zu werden, was ihm der letzte Gruß, der letzte Wunsch seines Vaters empfahl. —

Der Oberst suchte kurz darauf Onkel Heinrich auf, um Bericht zu erstatten. Er fand den alten Herrn aber in einem Zustand, daß es unmöglich gewesen wäre, ihm etwas mitzuteilen.

Es ging mit dem Minister zu Ende. Die gesunde Natur hatte er sich bis in sein hohes Alter bewahrt, der Kampf gegen den Verfall war lang und zäh. Es schien, als wären nun die Kräfte aufgezehrt und der Widerstand könne nur noch kurz dauern.

Trotzdem trat ein Stillstand ein. Der Arzt meinte, der

Kranke würde in diesem apathischen Zustand, der zwischen Wachen und Schlaf schwankte, falls nicht ein neuer Schlaganfall einträte, unbestimmte Zeit verharren können.

Man wußte manchmal nicht recht, ob der Minister noch verstand, was man ihm sagte. Er vegetierte dahin, nahm Nahrung zu sich, aber lag sonst beinah immer regungslos da, noch mehr zusammengesunken und nach der Seite gebogen wie früher. Für die, die des schönen, alten Herren gerade Haltung und wundervolle Erscheinung gekannt, ein schmerzlicher Anblick.

Manchmal ging es besser; dann war es, als ob die Kräfte erwachten, als würde das unzureichend ernährte Gehirn neu mit Blut gespeist. Dann ward er lebbhafter, versuchte sich aufzurichten, nahm teil, fragte nach diesem und jenem, vor allem nach der Familie, immer wieder nach der Familie.

Aber die alten Verwechslungen fanden statt. Manchmal wußte er, daß sein ältester Neffe Ernst gestorben, manchmal wieder schien es nicht so, und nie vermochte er die Brüder auseinanderzuhalten.

Die lichten Momente trafen selten mit dem Besuch der Verwandten zusammen. So mußte Schwester Irma erzählen, was er gesagt, gewünscht, wonach er gefragt, wovon er phantasiert und geträumt.

Einmal hatte er sich mit seiner verstorbenen Frau unterhalten, ein andermal beschäftigte ihn Christi in seinen Träumen. Dann ward er bös, sprach scharf, urteilte vernichtend, sagte, er habe seine Pflicht verletzt als Mensch, als Offizier, als Eysen, er wäre nicht wert, daß sich eine Hand um ihn regte. Solche faulen, dürren Äste am Baum sollten abgeschlagen werden, rücksichtslos. Dann vermischte sich Christis Bild mit dem des anderen Großneffen Fedor, von dem er so lange nichts mehr gehört.

Aber es war, als spräche der alte Herr von diesem milder, fast wie mit Zuneigung.

Von Josef redete er nicht mehr, aber hier und da erschien, wie eine prächtige, exotische Gestalt in seinen Phantasien die verstorbene Paz.

Und da hatte der Minister, der in seinen letzten klaren Zeiten noch als achtzigjähriger Mann Darwinsche und Häckelsche Schriften gelesen, es über sich gebracht, zu sagen — anders war dieser Zusammenhang in den Reden des Kranken kaum zu begreifen —:

— Thut nichts, thut nichts, bringt neues Blut hinein, das ist nötig, das frischt wieder auf, das verbessert die Rasse.

Der Schwester Irma waren diese Worte so merkwürdig und eigen erschienen, daß sie sich die einzelnen Ausdrücke genau gemerkt hatte.

Plötzlich kam ein jäher Stoß in das ersterbende Seelenleben des Kranken.

Es war der achte März, ein trüber Tag. Es schien, als wollte es gar nicht wieder Frühling werden. Alles war grau in grau. Regen fiel. Es ward zeitig dunkel, sodaß die Vorhänge geschlossen wurden und man auf dem Tisch des Ministers die Lampe angezündet hatte. Man wußte, der Kaiser war krank. Ernste Gerüchte liefen um, doch man glaubte sie nicht. Noch am Nachmittag war Hermine, des Obersten Frau, dagewesen, hatte Onkel Heinrich gesehen, er hatte sie erkannt, denn es ging ihm heute besser, hatte ihr die Hand gestreichelt und gesagt:

— Siehst du, das ist schön von dir, daß du mich nicht vergißt, meine liebe . . .

Aber als wäre ihm der Wortsinn entschwunden, konnte

er den Namen seiner Nichte nicht finden. Man merkte, wie es ihn quälte, wie er suchte, und schließlich gab er es auf.

Da kam um ein halb sieben Uhr der Portier des Hauses und erzählte atemlos, das Gerücht liefe um, der Kaiser sei gestorben. Der Minister schlief, so konnte es ihm nicht beigebracht werden. Und es war gut, denn bald darauf wurde die Nachricht in ganz Berlin dementiert.

Draußen regnete es unaufhörlich, aber trotz des strömenden Regens stand die Menge Kopf an Kopf gedrängt von der Charlottenstraße bis zum Opernhaus, ohne Laut in flüsternder Erwartung.

Das Palais des Kaisers war erleuchtet vom Keller bis zu den Mansarden hinauf. Nirgends ein Vorhang geschlossen, nur im Parterre waren in den letzten drei Fenstern nach den Linden zu die Rouleaux herabgelassen.

Es war, als stünde der Atem von Berlin still. Alles wartete stumm. Oberst von Eysen stand mit seiner Frau unter der Menge, wie beklemmt und benommen. Er wollte Onkel Heinrich persönlich den Tod seines Herrn und Kaisers mitteilen. Jedesmal, wenn irgend jemand ankam am Palais wenn die kleinen Spitzreiter der Kaiserin auf ihren schlanken Pferdchen als Kuriere die Linden hin- und herflogen, drückte er ohne ein Wort zu sagen Herminens Arm. Er starrte wie unausgesetzt hinüber zu den erleuchteten Fenstern, hinter denen man Dienerschaft und Ärzte sich bewegen sah, hinter denen man den sterbenden Kaiser ahnte.

Minute auf Minute verstrich, Minuten wurden zu Stunden. Es regnete unaufhörlich, als weinte der Himmel unzählige Thränen. Man konnte die Schirme nicht aufspannen in dem Gedränge und als Hermine, die sich gegen die Nässe nicht schützen konnte, zusammenschauerte, sagte Rudolf:

— Wir wollen wohl lieber nach Haus?

Hermine nickte, und der Oberst führte sie fort. Es ließ ihm keine Ruhe, er wollte wieder zurück, nachdem er sie nach Haus gebracht. Aber an der Ecke der Charlottenstraße trafen sie einen Flügeladjutanten, den sie kannten.

Der erzählte, die Leibärzte hofften, den Kranken bei seiner starken Konstitution über die Krisis zu bringen.

Die beiden atmeten auf.

— Wenn nur der Kronprinz da wäre! — meinte Hermine. Rudolf antwortete:

— Er ist ja unterwegs.

Und an diesem Abend hatten sie fast Onkel Heinrich, dem es ja auch schlecht ging, über dem Schicksal Deutschlands vergessen.

Die Nacht verging. In Berlin blieb alles ruhig. Das Palais blieb erleuchtet und auch in der Wohnung des Ministers ging das Licht nicht aus.

Am Morgen lag die Voßstraße tot und verlassen da. Der alte Diener fragte den Portier am Thürspalt:

— Sind Nachrichten da vom Kaiser?

— Nein.

In diesem Augenblick stürmte der Oberst die Treppe herauf. Er legte nicht ab und fragte nur sehr erregt:

— Wie geht es Onkel? Kann man ihn sprechen?

— Excellenz ist wach, — antwortete der Diener.

— Ja, aber kann ich ihn sofort sprechen?

— Ich glaube schon, Herr Oberst!

Schwester Irma kam ihm auf dem Flur entgegen. Sie hatte die Thür halb aufgelassen, und die ersten Worte des Obersten waren bewegt, laut und deutlich:

— Der Kaiser ist tot!

Da klingelte es drin. Sie gingen beide hinein. Der Minister war aufgeregt, seine Finger spielten auf der Decke, er suchte unausgesetzt sich aufzurichten und fragte lebhaft:

— Was habt ihr da gesagt? Was habt ihr da gesprochen? Sagt mir gleich, was ihr da gesprochen habt.

Rudolf blickte die Diakonissin an, er wußte nicht recht, ob er es gleich so mitteilen dürfte, um ihn nicht zu erschrecken. Doch sie fürchtete die steigende Erregung des Kranken, der glaubte, daß man ihm irgend etwas verheimlichen wollte, und nickte.

Da sagte der Oberst, dabei des Ministers Hand ergreifend:

— Lieber Onkel, eine sehr, sehr traurige Nachricht. Ich bin gekommen, um dir zu sagen: unser guter, alter Kaiser ist eben verschieden.

Der alte Herr richtete sich höher auf, als er es je in den letzten Monaten gekonnt:

— Du sagst — — —?

— Der Kaiser ist gestorben.

Er blickte den Neffen an, dann sank er zurück, nickte ein paar Mal bedächtig mit dem Kopf und meinte langsam:

— Mein gütiger, gnädiger Herr und König!

Darauf versank er in langes Brüten. Er sagte nichts mehr und schien auch nicht mehr teilzunehmen. Der Oberst wartete noch, ergriff seine Hand, streichelte sie und fragte:

— Onkel bist du wach?

Der Kranke nickte. Er begann plötzlich etwas zu erzählen, eine Begegnung, Audienz oder Besprechung — das wurde nicht ganz klar — mit dem entschlafenen Kaiser Wilhelm. In der Erinnerung wurde er ganz lebhaft, sein Geist schien sich an der Vergangenheit neu zu beleben. Aber alles, was er erzählte, lag weit zurück, von den letzten Jahren war nicht

die Rede. Jugend- und erste Mannes-Erinnerungen schienen aufzutauchen. Mit einem Male nahm seine Stimme wieder den milden, weichen Ausdruck an wie vorhin, indem er die Worte wiederholte, fast im selben Tonfall:

— Mein gütiger, gnädiger Herr und König!

Darauf schwieg er. Der Redefluß war versiegt. Der Greis schien müde zu sein. Er sagte nur noch einmal, es klang fast wie ein Trost, als beruhigte sich der alte Mann über den Tod dieses Großen der Erde, dem er einst gedient und der sich des Todes Majestät noch vor ihm hatte beugen müssen:

— Der König war aber über fünf Jahre älter . . .

Dann hörte man nichts mehr. Rudolf wartete noch eine Weile, aber da der Onkel schwieg, fragte er vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, wiederum:

— Onkel bist du wach?

Keine Antwort.

— Onkel schläfst du?

Man hörte nur die tiefen Atemzüge des alten Herrn. Auf den Fußspitzen schlich der Oberst hinaus ins Nebenzimmer, zur Diakonissin. Sie stand am Fenster, unbeweglich. Man sah nur ihre weiße Haube sich gegen das Licht abzeichnen:

— Schwester! — rief sie leise der Oberst an. Sie fuhr herum, zuckte zusammen:

— Mein Gott, bin ich erschrocken!

— O, das wollte ich nicht. Excellenz schläft, da will ich gehen. Ich muß nach Haus.

Schwester Irma rückte ihre Haube zurecht, die sich verschoben:

— Ich war so in Gedanken. Ich dachte an den Kaiser. Ich horchte auf das Geläut. Hören Sie, Herr Oberst?

Sie lauschten beide.

Doch plötzlich fuhr der Oberst auf:

— Hat Excellenz nicht gerufen?

Sie traten in sein Zimmer. Nein, er lag unbeweglich da. Er schlief. Und doch . . . Schwester Irma lauschte noch einmal. Sie vernahm nichts. Nun trat sie näher heran. Ihre Züge hatten einen ängstlichen Ausdruck angenommen. Ganz nahe legte sie ihr Ohr an.

Der Oberst hatte aufgemerkt:

— Was ist denn? — flüsterte er. Die Diakonissin ergriff des Ministers Hand und fühlte den Puls. Die gelblichen, runzligen, alten Finger gaben nach:

— Ich glaube . . . Herr Oberst . . . — stammelte sie.

Schnell trat nun auch Rudolf heran, legte eiligst, behutsam, den Säbel ab. Er ahnte was geschehen. Sie sprachen nichts. Sie brauchten sich nicht erst zu verständigen. Schwester Irma klingelte und gab flüsternd dem Diener den Auftrag, so schnell als möglich den Doktor zu holen.

Der Diener warf einen erschrockenen Blick hinüber zu seinem Herrn, dann stürzte er davon.

Die beiden bemühten sich um den Körper, legten ihn zurecht, richteten den Kopf auf, schoben Kissen unter. Dann rückten sie den Tisch ab, und der Oberst nahm neben Onkel Heinrich auf einem Stuhle Platz. Er ergriff des Ministers erkaltende Hand und hielt sie liebevoll in der seinen, während die Diakonissin am Fußende des Lagers niedergekniet war, um zu beten.

Von draußen klang ein unbestimmter Lärm herein, ein Brausen und Rauschen, dazwischen dumpf das Läuten der Glocken.

Rudolf überdachte das Menschenleben, das hier geendet, wie es Streben und Thätigkeit gewesen, Wunsch und Bedürf-

nis, vorwärts zu kommen in der Welt, sein Pfund nicht zu vergraben, seinen Adel, wie er so oft selbst gesagt, persönlich sich zu verdienen.

Er hatte das Gefühl, als wären nicht alle Eysen auf dem Wege dazu. Des Onkels und seine eigene Generation hatten die Siege erfochten, das Reich gegründet, das Schwert geführt und geblutet.

Aber nun kam ein neues Geschlecht herauf, das heranwuchs und erzogen werden sollte. Das mußte auf andere Weise arbeiten können und vorwärts schreiten, das sollte erwerben und ausbauen in Friedensarbeit unter dem Schutze des Schwertes seiner Brüder, den neuen Lebensbedingungen gewachsen, das müßte zeigen, ob in dem alten Blut noch Entwicklungskraft, Trieb, Jugend steckte.

Aber diese Stunde gehörte der Vergangenheit — dem Toten. Und Rudolfs Gedanken glitten vom Onkel hier an seiner Seite hinüber zu dem Größeren, der drüben im Palais lag, dem sein Minister ein treuer Diener gewesen, mit denen beiden eine ganze Zeit ins Grab sank.

Dumpf klang durch das geschlossene Fenster das Dröhnen und Anschlagen der Glocken in der Ferne, die mit ihrem ehernen Munde der Stadt Berlin verkündeten: „Der Kaiser ist tot." Die die Trauerbotschaft hinaustrugen über das ganze Land: „Der Kaiser ist tot", die auch in der Ferne klangen, überall wo Eysen lebten: in Poltze droben in der Prignitz, in Hamburg und am Rhein, auch ihnen die Botschaft zu verkünden: „Eine neue Generation steigt herauf!" — „Der Kaiser ist tot!"

24.

Der Minister wurde in der Gruft von Krohberg an der Seite seiner Frau beigesetzt. Die Feier litt unter dem Eindruck des Todes Kaiser Wilhelms des Ersten. Sie ward durch dieses gewaltige Ereignis verdunkelt, ja eine ganze Anzahl Leute, die ohne Zweifel zur Beerdigung gekommen wären, erschienen nicht, weil sie dienstlich, oder aus irgend einem Grunde wegen der Ungewißheit in Berlin festgehalten wurden.

Nicht einmal die Familie war vollzählig vertreten: Ludwig war noch nicht nach Europa zurückgekehrt. Frida aber mit der Auflösung des Haushaltes in Sarnheim und dem Umzuge beschäftigt — sie zog nach Berlin. Aus Poltze kam nur die Henne; für Gella, wie für Georg mußte das Reisegeld gespart werden, und Fabian konnte das Gut nicht verlassen.

Es hatte sich nämlich ein Käufer gefunden, dessen Eintreffen zur genaueren Besichtigung und Besprechung jeden Tag zu erwarten stand: Eine so wichtige Frage für die ganze Familie, daß eine solche Verkaufsmöglichkeit jedenfalls nicht versäumt werden durfte.

Im stillen freilich hatte die Henne eine Hoffnung: die Erbschaft Onkels Heinrich würde so bedeutend ausfallen, daß Poltze gehalten werden könnte. Sie war daher auch sehr enttäuscht, zu hören, daß laut Bestimmung des Erblassers der letzte Wille erst zum Familientage 1890 eröffnet werden durfte.

Bis dahin, hatte der Verstorbene bestimmt, sollte alles bleiben wie es war. Nur der Haushalt in der Voßstraße wurde aufgelöst, und die Möbel verpackt auf den Speicher gestellt bis zur eigentlichen Testamentseröffnung. Dem Oberst war die stellvertretende Verwaltung übertragen worden, und ihm schon jetzt aufgegeben, aus den laufenden Einnahmen dem

alten Diener eine sehr reichliche lebenslängliche Rente zu zahlen. Schwester Irma war nicht bedacht.

Aber sie erklärte auch, nichts annehmen zu dürfen, es sei denn für die Diakonissenanstalt. So glaubte der Oberst im Sinne des Ministers zu handeln, wenn er eine Summe, die nach Abwicklung aller Geschäfte von dem sehr bedeutenden Barbestand im Schreibtisch übrig bleiben würde, dem Diakonissenhause der Schwester überwies.

Es war kalt in Krohberg bei der Beisetzung, die Ungewißheit über das Testament, das Erstaunen über diese unerwartete Lösung, die Rückfahrt mehrere Stunden mit dem Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation, alles lag den versammelten Verwandten, sie mochten es sich eingestehen oder nicht, in den Gliedern. Es lähmte die Unterhaltung, ließ eine tiefe Trauer nicht aufkommen. Dazu trat die Beschäftigung der Geister mit der Frage, wann die Beisetzung des Kaisers stattfinden würde, kurz, wie sich alles zu gestalten hätte.

Endlich kam noch hinzu, daß man auf den Tod des Ministers zu lange Zeit schon vorbereitet gewesen. In seinem hohen Alter, bei seiner Krankheit, berührte das Abscheiden wie etwas Natürliches, als ruhiger, unerbittlicher Gang der Natur, der nichts Gewaltsames und Erschreckendes hatte, sondern allen wie etwas Erklärliches erschien.

So ward er auch nicht sehr besprochen. Graf und Gräfin Eysen, die Stiftsdame, die Henne, Luise und ihr Mann, sowie Josef und Robert hatten jeder einzeln den Oberst nach den letzten Augenblicken gefragt, und wie man das Wesentliche behält und das Kleine allmählich aus dem Gedächtnis verschwindet, hatten sich ihm die letzten Momente so dargestellt, als habe der Minister seinen Geist aufgegeben mit den Worten:

— Mein gütiger, gnädiger Herr und König!

Das paßte zu dem Bilde des alten Staatsdieners, gab ihm Rundung, Fülle und einen erhebenden Schlußakkord.

Daß der Onkel hinterher noch gesagt, der König sei aber auch fünf Jahre älter gewesen, hatte Rudolf vergessen. Eine kleine Menschlichkeit, die man bei dem starken, tüchtigen Menschen nicht bemerkte.

Die Henne war eigentlich, je mehr sie es sich überlegte, gekränkt über den Aufschub der Testamentseröffnung.

Als sie nun nach Poltze zurückkehrte, und Fabian ihr mitteilte, der Herr, der sich das Gut besehen, wäre so gut wie entschlossen es zu kaufen, ward sie geradezu wütend und meinte:

— Da hätte der Onkel doch, wahrhaftigen Gott, eine etwas schlauere Bestimmung treffen können!

Sie fand, man solle Poltze nicht verkaufen, sondern bis 1890 zum Familientag warten, vielleicht brauchte dann nach der Testamentseröffnung überhaupt das liebe, alte Haus nicht verschleudert zu werden.

— Es wird nicht verschleudert, Mama! — antwortete Fabian ganz ruhig. Er setzte ihr auseinander, daß von Warten keine Rede sein dürfe. Solange würden sie sich nicht halten können, und da nichts hineingesteckt werde, keine Nach- und Neuanschaffungen gemacht würden, müsse Poltze immer mehr an Wert verlieren. Außerdem würde es sehr fraglich sein, ob sich jemals ein Käufer wiederfinde wie der.

— Wer ist es denn? — fragte die Henne.

— Ein Herr Gideon.

— Gideon, wer ist das?

— Ein sehr netter, und wie es scheint, anständiger Mann.

Mehr wußte er auch nicht, und Gella, die ihr Urteil abgeben sollte, meinte nur:

— Ich habe ihn mir nicht so genau angesehen!

Dieser Herr Gideon war ein jüngerer Mann, etwa dreißig oder zweiunddreißig Jahre alt. Schmisse im Gesicht ließen vermuten, er sei Corpsstudent gewesen. Auf seiner Karte, die das Mädchen plötzlich zum Vorschein brachte, und man nun aufs genaueste besah, stand:

Dr. phil. et jur. Heinrich Gideon Leutnant der Reserve im Dragoner-Regiment „Graf Schwerin" Roonstrasse 114 p.

Fabian hatte die Karte noch gar nicht gesehen. Dr. Gideon mußte sie zurückgelassen haben, als er fortging. Vielleicht wollte er darauf aufmerksam machen, daß er Reserveoffizier sei, für seine Absichten nicht ohne Wichtigkeit; jedenfalls hatte er den Geschmack besessen, es nicht gerade selbst mitzuteilen.

— Doktor zweier Fakultäten! — meinte Gella bewundernd, und Fabian, der sich mit glühendem Fleiß erst in die Landwirtschaft eingearbeitet hatte, nachdem er die als entschieden dafür nicht geeignete Grundlage des Kadettencorps und Offiziersdienstes durchgemacht, fügte seufzend hinzu:

— Ja, heute muß man eben viel lernen, wenn man vorwärts kommen will.

Er bat die Mutter, mit ihm in des Vaters Zimmer hinüberzugehen, in dem er sich jetzt mit seinen Büchern eingerichtet: ein ernster Arbeiter an dem Schreibtisch, dem der

Vater, soweit es sich nicht um Zeitungslektüre oder eine Jagdeinladung gehandelt, möglichst fern geblieben war.

Fabian hatte in nächtelangem Fleiß die Durchschnittseinnahmen der letzten Jahre von Poltze berechnet. Es war eine neue Inventur aufgestellt worden, jeder einzelne Gegenstand des Wirtschaftsbetriebs fand sich gebucht und wie Fabian es aus den Lehrbüchern gelernt, hatte er ein Konto für Abschreibungen angelegt.

Der Form wegen, denn Abschreibungen kamen in Poltze nicht vor.

Die ganzen Berechnungen, die Belege, Auszüge, Voranschläge hatte er vorbereitet, um sie Doktor Gideon vorzulegen.

Auf Grund dieses mit unendlichem Fleiß und der größten Gewissenhaftigkeit zusammengestellten Materials hatte sich nach Besichtigung der Wirtschaftsanlagen, des Bodens, Waldbestandes, der Einrichtungen, des Herrnhauses, der Besucher entschlossen, ein Gebot abzugeben.

Fabian wollte der Mutter seine Arbeit zeigen. Sie mußte sich neben ihn an den Schreibtisch setzen, und mit einem Gefühl fast wie Verlegenheit über die eigene Leistung, legte er ihr jetzt die Seiten vor, erklärte eifrig, rechnete nebenbei noch auf einem Stück Papier dieses und jenes aus, damit er ihr Einnahmen und Ausgaben besser verständlich machen könnte. Dann sagte er strahlend, nachdem ihm die Henne eine Stunde lang zugehört, ohne irgend etwas davon zu verstehen, nachdem sie ihn verschiedene Male unterbrochen, versucht fortzulaufen und endlich gegen Schluß beinah richtig eingeschlafen war:

— Mama, Doktor Gideon macht uns ein Gebot, wonach wir etwa hundertzehntausend Mark bekommen würden, wovon

allerdings dreißigtausend Mark Schulden abgehen, sodaß dir noch gegen achtzigtausend Mark blieben.

Das hatte die Henne nicht erwartet, sie fand es viel zu wenig. Ihr Sohn, der mit triumphierendem Gesicht gemeint, ihr die günstigste Lösung mitzuteilen, die sich in ihren Verlegenheiten finden ließ, eigentlich den reinen Glücksfall, machte ein ganz erschrockenes Gesicht:

— Ja aber, Mama, denke dir nur: achtzigtausend Mark! Und wir können froh sein, wenn wir, wie die Verhältnisse liegen, überhaupt etwas herausbekommen. Ich hatte bei günstigem Verkauf, nachdem ich einmal Einblick gewonnen, nur auf fünfunddreißig bis vierzigtausend Mark gerechnet.

Aber die Henne konnte sich von ihrem Schrecken noch immer nicht erholen, blickte zum Fenster hinaus, schien nachzudenken, fuhr sich mit der Häkelnadel, die sie mitgenommen hatte, durch das Haar und sagte entsetzt:

— Das nennst du günstig? Und Poltze war doch auf vierhunderttausend Mark geschätzt.

Fabian ärgerte sich ein wenig über seine Mutter; es hätte ihm wohlgethan, ein Wort der Anerkennung zu hören. Langsam klappte er Akten und Berechnungen zu, stand auf und meinte trocken:

— Dann muß es wohl im Lauf der Jahre aufgefressen sein, Mama!

Doch die Henne blieb in Gedanken sitzen. Während Fabian seine Papiere wegräumte und den Schreibtisch schloß, fragte sie, immer noch zum Fenster hinausstarrend:

— Nun sage mal, wieviel giebt denn das Zinsen?

Fabian antwortete:

— Das kommt darauf an, zu wieviel Prozent. — Und er erzählte der Mutter, Doktor Gideon habe ihm den Vorschlag

gemacht, diese achtzigtausend Mark auf dem Gute stehen zu lassen. Er sei bereit, sie mit fünf Prozent zu verzinsen. Das gäbe dann viertausend Mark jährlich.

Die Henne hatte nie eine Ahnung von Geld gehabt. Sie wußte nicht, was sie zu dem ganzen Abkommen sagen sollte, nur das eine war ihr klar: viertausend Mark fand sie erschreckend wenig. Das war ja im Vergleich zu dem was sie gehabt, rein gar nichts; sie wußte nicht, wie sie mit den Kindern davon leben sollte. Es kam ihr der Zweifel, ob denn das Anerbieten, das Geld als Hypothek stehen zu lassen, überhaupt vorteilhaft sei.

Aber der Sohn wußte sie zu beruhigen. Er erklärte, nur mit äußerster Schwierigkeit würde sie in sicheren Papieren dieselbe Zinsenhöhe erreichen. Ein einziges Bedenken gäbe es dabei: die Sicherstellung. Darum wolle er sich auch zunächst genau nach den Vermögensverhältnissen des Herrn erkundigen.

So machte sich denn Fabian auf den Weg nach Berlin, und das Ergebnis seiner Erkundigungen war außerordentlich günstig: Doktor Gideon war der dritte Sohn eines Berliner Großindustriellen, der vor einem halben Jahr gestorben war. Der älteste und zweite Sohn führten die Industrieunternehmungen — Maschinenbau — des Vaters weiter; der dritte, nicht für das Geschäft erzogen, dessen Neigungen offenbar anderwärts lagen, war mit einem ganz bedeutenden Vermögen abgefunden worden.

Nun suchte er irgendwo ein Gut, um sich festzusetzen. Poltze sollte bar bezahlt werden, die Lasten, die darauf ruhten, abgelöst, und das Geld, das die Eysen auf ihrem Gute hätten stehen lassen dürfen, wurde erste Hypothek, damit aber thatsächlich mündelsicher angelegt.

Bei der Abwicklung des ganzen Geschäftes hatte der Reflektant sich auf das entgegenkommendste bewiesen, und die Verzinsung des Geldes auf landwirtschaftlichem Grundbesitz zu fünf Prozent durfte als etwas Außerordentliches gelten.

Der Vorteil war sogar so bedeutend, daß Fabian zweifelte, ob sie solches Entgegenkommen annehmen dürften, indem er sich fragte, welchen Grund der Käufer wohl haben könnte, ihnen so vorteilhafte Bedingungen zu machen.

Das beunruhigte ihn und er wurde die Bedenken nicht los die Tage, die er sich in Berlin aufhielt, um seine Geschäfte zu erledigen, sodaß er schließlich nach der Roonstraße ging, mit der Absicht, Doktor Gideon geradezu seine Zweifel mitzuteilen.

Doch er erfuhr, daß der Herr einen Rechtsanwalt mit seiner Vertretung beauftragt, da er eine längere Reise ins Ausland angetreten, die ihn auf unbestimmte Zeit von Berlin fernhielt.

Der Rechtsanwalt war ein kleiner, rundlicher, jovialer Mann. Er gefiel Fabian und im Laufe des Gesprächs zeigte der Jurist so anständige und vernünftige Ansichten, daß ihm Fabian seine Bedenken selbst mitteilte.

Der andere wußte sofort Rat:

— Gut, Herr von Eysen, dann arrangieren wir die Sache anders! Wir lassen das mit der Hypothek fallen.

Fabian zögerte. Er überlegte sich, daß er das Geld nicht würde besser als zu vier Prozent anlegen können und da das dann ganze achthundert Mark Zinsverlust bedeutete, so war er unentschlossen, denn in diesem Zusammenbruch kam es für seine Mutter auf jede Mark höhere Einnahme an.

Der Rechtsanwalt mochte etwas dergleichen ahnen und schlug sofort vor:

— Wenn es sich daran stoßen sollte, würde ich im stande sein, das Gut dementsprechend höher zu bewerten. Ich biete Ihnen einhundertdreißigtausend Mark, bar herauszuzahlen.

Fabian zweifelte noch immer, doch der Rechtsanwalt rückte seinen Stuhl näher:

— Herr von Eysen, wir wollen doch einmal ganz außergeschäftlich reden. Wissen Sie, die Sache liegt einfach so: — unter vier Augen natürlich — Doktor Gideon will nämlich unbedingt in der Prignitz ein Gut haben. Wenn Sie Poltze nicht verkaufen, sucht er sich ein anderes Gut. Eins wird er schon kriegen und wenn's 'ne Million kostet — er hat sie ja. Ganz unter uns: er hat nämlich eine kleine Krankheit, genau so wie es Knopflochschmerzen giebt — ich will nicht sagen, daß er die nicht auch noch einmal kriegte — so will er adliger Rittergutsbesitzer sein. Adlig ist er ja, nämlich seit ein paar Tagen; deswegen macht er ja nur die große Reise, damit da ein bißchen Gras drüber wächst. Dann kommt er nach einem Jahr, so lange wird er fortbleiben, als Herr Baron wieder. Das ist nun mal so ne kleine Schwäche von ihm. Ich drücke gern ein Auge darüber zu: erstens gehts mich nichts an und zweitens hat eben jeder seinen Vogel. Und das werden Sie selbst gemerkt haben, er ist wirklich ein ganz charmanter Mensch, hat was gelernt, sieht famos aus, Leutnant der Reserve im Dragoner-Regiment „Graf Schwerin", was wollen Sie mehr! Da fehlt ihm der Freiherr und hat er den, so findet die liebe Seele Ruhe. Das ist so, wissen Sie, wie einer, der auf den Ball geht mit einer schwarzen Kravatte und die Leute haben alle 'ne weiße Kravatte an. Das ist doch sehr peinlich. Da kauft er sich eben auch 'ne weiße und beim Cotillon weiß kein Mensch mehr, daß er beim ersten Walzer noch 'ne schwarze Kravatte trug. —

Der Kauf wurde abgeschlossen, aber es war ausgemacht worden, daß die Poltzer noch bis zum ersten April 1889 in Poltze wohnen bleiben dürften.

In der Familie wurde der Verkauf von Poltze betrauert, doch niemand konnte etwas daran ändern.

Die Stiftsdame hatte gemeint:

— Gideon? Klingt das nicht wie altes Testament?

Das war zuerst ein großer Schrecken für die Henne, doch Fabian konnte sie beruhigen. Die Gideons waren eine arische Familie, die früher in der Nähe von Lichterfelde ein Gut besessen und sich dann in der vorvorigen Generation der Industrie zugewendet.

Gella aber beging eine Ketzerei, indem sie achselzuckend sagte:

— Und schließlich, wenn es nun wirklich ein Jude wäre — wer Poltze nach uns besitzt, kann uns doch ganz gleich sein!

Aber die Henne war entrüstet:

— Ganz gleich? Gar nicht kann uns das gleich sein, aber auch gar nicht! Wir haben so lange hier gesessen — Jahrhunderte hindurch wußte man, Poltze gehört den Eysen, da ist's doch nicht gleich, ob es nun heißt: Poltze, früher Eysensch, gehört jetzt einem Herrn Levy oder Cohn!

Gella schwieg. Doch Fabian meinte nachdenklich:

— Ich finde auch, da es uns einmal nicht gehören kann, ist es gleich, wem es gehört, und wenn Herr Levy oder Herr Cohn Geld gesammelt haben, während wir es verpulverten, so waren wir eben dumm, sie dagegen schlau, und der Dumme muß dem Schlauen weichen, das ist nun mal so Gesetz auf der Welt.

Die Henne blickte Fabian fast erschrocken an. Wie Küchlein hatte sie ihre Kinder immer behandelt, bis auf Christi,

der zeitig dem Nest auf immer entflogen. Sie hatte geglaubt, sie bevormunden zu müssen, umsomehr, da sie als Witwe die Verantwortung doppelt auf ihren Schultern lasten fühlte.

Aber die Kinder machten es ihr nicht schwer, daß sie die Leitung der Familie allmählich ihren Händen entgleiten fühlte: Gella arbeitete mit Fabian in der Wirtschaft von früh bis in die Nacht. Sie strengten sich an, was sie nur konnten, um Poltze dem neuen Besitzer so gut zu übergeben, wie nur irgend möglich.

Dabei wurde unwillkürlich die Mutter ein wenig zur Seite geschoben. Doch sie ließ es geschehen und sagte nichts, als ab und zu bei irgend einer Änderung:

— Ach das macht ihr jetzt so? Na, eure Eltern haben es, dreißig Jahre fast, anders gehalten und es ist auch gegangen.

Doch die Geschwister achteten nicht weiter auf ihrer Mutter bittere Stimmungen und Worte, die nach gewissen Zwischenräumen, zu bestimmten Anlässen wiederzukehren pflegten.

Und ihr Widerspruch wurde seltener uud seltener.

Der Sommer verging, der Herbst brach an. Sie hatte sich allmählich daran gewöhnt, alles, was sie früher gethan, der Tochter zu überlassen.

Gella rechnete mit der Köchin ab, Gella gab in der Wirtschaft heraus, Gella hatte den Wäscheschrank übernommen, Gella besorgte alles, ordnete an, schaffte ab, änderte, suchte zu bessern und doch zu sparen, war von früh bis abends auf den Beinen.

Ihren Vetter Josef hatte sie jetzt ganz vergessen, sie hatte zuviel zu thun, um trüben Gedanken nachzuhängen. Die Arbeit, das große Heilmittel der Menschen, segnete sie.

Die Henne aber, die sich ab und zu entthront gefühlt,

war nun so an ihr Nichtsthun gewöhnt, daß sie es wahrscheinlich als Rücksichtslosigkeit, als Unrecht als Last empfunden haben würde, hätte man ihr zugemutet, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen.

Sie war erst dreiundfünfzig Jahre alt, und hatte doch ein Gefühl, vor der Zeit gealtert zu sein, wiewohl sich die Spuren der Jahre nur in ihr Gesicht gegraben, doch nicht auf ihren Scheitel gesenkt. Sie empfand etwas wie das Altersbrot, den Altenteil: die Jugend mußte schaffen, sie legte die Hände in den Schoß.

Es war ihr, als habe sie das Leid schwerer gebeugt und getroffen als andere Menschenkinder. Der Sohn, der Liebling, in Unehren fort, der Gatte vor der Zeit tot. Sie hatte das Recht, müde und ernst, still und stumpf zu sein, die Kinder nun arbeiten und den lieben Gott sorgen zu lassen.

Und dem Allmächtigen vertraute sie sich an. Sie war in ihrem Leid frömmer und frömmer geworden, in einem fast katholischen Dienst, indem sie täglich zur Kirche ging, und täglich ihres Ernst Grab besuchte, um zu beten.

In der kleinen Umfriedigung, am Grabhügel, saß sie auf einer Gartenbank, die Fabian neben die Ruhestätte seines Vaters hatte stellen lassen. Dort träumte sie und dachte an den Poltzer, der nun stumm geworden, dessen lautes Wesen ihre Nerven einst so oft verletzt. Ihre Gedanken flogen weiter zu all dem Kummer und Leid, das Christi, ihr lieber Christi ihr angethan. Und dann überlegte sie wohl, wo er jetzt wäre, was er triebe, wie es ihm ginge!

Ein Zittern kam über sie bei der Frage, ob er wohl noch lebte? Denn nie wieder hatte er geschrieben, und da sie seine Adresse nicht kannten, hatte man ihm auch den Tod des Vaters nicht mitgeteilt. Aber wenn sie dann an Christis

Frau dachte, überlief sie ein Schauer des Entsetzens. Die Frau mit dem Negerblut!

Doch bei ihrem Träumen draußen an der Gedächtnisstätte überkam sie auch ab und zu der Schlummer, wenn es warm war und die Sonne auf dem kleinen Steinkreuze spielte, das zuhäupten des Grabes stand. Sie las so in halber Müdigkeit die einfachen Worte und wiederholte den Bibelspruch darunter unausgesetzt, als bete sie einen Rosenkranz:

Hier ruht
Ernst Joachim Christobald Freiherr von Eysen und Ley
Herr auf Poltze
geb. 2. April 1836, gest. 20. April 1887.

Christus ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn.
Phil. 1, 21.

Das wirkte wie ein Schlafmittel, sie that die Augen zu, summte noch eine Weile und nickte ein.

Dort saß sie in ihren Trauerkleidern, denn sie hatte sich entschlossen, Schwarz nicht wieder abzulegen: einen einfachen Strohhut auf dem Kopf, war sie auf der Bank ganz in sich zusammengesunken, als wäre auch in ihr kein Leben mehr.

Ein paar Mal war an Herbstabenden Gella dazugekommen, die, wenn sie einen freien Augenblick hatte, hinausging, den Epheu auf des Vaters Grab zu pflegen. Und jedesmal ward dann die Henne böse, wenn die Tochter sie warnte, nicht im Freien einzuschlafen, an solch kühlem Tage. Die Henne behauptete fest, sie sei nicht eingenickt.

Lächelnd ließ Gella sie gewähren, und als es Winter ward, verbot sich das von selbst. Die Henne hätte es auch nicht gethan, denn sie war ängstlich um ihre Gesundheit, ängst-

licher noch als sonst. Doch wenn sie früher allerlei Natur- und Kunstkuren angewendet, die doch wenigstens sachgemäß betrieben wurden und auch mehr oder weniger vernünftige Grundlagen hatten, so war sie allmählich ganz dem Geheimmittelschwindel verfallen. Wo sie eine neue Essenz angepriesen las, Mixtur, Pulver, Purganz, Wunderphiole, Pflaster, Einreibung, Pillen, ließ sie es sofort kommen und probierte es aus, gegen Leiden, die sie weder besaß, noch die jene Betrügereien hätten heilen können.

Fabian machte der Mutter einmal gelinde Vorwürfe wegen der unnötigen Ausgaben. Sie, die sonst mit den Kindern kaum mehr Meinungsverschiedenheiten hatte, wurde da plötzlich sehr unangenehm. Sie fragte, wem eigentlich das Geld gehöre, wer Herr im Hause sei, wie er dazu käme, seiner Mutter Vorschriften zu machen!

Der Sohn schwieg und es war nicht mehr davon die Rede. Doch als der erste Januar 1889 vor der Thür stand und nun alles beglichen werden mußte, alles abgeschlossen und schon jetzt hergerichtet für den April zur Übergabe von Poltze an den neuen Besitzer, stellte es sich heraus, daß sie für allerlei Kleinigkeiten verschiedenen Firmen gegen hundertsiebzig Mark schuldete.

Fabian sagte nichts als:

— Liebe Mama, ich bin jetzt für die Kasse verantwortlich. Willst du also so gut sein, mir die Adressen aufzuschreiben, wohin ich das Geld schicken soll?

Die Henne geriet in Verlegenheit. Sie wußte es nicht genau. Der Sohn forschte auch nicht weiter, da es ihm peinlich war, die Mutter zu beaufsichtigen. Nur am ersten Januar morgens sagte er, indem er ihr einige Postanweisungen gab und dazu zweihundertfünfzig Mark bares Geld:

— Bitte, bringe es in Ordnung, Mama, damit alles glatt ist. Ich gebe dir etwas mehr, falls etwas vergessen sein sollte.

Dann wurde der Wohnungsfrage für die Zukunft näher getreten. Bis jetzt war mit der Henne nicht zu sprechen gewesen. Sie schob es immer und immer wieder von sich. Nun durfte sie nicht mehr ausweichen, denn es galt, sich für eine Stadt entscheiden und schon jetzt eine passende Wohnung suchen zum ersten April.

Fabian machte den Gesichtspunkt geltend, der nach seiner Ansicht der entscheidende war: ein billiger Ort sollte gewählt werden. Dann ließ er die Mutter reden.

Sie wußte nicht, was sie wollte: Görlitz, Wiesbaden, Homburg, Baden-Baden, Weimar zogen sie an. In Görlitz lebte ein Oberst außer Dienst, von Kallwitz, ein Vetter ihres seligen Vaters, aber sie hatte seit zwanzig Jahren sich nicht mehr um ihn gekümmert. Wiesbaden fand sie klimatisch besonders bevorzugt. Es würde ihr gewiß gut thun — man wußte nur nicht, gegen welches Leiden. Homburg wurde aufgegeben, ebenso Baden-Baden. Das war ihnen zu international.

So blieb denn Weimar. Dort war die Henne einmal auf einem Hofball gewesen, als ihre Erbgroßherzogin mit ihrem Gemahl sich als junges Paar am Hofe vorgestellt. Selige Erinnerung. Doch jetzt unter so bescheidenen, fast dürftigen Verhältnissen zurückkehren, wo sie sich doch zur Hofgesellschaft zählen mußten? — Nein. Nur das nicht.

Da dachten sie an Dresden. Die Lage war schön. Eine große Stadt, meinte die Henne, so viel zu sehen, und eine wundervolle Oper. Die Oper! O die Oper! Das liebte sie.

Gella wandte ein:

— Aber liebe Mama, wir können ja nicht hingehen!

Die Henne verstummte. Sie schmollte ein wenig. Nun wollte sie gar nichts mehr vorschlagen, es paßte ja doch alles nicht. Ein Gefühl der Heimatlosigkeit überkam sie, sie fing an zu weinen und sagte verzweifelt, vielleicht zum ersten Mal völlig klar über ihre Lage:

— Es ist ja ganz gleich, wo wir hingehen, wir haben ja doch nichts.

Da legte Gella der Mutter die Arme um den Hals:

— Sei doch nicht traurig, meine arme Mama! Es geht uns zwar nicht gut, aber denke doch, wie viel Leute gar nichts haben!

Doch es half nichts, der Henne Thränen flossen unaufhaltsam.

Da kam Gella auf einen Gedanken: Sie dachte an die andere Witwe, an Tante Frida, die nun schon beinahe ein Jahr in Berlin wohnte, draußen im Westen, nicht weit von der Stiftsdame. Der ging es auch nicht glänzend gerade, wenn auch besser wie ihnen. Und Gella sagte fröhlich:

— Mama, wenn Tante Frida durchkommt, wird's bei uns nicht anders sein!

Gegen ihre Schwägerin hatte die Henne immer eine unbestimmte Eifersucht empfunden. Ja der ging's auch nicht zu gut. Früher waren sogar sie, die Poltzer, immer viel besser gestellt gewesen. Das empfand sie als Trost:

— Du hast recht Gella. Gott wird uns schon nicht untergehen lassen!

Fabian hatte noch nicht gesprochen. Jetzt drehte er sich herum:

— Vor allem wir uns selbst nicht Mama. Laß mich nur sorgen. Übrigens würde ich dir vorschlagen, nicht in ein kleines Nest zu ziehen, sondern nach Berlin.

Das schlug ein, wie ein reinigendes Gewitter. Ja natürlich, nach Berlin mußten sie. Daß sie auch nicht früher darauf gekommen waren. Es gab ja gar keinen Zweifel. Berlin war durchaus nicht teuerer, als eine andere Stadt, wenn man nicht gerade den Ehrgeiz hatte, am Pariser Platz zu wohnen, wie Eva. Dann konnte man sich dort seinen Verkehr aussuchen wie man wollte, hatte keine Verpflichtungen, und verschwand ganz in der Großstadt.

Am Ende waren sie auch Märker und gehörten dahin.

Sofort begann die Wohnungssuche, und es gelang Fabian, eine Gartenhauswohnung auf der Fasanenstraße in Charlottenburg ausfindig zu machen, dicht am Bahnhof Zoologischer Garten, die vor allem den Vorzug der Billigkeit hatte, mit sechshundert Mark jährlich. Der auffallend niedrige Preis wurde dadurch erzielt, daß sie in einen noch zwei Jahre laufenden Kontrakt eintraten, der hinfällig geworden war, weil sich der bisherige Mieter, ein kränklicher Arzt, sich in der Wohnung das Leben genommen hatte.

Aber davon sagte Fabian Mutter und Schwester nichts. Es bestand auch keine Gefahr, sie möchten davon hören, denn der Wirt hatte das Gerücht ausgesprengt, der „Kranke“ wäre erst beim Transport ins Krankenhaus gestorben.

In der Wohnung war der Platz beschränkt. So konnten nur die nötigsten Möbel mitgenommen werden. Schon jetzt mußte die Auswahl getroffen sein. Das gab wochenlang Beschäftigung für die Henne. Doch kurz vor dem ersten April, als sie dem Sohn die Gegenstände bezeichnen sollte, erklärte sie, sich von allem gleich schwer zu trennen, und Fabian traf mit Gella die Auswahl: praktische Sachen, die Haltbarkeit versprachen, dagegen nur wenig Erinnerungsstücke; bloß ein paar Andenken an den Vater, so sein Schreibtisch, das best-

gehaltenste Möbel — vielleicht, weil es so selten benutzt worden.

Von Bildern wurden die Familienbilder zur Mitnahme bestimmt; einige Möbel überließ Fabian den scheidenden Dienstboten, denn nur die Köchin folgte ihnen nach Berlin. Der alte Jochen erhielt den Löwenanteil. Fabian wollte dem Alten, der, seitdem die Eltern geheiratet hatten, in der Familie war, soviel entgelten lassen, wie nur möglich, da sie ihm eine Pension, die er auch nie angenommen hätte, nicht zahlen konnten.

Am Morgen des ersten April sah es in Poltze aus, als wäre das Herrnhaus vom Feinde geplündert worden. In Gruppen standen die Möbel umher, für diesen und für den bestimmt. Ein Teil war schon nach Berlin abgegangen, ein Teil hatte Jochen auf dem Handwagen ins Dorf gefahren, wo er, der aus Poltze stammte, bleiben und wie er sagte, möglichst schnell sterben wollte.

Die Läden der einen Hälfte des Hauses waren noch immer geschlossen, der Schornstein verstopft. Und in der anderen Hälfte hatte man die Gardinen und Vorhänge abgenommen, sodaß Poltze schon jetzt ganz unbewohnt ausschaute. Sogar im Schlafzimmer, wo die beiden Damen die Nacht zugebracht, waren die alten baumwollenen Vorhänge abgehangen worden. Die Henne hoffte, sie in Berlin zu verwenden, doch sie erwiesen sich als zu schlecht. Sie zerfielen wie Zunder unter den Fingern.

Die Henne saß auf dem Koffer und starrte vor sich hin, thränenlos, ohne den Entschluß fassen zu können, irgendwo mit zuzugreifen, während Gella auf einen Stuhl gestiegen war, und von dem einen Fenster eine blaue Kattunschürze abnahm, die abends die Köchin vorgesteckt, weil das Rouleau beim Ab=

nehmen der Vorhänge mit heruntergefallen und zerrissen war, als wäre die Leinwand angekohltes Papier.

— So, jetzt ist's hell! — sagte Gella. Sie sah die Mutter an:

— Mama, du mußt nicht so traurig sein. 's ist doch nicht zu ändern.

Die Henne regte sich nicht, sie fragte nur:

— Was machen wir denn, wenn er kommt?

— Wer?

— Wer? Nun dieser Doktor Gideon.

Sie nannte ihn grundsätzlich nicht bei seinem sauer erworbenen Adel. Gella, die doch auch oft in den letzten Tagen den Thränen nahe gewesen, antwortete, indem sie sich zu hellem Lachen zwang:

— Nun, wir sagen ihm Guten-Tag.

— Ich kann nicht mit ihm sprechen.

— Wir müssen aber doch mit ihm sprechen.

— Warum? Das finde ich ganz unnötig. Ich bringe es nicht übers Herz.

— Du brauchst es auch nicht, Mama, wenn dir's schwer wird. Laß mich's nur machen.

Die Henne wurde aufmerksam:

— Was hast du ihm denn zu sagen?

Gella kämpfte jetzt mit der Rührung. Sie brachte die Worte kaum heraus:

— Daß er unsere Gräber pflegen soll . . .

Da war es auch um der Mutter Haltung geschehen, und sie weinte plötzlich dicke Thränen. Gella faßte sich zuerst. Sie sah nach der Uhr. Jeden Augenblick mußte der neue Besitzer mit Fabian ankommen, der ihn von der Station abgeholt. Der Zug war längst fällig. Deshalb wischte sie sich

die Augen und sagte, indem sie wieder versuchte, einen Scherz zu machen:

— Ich will mir nur schnell die Hände waschen, daß ich ihn nicht anschmiere, wenn ich ihn willkommen heiße.

Die Henne war ganz empört:

— Du wirst ihn doch nicht erst willkommen heißen. Das fehlte doch noch. Wir sollen wohl gar 'ne Ehrenpforte bauen: „Willkommen in Poltze!"

Aber Gella sagte nur, während sie sich wusch:

— Mama, wir können dem Herrn höchstens dankbar sein!

Es klopfte. Der alte Jochen erschien. Er trug keine Livree mehr, sondern einen Civilanzug und hohe Stiefel, mit hineingesteckten Hosen. Aber er stand noch ganz da wie früher mit geschlossenen Absätzen und hielt, wie sonst, wenn er etwas brachte, ein Tablett in der Hand. Nur kein silbernes, sondern einen Küchenteller.

— Nimmt die gnädige Frau Besuch an? — fragte er.

Die Henne blickte sich in dem öden Raume wie hilfesuchend um.

Der alte Jochen präsentierte den Teller. Sie nahm eine Karte davon, auf der stand:

Heinrich Freiherr von Gideon
Leutnant der Reserve im Dragoner-Regiment
„Graf Schwerin"

25.

Der Freiherr von Gideon küßte der Henne sofort die Hand, die sie ihm trotz des Gespräches mit Gella gereicht, denn er machte entschieden einen sehr guten Eindruck. Die Eysensche Größe und Gestalt besaß er zwar nicht, aber er sah in seinem sorgfältigen Anzuge recht gut aus, mit dem kleinen gekräuselten Schnurrbarte und den Schmissen, die nicht verunzierten, sondern ihm beinahe etwas Vornehmes verliehen, die Legitimation des Corpsstudenten, etwas fast wie ein Orden.

Vor allem war der neue Herr auf Poltze sehr bescheiden, sehr entgegenkommend, von tadellosen Manieren und entschieden von Takt, denn bei dem Rundgange, der angetreten ward, bei dem auch die Damen mitgingen, obwohl die Henne sich verschworen, es nicht zu thun, war die Gelegenheit, Mangel an Zartgefühl zu zeigen, sehr groß.

Doch nichts dergleichen. Er umschiffte alle Klippen, stieß nirgends an. Er redete nicht etwa von Änderungen, die er vornehmen würde, von Verbesserungen und Bauten, er tadelte nicht, er renommierte nicht, sondern er war wie ein teilnehmender Besuch, dem der Verkauf weiter nichts anging. Er rühmte Fabians Thätigkeit, redete von der Jagd, vom Wetter, von den Reizen märkischer Landschaft, von der Tüchtigkeit des Landwirts im allgemeinen und besonderen.

Er verweilte an einzelnen Stellen des Parkes, die Ausblicke boten, ließ sich das „Urner Loch“ zeigen und das „Tote Meer“, erkundigte sich nach dem Ursprung dieser Namen und lachte darüber wie ein naives, gutes Kind.

Am Schluß der Wanderung bat er Frau von Eysen mit gesenkter Stimme, fast herzlich, ihm doch die Gräber zu zeigen, wohin er bei dem ersten Besuch in Poltze vor einem Jahre

nicht gekommen. Und da spielte die Henne eine kleine Komödie: Sie gestand, die Aufregung würde zu groß für sie sein heute an diesem erregenden Tage, aber ihre Kinder sollten ihn an das Grab des Vaters geleiten.

So ging er denn zwischen den beiden Geschwistern, während die Mutter zurückbleibend sich auf eine Bank setzte, die Rückkehr der anderen zu erwarten.

Baron Gideon fragte Gella besorgt, ob er ihr zuviel zumute. Sie verneinte, sie habe ja doch noch von den Gräbern Abschied nehmen wollen.

— Aber gnädiges Fräulein, das sollen Sie so wie so! — antwortete er besorgt. Sie verstand nicht, was er damit meinte. Er erklärte, er sei ja nur pro forma hier, werde aber sofort wieder nach Berlin zurückkehren, um nur ja die Herrschaften nicht zu stören. Es würde ihm sehr peinlich sein, wenn sein Erscheinen den Eindruck machen könne, als wolle er etwa drängen.

Dadurch kam Verlegenheit zwischen sie und sie schwiegen.

Am Grabe verweilten sie eine schickliche Zeit, dann erklärte der neue Herr, nachdem er nach der Uhr gesehen, er werde mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückkehren.

Er hatte einen prachtvollen, goldenen Chronometer aus der Tasche gezogen, und Fabian bemerkte auf dem Deckel einen Namenszug mit siebenzackiger Krone.

Als sie nun eben den Begräbnisplatz verlassen wollten, faßte sich Gella ein Herz und begann:

— Herr von Gideon, ehe wir uns trennen, möchte ich Ihnen gern noch etwas sagen.

— Bitte, gnädiges Fräulein.

— Es wird mir schwer, aber da ich wohl nur diese Gelegenheit habe, weil wir uns kaum je wiedersehen werden, so

muß ich es Ihnen heute anvertrauen. Ich habe eine große Bitte. . . .

— Oh, wenn ich Ihnen gefällig sein könnte. . . .

— Ja, das können Sie. Sehen Sie, das sind unsere Gräber. Das Grab meines armen, lieben Vaters, das . . . das . . . Beste . . . das . . . vielleicht das Einzige, was ich besitze . . . und ich habe es immer gepflegt . . . und nun müssen wir fort . . . Ich weiß nicht, was daraus wird. . . . Da habe ich eine sehr, sehr große Bitte. Sie werden mich richtig verstehen . . . nicht, daß besonders etwas drauf verwendet wird . . . nur, daß es erhalten, daß es in Ordnung bleibt, daß es nicht verwildert. . . . das ist meine herzliche Bitte!

Baron Gideon machte eine leichte Verbeugung, er schien wie gerührt zu sein:

— Aber selbstverständlich, gnädiges Fräulein, das brauchen Sie mir eigentlich gar nicht zu sagen. Darf ich nun auch eine Bitte aussprechen.

Jetzt wendete er sich zugleich mit zu Fabian:

— Kommen Sie nach Poltze, wann Sie wünschen, Sie haben ein Recht darauf. Es ist meine Pflicht, Sie darum zu bitten. Kommen Sie nach Poltze, um ihre Gräber zu besuchen. Seien Sie versichert, daß Sie mir immer willkommen sind. Das ist keine Redensart, ich meine es wirklich so: kommen Sie mit Ihrer Frau Mutter oder Ihrem Herrn Bruder, gnädiges Fräulein, das wird ja gehen, obwohl ich Junggeselle bin. Ich werde Sie nie stören, ich werde mich zurückziehen, Sie sollen ganz ihren Erinnerungen leben können.

Gella sagte nur:

— Danke! —

Sie war sehr bewegt, gerührt wegen des Abschiedes, der

ihnen noch bevorstand, verlegen über das Anerbieten. Der neue Herr verabschiedete sich, bat Gella, ihrer Mutter noch seine Empfehlung auszurichten und ging davon, als wollte er das Herrnhaus nicht betreten, während die Poltzer noch auf ihrer Väter Sitz waren.

Als Gella ihre Mutter wiedersah, war deren erstes Wort:

— Das ist ja ein reizender Mensch! So zartfühlend und taktvoll.

Fabian nickte, als wollte er damit sagen: Seht ihr, daß ich recht gethan habe, gerade diesem zu verkaufen.

Aber sie konnten nun nicht länger Betrachtungen anstellen. Jetzt galt es schnell ein Ende machen. Sie mußten fort.

Die Henne hatte noch einmal einen Rundgang antreten wollen durch den Park, durch den Hof, aber sie fühlte sich bei dem Gedanken allein schon so fassungslos, daß ihr die Thränen aus den Augen stürzten und sie nicht imstande gewesen wäre, auch nur einen Schritt zu thun. So verabschiedeten sich die Damen nur kurz von den Gutsleuten, die in den Hof gekommen waren.

Worte wurden dabei nicht gewechselt. Sie gingen von einem zum andern, drückten stumm die Hand, und in ihrem überströmenden Gefühl fiel die Henne sogar ein paar alten Frauen, die sie von Jugend her als Arbeiterinnen in Feld, Wald und Garten kannte, um den Hals.

Dann gingen sie langsam zu Fuß den Weg nach der Station.

Als sie an die Ecke kamen, von der aus auch Christi damals den letzten Gruß zum Vaterhaus geschickt, blieben sie wie auf Verabredung stehen und schauten zurück nach dem alten, grauen

Kasten mit dem roten Dach, den man jetzt, wo die Bäume kein Laub trugen, deutlich durch die Äste sah. Mit einmal schüttelte sich die Henne, hielt beide Hände an die Schläfen und fing in jähem Verzweiflungsausbruch an zu jammern:

— Vielleicht hätten wir den Christi, der doch an allem Schuld trägt, anders erziehen sollen. Ja, es hat an uns gefehlt, wir sind ganz allein schuld, der arme Ernst und ich. Wir haben unsere Kinder alle in Elend und Verderben gebracht.

Doch Fabian unterbrach die Selbstanklagen ziemlich derb:

— Mama, so etwas darfst du nicht sagen. Da könnt ihr nichts dafür, der Christi war eben ein Lump.

Die Henne fühlte sich gekränkt:

— So nennst du deinen Bruder!

— Ja. Ich nenne ihn so, wie er es verdient.

Da wendete sich die Henne schweigend um und ging zur Station weiter.

Am Bahnhof gab es noch den Abschied vom alten Jochen, der das Gepäck besorgt hatte, und da kam auch schon der Zug.

Im letzten Augenblick wollte die Henne noch allerlei Aufträge geben, alles Mögliche fiel ihr ein, das sie vergessen: sie hatte der alten Berndten nicht Adieu gesagt, sie war nicht wieder am Grabe gewesen, vom Pfarrer hatte sie sich nicht einmal verabschiedet, sie mußte ihr Taschentuch auf der Fensterbank links im Schlafzimmer haben liegen lassen, und dann erinnerte sie sich plötzlich, als der Schaffner schon die Thür schloß, mit Schrecken, daß ein goldener Fingerhut, den sie noch von der Mutter selig hatte, zurückgeblieben war. Nur wußte sie nicht wo. Sie riet hin und her, geriet außer sich, als hinge ihrer aller Schicksal davon ab. Während sich der Zug schon

in Bewegung setzte, rief sie dem alten Jochen, der neben dem Zug herlief, noch mit steigender Erregung zu:

— Um Gotteswillen, nicht wahr, der Fingerhut wird gefunden? Das vergißt mir ja die selige Mama nie. Ich glaube jetzt, er liegt in der braunen Kommode. Jochen die, die immer nicht schloß, im Fremdenzimmer . . . nein, wahrscheinlich hat ihn die Mine . . . .

Das Rasseln und Klappern des Zuges war zu laut geworden; mit aufgesperrtem Mund, außer Atem, lief Jochen nebenher und unterbrach sie ein paar Mal:

— Was? Was?

Und als der alte Diener erschöpft zurückbleiben mußte und der Zug bereits in voller Fahrt war, setzte sich die Henne ganz ermattet in die Kissen und sagte in jäher Erleuchtung:

— Mein Gott, mein Gott, ich habe ihn ja in der Handtasche!

Dann schmiegte sie sich in eine Ecke, nahm das Taschentuch in die Hand und sah zum Fenster hinaus, leise weinend, während in der Ferne Poltze und je weiter der Zug lief, die Prignitz, wo all ihre Erinnerungen schliefen, verschwand. —

* *
*

Das Einrichten in Berlin nahm lange Zeit in Anspruch. Aber es war wohlthätig, denn sie kamen durch die Beschäftigung des Möbelstellens, Bilderaufhängens über die erste Verzweiflung hinweg.

Natürlich erschien ihnen die Wohnung sehr eng, und die Henne meinte, es würde unmöglich sein, alle Gegenstände unterzubringen. Aber es fand sich, daß es ausgezeichnet ging, denn Fabian hatte schon dafür gesorgt, nur so viel von Poltze

mitzunehmen, wie thatsächlich untergebracht werden konnte und nötig war.

Sie gewöhnten sich so ziemlich, nur über eins vermochten sie in der ersten Zeit gar nicht hinwegzukommen: über Lärm und Stadtgeräusch. Sie sehnten sich wieder nach dem Poltzer Frieden.

Etwas war auch in der That nicht angenehm: das unausgesetzte Donnern der Stadtbahnzüge dicht an dem Gartenhaus vorüber.

Man sah die Stadtbahn von den Fenstern aus, vom Wohnzimmer war sie kaum ein paar Meter entfernt. Den ganzen Tag rollten dort Fern- und Stadtzüge vorüber. Und gerade hier wurde immer die Fahrt schon verlangsamt, wegen der Nähe des Bahnhofs „Zoologischer Garten“, hier rasselten, stöhnten, knirschten die Bremsen, hier pfiffen die Maschinen, ließen fauchend Dampf, den der Wind, wenn er gegen das Haus stand, an die Fenster trieb.

Als zuerst plötzlich die weißen Wolken angestoben kamen, sich am Glase brachen, das Zimmer verfinsterten, um zu zergehen, es wieder hell werden zu lassen und manchmal sogar an den Fenster Wassertropfen absetzten, erschraken die Damen.

Und in der ersten Zeit fühlte sich auch Gella hier ungemütlich, denn das Treiben ging bis tief in die Nacht hinein und es war ihnen tagelang nicht möglich zu schlafen. Fabian tröstete die Mutter, doch sein Trost verfing nicht recht.

Sie konnte sich nun einmal nicht daran gewöhnen, und machte dem Sohn Vorwürfe über die schlechte Wahl der Wohnung, bis er ihr einmal, zur Verzweiflung gebracht, sagte:

— Mama, du kannst Gott danken, daß wir diese Wohnung haben, denn für den Preis kann man nichts verlangen und nichts bekommen.

Die Henne that sehr beleidigt, aber sie sagte von nun an nichts mehr.

Die Wohnung wurde ähnlich eingerichtet wie die Zimmer in Poltze, damit sie sich heimisch fühlten. Einen Fensterplatz mit Nähtischchen gab es, genau wie früher; in der Mitte stand ein großer Tisch, Stühle im Kreise rundherum und abends brannte die Familienlampe.

Ab und zu schreckten sie noch zusammen, wenn der Boden nach langer Pause wieder einmal bebte, die Fenster leise klirrten, die Mauern zitterten. Allmählich gewöhnten sich die Damen jedoch an das ewige Stöhnen, Rasseln und Knirschen der Bremsen, es störte sie auch nicht mehr nachts, und mit der Zeit ward ihnen das Schauspiel der ewig kommenden und gehenden Züge vertraut und gewohnt.

Fabian bekam nie wieder Vorwürfe zu hören. Ja sie fühlten sich sogar bald heimisch und behaglich in den kleinen Räumen.

Fabian war öfters in Poltze. Er wollte mit seiner Kenntnis der Verhältnisse dem neuen Besitzer auf dessen Wunsch ratend zur Seite stehen.

Aber wie so Wochen vergangen waren, erklärte er dem Baron Gideon eines Tages in Poltze, es thäte ihm sehr leid, aber er müsse nun an sich selbst denken, um sich eine neue Lebensstellung zu schaffen.

Der neue Besitzer schien das erwartet zu haben, denn er antwortete augenblicklich:

— Herr von Eysen, darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Ich weiß nicht, wie Sie über Ihre Zukunft verfügt haben; Sie haben mir einmal gesagt, besondere Pläne hätten Sie nicht, Sie wollten sehen, was sich Ihnen böte. Mein Vorschlag würde dahin gehen, daß Sie die Wirtschaft

in Poltze übernehmen. Und ich muß Sie bitten, mir diesen Vorschlag nicht übel zu nehmen, er könnte etwas wenig Zartfühlendes enthalten — ich rede jetzt ganz offen. — Sie sind hier der Sohn des Gutsherrn, ja im letzten Jahre so zu sagen der Besitzer gewesen, und ich muß damit rechnen, daß es Ihnen peinlich sein könnte, auf dem Grund und Boden, der Ihnen gehörte, für einen anderen thätig zu sein.

Aber vielleicht kämen Sie darüber hinweg. Sie kennen hier alles, haben sich so schön eingearbeitet, daß Sie mich, der ich nicht Landwirt bin, vielleicht allmählich anlernen könnten, obwohl ich wahrscheinlich nicht selbst wirtschaften werde. Ich interessiere mich für Kunst, bin eifriger Sammler, und möchte hier vor allem einen Landsitz haben. Bitte, überlegen Sie sich die Sache, — Sie brauchen sich ja nicht sofort zu entscheiden. Über die Bedingungen und so weiter könnten wir uns ja einigen.

Fabian dachte darüber nach. Er mußte einen Beruf ergreifen und fühlte bitter, daß er zu einem anderen nicht genügend gelernt. Seinen Kenntnissen wie Neigungen kam die Thätigkeit als Landwirt entgegen. Da er ein eigenes Gut nicht besaß und das Kapital nicht hatte, um eine Pacht zu übernehmen, so wäre dieser Vorschlag allerdings das vorteilhafteste gewesen, was ihm begegnen konnte.

Sie besprachen sich näher, und es kam dabei heraus, daß Baron Gideon beabsichtigte, im Park, dort wo er in den Wald überging, ein neues Gebäude, etwas Schloßartiges, zu errichten.

Fabian sollte ruhig im Haus seiner Väter weiter wohnen bleiben, das nun ganz mit in die Wirtschaftsgebäude einbezogen wurde.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, er könne, wenn er das Anerbieten annähme, vielleicht Mutter und Schwester

nach Poltze zurückkommen lassen. Aber es war nur eine Idee, die er bald wieder aufgab. Wenn er hier seinem Erwerbe nachging, so konnte niemand etwas dabei finden, und wer etwas dabei fand, mochte ihm gewogen bleiben. Aber der Mutter wollte er das peinliche ersparen, dort, wo sie einst Hausfrau und Herrin gewesen, nun gewissermaßen im Nebenhaus geduldet zu sein.

Fabian machte kurz entschlossen mit Baron Gideon einen Vertrag, wonach er — die Stellung war nicht bezeichnet, sondern nur durch den Ausdruck wiedergegeben: „Vertretung des" . . . — eine Inspektorstelle übernahm. Sein Gehalt war nicht zu reich, nicht zu karg, nach keiner Seite eine Demütigung. Jedenfalls war es für ihn allein mehr wie genügend, so daß er sich imstande sah, seinem Bruder Georg die Offizierszulage zu zahlen. Einen Entschluß hatte Fabian sofort gefaßt: er wollte zu den Nachbarn keine weiteren Beziehungen unterhalten, wollte niemand mehr besuchen, um nicht etwa bemitleidet zu werden.

Die Henne war zuerst gar nicht einverstanden, als sie von dem Vertrage des Sohnes mit dem neuen Besitzer hörte. Doch sie ergab sich in das unabänderliche, und nachdem sie nach den ersten Monaten wirtschaften wahrgenommen, wie sie sich zusammennehmen mußten, um mit dem Gelde auszukommen, empfand sie es als große Erleichterung, daß auch Fabian etwas verdiente und ihr die Sorge um den zweiten Sohn abnahm.

Besuche hatten sie nur bei der Stiftsdame gemacht, bei Frida, Rudolf und Luise; zur Gräfin Eysen waren sie noch nicht gekommen.

Mutter und Tochter verschoben es von Tag zu Tag. Sie wollten eigentlich überhaupt nicht hin, gestanden es sich

nur nicht ein. Sie fürchteten sich vor Evas Mitleid, wollten Graf und Gräfin Eysen nicht dem aussetzen, daß sie sich etwa schämten, in dem Gartenhaus der Fasanenstraße ihren Gegenbesuch zu machen.

Frida dagegen erschien es in ihrem eigenen Interesse, wie in dem der Tochter, von allergrößter Wichtigkeit, mit Eva nähere Beziehungen zu unterhalten.

Sie konnte es auch besser. Wenn es auch bei ihnen nicht hoch herging, so retteten sie doch den Schein, hatten eine ganz hübsche Wohnung in der Steglitzerstraße und konnten auskommen, denn der Fürst zahlte ihr den vollen Gehalt Fabians als Witwenpension aus.

Vornehmer Denkungsweise war der alte Herr immer gewesen, wenn auch vielleicht Rittmeister von Demigs Einfluß beigetragen zu dem hochherzigen Entschluß.

Er war richtig seit erstem April zum Hofchef an Fabians Stelle ernannt, hatte aber zu gleicher Zeit — das mochte er sich so eingerichtet haben — die Jägerei unter sich.

Frida hatte sich mit den neuen Verhältnissen abgefunden. Sie schien vom Tode ihres Mannes nicht mehr sehr mitgenommen zu sein, sondern dachte offenbar jetzt nur noch daran, in Berlin ihr Leben, das sie sich ganz nett eingerichtet, noch besser und immer besser auszugestalten.

Das Trauerjahr war längst vorüber, schon sechs Monate, und aus dem tiefen Krepp war über Wolle, schwarze Seide, bereits Lila geworden. Ein Übergang, der in ihrem Herzen in der gleichen Reihenfolge vor sich gegangen, nur viel schneller, als die äußerliche Schicklichkeit gestattete. Aus der Gebrochenheit, Niedergeschlagenheit, Trauer, war ganz der alte Charakter erstanden: eine Frau mit dem drängenden Bedürfnis, zu herrschen, zu regieren.

Der Mann fehlte, so konnte sie ihre Energie weniger in der Familie ausüben, denn Curt-Fabian war im Kadettencorps, Bertha, die jüngste, im freiadeligen Stift in Merseburg, dem sie bei ihren fünfzehn Lenzen doch erst in zwei bis drei Jahren entwuchs.

Nur Amélie, nun schon eine achtzehnjährige, war bei ihr. Die ließ sich jedoch schon regieren, denn die war wie ein gehorsamer Hund. Sie leistete keinen Widerstand, sie that alles, was die Mutter nur wünschte, schon von selbst.

Die Wohnung in der Steglitzerstraße — ein zweiter Stock — war sehr passend gewählt. Es war ein neues Haus mit reicher Sandsteinfront, die sofort in der ganzen Straße auffiel. Das Treppenhaus war fast überladen, sodaß der Besucher jedenfalls den Eindruck empfing, er habe es mit einem teueren, vornehmen Hause zu thun, wozu die Stille auf der läuferbelegten Treppe nicht wenig beitrug.

Dabei war die Wohnung in Wirklichkeit nicht teuer. Sie bot aber auch nicht viel, denn das Haus hatte keine Tiefe. Alles war hier für's Auge gemacht: wenn man die Vorderzimmer sah, schloß man auf eine ebenso geräumige Hinterwohnung. Doch die fehlte eben.

Die Einrichtung ließ gleichfalls mehr Mittel vermuten, als in Wirklichkeit zur Verfügung standen. Frida hatte von einem Onkel lauter alte Möbel geerbt, zum größten Teil schöne, kostbare Familienstücke. Sie waren eng aneinandergepfercht, die Wände von oben bis unten mit Bildern geradezu tapeziert: eine unkünstlerische Althändlerfülle, die aber hier, bei dem Sein und Wesen, bei dem Auftreten nur den Eindruck machte eines Lieblingswortes Fridas: „embarras de richesses“.

Sie liebte es, mit französischen oder englischen Redens-

arten um sich zu werfen, als wäre ihr das durch die Hofluft zur zweiten Gewohnheit geworden.

Mit Gräfin Eysen suchte sie möglichste Fühlung zu halten, während der Verkehr mit den beiden Schwägerinnen: der Stiftsdame wie der Henne, in geringen Grenzen blieb. Wenn sie sich mit ihnen traf, so war sie sehr herzlich und scheinbar sehr natürlich, sodaß die Henne, die sich immer erweichen ließ, und das beste zu denken geneigt war, einen vorzüglichen Eindruck von der Schwägerin mit nach Hause nahm. Allerdings dauerte das nicht lange, denn wenn Wochen verstrichen, ehe Frida wieder etwas von sich hören ließ, so sank die Schwägerin bei der Polzerin doch im Kurs, und sie sagte dann wohl zu Gella:

— Die gute Frida ist ein Blender. Das ist alles gemacht. Erst katzenfreundlich und jetzt kennen wir uns kaum.

Und einmal meinte die Henne:

— Gella, ich glaube, Tante Frida ist falsch!

— Daran habe ich nie gezweifelt! — antwortete das junge Mädchen trocken. Aber das war der Mutter doch wieder nicht recht, denn sie hätte gern Widerspruch gehört. Darum fragte sie noch weiter:

— Gella, wie gefällt dir denn eigentlich deine Cousine Amélie?

— Ich weiß nicht, Mama. Ich weiß wirklich nicht. . .

Die Henne blickte ihre Tochter an. Gella erklärte, sie kenne ihre Cousine zu wenig, sie wären auch wohl vielleicht im Alter zu weit auseinander. Nun versanken sie in Brüten. Es wurde jetzt schon zeitig dunkel. Die alte Köchin brachte die Lampe. Nicht mehr die, die in Poltze auf dem Familientisch gebrannt, sondern eine kleinere. Die andere verbrauchte zu viel Petroleum.

Die Züge donnerten draußen vorbei, die Bremsen zischten, kreischten, Dampf ward ausgelassen, ein Pfiff schrillte: alle die Geräusche, die ihnen jetzt so vertraut waren, daß sie sie gar nicht mehr hörten.

Gella hatte eine Handarbeit aus einem Korbe am Boden genommen, in dem noch ein ganzer Stoß anderer lag: Vorstickereien für ein Tapisseriegeschäft, das dafür einen Jammerlohn zahlte, aber doch eben zahlte. Die Henne wußte, daß sich ihre Tochter auf diese Weise einen Nebenverdienst geschaffen, um zu den Haushaltskosten etwas beizutragen, aber sie that nicht dergleichen. Sie hatte nie danach gefragt. Sie wollte sich aus ihrer Gemütsruhe nicht reißen lassen. Denn sie fand das unwürdig für die Freiin von Eysen.

An solchen Abenden saß die Henne meist unthätig da. Sie hatte zwar gewöhnlich ein paar alte Jahrgänge „Über Land und Meer", und „Daheim" vor sich liegen, aber sie blätterte immer nur zerstreut darin, denn sie schwatzte lieber, erzählte von vergangenen Tagen, von ihrer Hochzeit, von den ersten Jahren in Poltze, und ab und zu, doch seltener von ihrem Christi, der nun schon über drei ein halb Jahre nicht mehr geschrieben.

Kurz vor dem Zubettgehen nahm sie dann wie sonst die Heilige Schrift in die Hand, las ein Kapitel laut vor, während Gella die Arbeit sinken ließ und die Hände faltete. Und hinterdrein pflegte sie zu sagen, so regelmäßig wie es Abend ward, so oft sie die Bibel schloß:

— Gott wird uns helfen.

Aber sie überließ es ihm und that selbst nichts dazu. Sie war immer schon zeitig müde; und vor Langeweile, da sie nie abends ausgingen, legte sie sich meist schon um neun Uhr schlafen. Gella dagegen arbeitete fort bis nach

Mitternacht, oft so lange, bis in der Lampe das Licht aus Mangel an Nahrung erlosch.

Und wieder eines Abends fragte die Henne, nachdem sie über Frida geschimpft, die jetzt ganz in Ungnade stand:

— Gella wie gefällt dir denn deine Cousine Amélie?

— Ich kenne sie viel zu wenig, Mama! — antwortete das junge Mädchen. Sie wollte von neuem hinzufügen, sie wären auch wohl im Alter zu weit auseinander, doch sie sagte es nicht, sie versank in Gedanken. Sie wußte nicht, wie es kam: ihre bald achtundzwanzig Jahre fielen ihr mit einem Mal auf die Seele. Achtundzwanzig Jahre! Sie war ja alt! Herr Gott noch einmal, von der alten Jungfer nicht mehr weit! Und doch fühlte sie sich nicht alt. Sie empfand sich jung, sie hatte das Bewußtsein, so unverbraucht zu sein, so unberührt vom Leben, daß sie meinte, es könne alles nur vor ihr liegen und ihr winke noch, was anderen schon beschert gewesen.

Sie empfand eine unbekannte Sehnsucht, ein Hochgefühl, ein Ahnen von künftigem Glück. Sie wollte nicht ausgeschlossen sein von der Tafel menschlicher Freuden. Sie begehrte für sich auch ein wenig Glück, nur ein wenig!

Aber es war ihr nicht klar, wie dieses Glück aussehen sollte, worin bestehen, wie heißen. Schmerzlich empfand sie es plötzlich, daß sie eigentlich nur immer Opfer gewesen, daß sie, die Tochter, nichts bedeutet gegen die Söhne.

Als sie an diesem Abend vorsichtig hinüberging in das gemeinsame Schlafzimmer, um die Mutter nicht zu wecken, trat sie noch einmal vor ihre Kommode, zog ein Fach auf und suchte aus ihren Andenken und kleinen Gegenständen die Photographien heraus, die sie damals im Winter 1881, wo sie in Berlin an Hof gegangen, mit den jungen Mädchen getauscht.

Sie betrachtete die Gesichter, las die Namen, und ein wehmütiges Gefühl überkam sie, als läge hier in diesem Fach ihr Glück eingesargt und begraben.

Und doch wie fern war ihr diese ganze Welt, wie weit und fremd. Wie eigen jetzt nach neun Jahren all diese Bilder, in den unmodisch gewordenen Kleidern. Mit den Hüten, die nach so kurzer Spanne Zeit schon ausschauten, als gehörten sie einer längst verschollenen Mode an.

Es gab einzelne unter den Freundinnen jenes Winters, die sie nicht einmal mehr bestimmt bei Namen wußte. Nach kurzer Überlegung fand es sich wieder, aber nicht auf den ersten Blick. Und dabei hatten sie sich damals du genannt, und geküßt, hatten sich geschworen, einander nie zu vergessen.

Wie weit, wie fern, wie fremd!

Ja sie war eigentlich doch alt geworden. Wie viele der Freundinnen hier auf den Bildern waren verheiratet, wieviel Mütter von Jungen, die vielleicht schon ins Gymnasium gingen! Wie die Jahre enteilten!

Sie legte zum Scherz die Bilder zusammen nach dem Schicksal derer, die sie darstellten, soweit sie es im Laufe der Jahre hatte verfolgen können. Über dreißig Photographien besaß sie. Nun machte sie Haufen. Zuerst die, die sich verheiratet: sechzehn, dann drei, die gestorben, und hier eins, zwei, drei, — ja drei, die sie ganz aus den Augen verloren. Das gab zusammen zweiundzwanzig. Die übrigen waren noch Mädchen, gleich ihr: vierzehn Stück.

Nach einmal übersah sie die Namen, ein paar von denen, die einen Mann gefunden, waren arme Mädchen, aber hübsch, eine, die einen Herzog geheiratet, sogar bildschön. Die anderen die sich verheiratet, hatten Vermögen. Von den Mädchen Gebliebenen dagegen besaß keine etwas. — Doch eine, die dicke

Barsekow, aber die zählte nicht mit, deren Eltern waren beide in einer Anstalt gestorben. — Die übrigen, wirklich, das konnte kein Zufall sein — hatten alle kein Geld.

Darum wohl. Darum . . . ja . . . und sie, . . . sie hatte ja auch nichts. Und war achtundzwanzig Jahr. Nicht mehr weit von der Dreißig! Sie lachte laut auf, wandte sich erschrocken nach der Mutter um, aber die lag mit der Nachtmütze auf dem Kopf, regungslos im Bett, die spitze Nase in das Kopfkissen gewühlt, den Mund halboffen und schnarchte laut.

Gella legte sich ruhig schlafen. Sie lag noch lange auf dem Rücken, nachdem sie das Licht gelöscht, und sie, die sonst nicht viel an sich dachte, war unausgesetzt mit ihrem Schicksal beschäftigt.

Josef fiel ihr wieder ein. Der Vetter, den sie geliebt. Sie mußte lächeln. Wie leicht, wie schnell das vorüber ging. Und doch hatte sie gemeint, es wäre eine tödliche Wunde. Heute war es ihr gleich. Es war in ihrem Herzen alles so erstorben, alles, als hätte sich nie etwas darin geregt.

Außer dem Einen, für den sie einmal warm geworden, war es auch so. Sie hatte wohl kein Talent zur Liebe. Sie sah einen Menschen genau an wie den andern, interessierte sich für nichts mehr; nichts regte sie auf, machte ihr das Herz schlagen. Es war ja alles so unsäglich gleichgiltig! Wenn sie nur etwas zum Haushalte verdiente, so war sie schon zufrieden. Ein Tag ging wie der andere dahin, langweilig einer wie der andere.

Sie meinte, sie müsse doch eigentlich selbst über ihre Art und Weise entsetzt sein und schalt sich, daß sie es doch nicht war. Nein sie konnte sich nicht einmal entrüsten. Es war ihr alles eben eins. —

Am andern Morgen kam ein Brief aus Poltze, von einer fremden Hand, an die Henne adressiert. Er enthielt eine Photographie: des Poltzers Grab.

Die Henne war den Thränen nahe und vergaß ganz die Begleitzeilen zu lesen, bis Gella sie aufmerksam machte, daß noch ein Briefbogen dabei läge. Nun nahm sie ihn vor, nachdem sie sich erst ihrer jetzt auffällig erhöhten Weitsichtigkeit halber, die Brille hatte holen lassen.

Bild und Brief kamen vom Baron Gideon, der schrieb, er wolle damit der gnädigen Frau, dessen Sohn ihm so überaus wertvoll und zugleich, wenn er sich erlauben dürfe das zu sagen, lieb sei, eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Die Henne meinte ganz gerührt und gewonnen:

— Baron Gideon ist doch wirklich ein reizender Mensch! So artig, so taktvoll, so wohl erzogen, daß unsere jungen Herren sich wahrhaftig an ihm ein Muster nehmen könnten!

Sie nannte ihn nur noch „Baron", obwohl sie gewiß sonst „Herr von" gesagt haben würde. Sie war so entzückt von der Aufmerksamkeit, daß sie mehrmals am Tage von ihm sprach.

Kurz darauf kam eine Kiste mit Früchten aus Poltze an. Die Karte, die dabei lag, lautete:

Heinrich Freiherr von Gideon

auf Poltze

erlaubt sich diese Früchte Poltzer Obstzucht zu senden, indem er der gnädigen Frau die Hand küßt und bittet, ihn dem gnädigen Fräulein zu Füßen zu legen.

26.

Gräfin Eysen war etwas sehr Peinliches geschehen: sie sollte im Frühjahr 1890 Mutter werden. Das war ihr in jeder Beziehung unangenehm. Einmal fand sie sich lächerlich in dieser Rolle bei ihren zweiundvierzig Jahren und den heranwachsenden Söhnen, deren ältester Franz Karl etwa zur selben Zeit in die Armee treten sollte und dann fühlte sie sich in ihren gesellschaftlichen Vergnügungen behindert.

So that sie jetzt auch dasselbe, was sie zur Zeit ihrer Trauer gethan: sie wurde plötzlich verwandtschaftlich und suchte die Henne auf, obwohl diese, seitdem sie in Berlin lebten, noch nicht zu ihr gekommen war. Nur Gella hatte die Tante endlich diesen Winter, ohne daß die Mutter es wußte, besucht und sie entschuldigt, indem sie einen demnächstigen Besuch in Aussicht gestellt.

Die Henne schämte sich jetzt ihrer Dürftigkeit nicht mehr. Sie hatte sich in dem Gartenhaus derartig eingewöhnt, daß sie die Empfindung verloren, als wäre sie in ihren Verhältnissen doch eigentlich sehr herabgekommen.

Zufällig war Gella jedoch mit ihrer Mutter ausgegangen, nach dem Hippodrom zu, ihr beliebtester Spaziergang, weil die Kavallerieoffiziere, die dort ihre Pferde arbeiteten, ihr die Erinnerung an die ferne glückliche Reiterzeit ihres Ernst und die unglückliche nähere ihres Christi erweckten.

Eva fuhr sofort weiter nach der Motzstraße zur Stiftsdame, die sie jedoch gleichfalls verfehlte und nun, um die Verwandtentournee fortzusetzen, auf die Steglitzerstraße zu Frida.

Die traf sie endlich.

In dem Salon vorn herrschte immer ein mystisches Dunkel, einmal war das den Zügen der Hofchefswitwe günstiger,

dann aber auch stand die Dämmerung den Möbeln und Bilderrahmen besser, deren Alter man in Schönheit ahnte, ohne die Verheerungen der Umzüge und der Zeit so gut erkennen zu können.

Frida ließ einige Zeit warten. Sie zog sich in aller Hast um, denn sie trug zu Haus nur alte Sachen ab. So kam sie wie Amélie mit wenigen Kleidern aus, die dann verhältnismäßig elegant aussahen.

Die Cousinen küßten sich beim Eintritt; und Frida, immer bestrebt, das gleiche Niveau mit der reichen Gräfin Eysen zu betonen, nahm zuerst Platz und zwar mit dem Rücken gegen das Licht, indem sie eine Bewegung machte, als bäte sie die andere, sich zu setzen.

Im Anfang war von dem zu erwartenden neuen Weltbürger die Rede. Frida machte ein paar unbestimmte Redensarten, die es im Dunkel ließen, ob sie Eva eigentlich beglückwünsche oder bedauere, worauf das Gespräch dann über den letzten Schneefall, die Eva entgehenden Festlichkeiten dieses Winters, übersprang zur Familie.

Die Gräfin erzählte von Josef, von dem sie genauere Nachrichten aus Breslau hatte. Er habe sie vor kurzem erst besucht, als er auf drei Tage in Berlin gewesen, zu einem Hofball, einem Ministerrout und einer Soiree mit Liebhaberaufführungen bei Prinz und Prinzessin Bruck-Bruckstein. Von diesen redete sie mit halber Schärfe, halber Gleichgiltigkeit. Die Freundschaft war längst vorbei. — Dann erzählte sie: Rudolf sei Generalmajor geworden und habe eine Gardeinfanteriebrigade bekommen, womit seine Laufbahn aber noch längst nicht beendet sei, wie ihr versichert worden.

Auf Rudolf war sie stolz. Er war nach des Ministers Tode ja auch der Eysen, der es am weitesten gebracht . .

Nun blieben eigentlich bloß noch die Poltzer, und auf die wollte sie längst steuern:

— Sage mal liebe Frida, hast du denn von deiner Schwägerin nichts gehört? Ich war eben da, traf sie aber nicht.

— Nichts Besonderes.

— Es geht ihnen wohl pekuniär sehr schlecht?

— Ja, der dumme Christi! Das weißt du ja. Fabian sagte immer, er könnte seinen Bruder nicht verstehen, das alles zu zahlen . . . . . .

Dabei besah die Hofchefswitwe ihre Fingernägel, rückte ihre Ringe zurecht und rieb sich während der weiteren Unterhaltung immerfort entweder das Ohrläppchen oder das Auge, die Nase, das Kinn, dabei die fleischigen, weißen, kleinen Pfötchen zeigend. Eva fuhr fort:

— Sage mal Frida, wie ist denn der Käufer von Poltze eigentlich?

Die andere zuckte die Achseln: Leute, die sich nicht um sie bemühten, die sie nicht kannte, mochte sie nicht:

— Gott, ein wie es scheint ziemlich gleichgiltiger Mann . . .

— Aber sehr reich?

— Das ist aber auch das Einzige!

— Neu baronisiert!

— Er hat sich den Baron irgendwo gekauft. Kostet dreißigtausend Mark. Oder mehr, ich weiß nicht. Dafür habe ich mich nie interessiert. Es ist ja eigentlich doch ganz gleich. Erkennen thut man die Leute ja sofort. Im Gotha stehen sie in den ungraden Jahrgängen, und am Ende hört man's am Namen. Es klingt nun mal anders. Findest du nicht?

Eva war nicht ganz dieser Ansicht. Graf und Gräfin Eysen meinten einen Anstrich von großer Welt darin zu sehen,

daß sie auch die reichen Rennleute kannten. Leute, die irgend einen Sport trieben, um sich in gute Gesellschaft zu bringen. Leute, die sich in den großen Modebädern zeigten, in gewissen, weiteren Sphären geöffneten Klubs. Leute, die alle mehr oder weniger die gleichen Ansichten und Lebensgewohnheiten sich angeeignet hatten, über dieselben, meist sogar höhere Mittel verfügten. Leute, die als Weltreisende, als Afrika- oder Indienjäger auftraten, um dann mit Fürsten und Grafen zu dinieren, mit ihnen Sport zu treiben, Jagdausstellungen, Sportkonkurrenzen zu veranstalten und sich so allmählich als Gleichstrebende, Gleichberechtigte zwischen sie zu schieben, um vielleicht eines Tages, wenn auch erst durch ihre Söhne, zwischen ihnen zu stehen, die gleiche Krone auf dem Briefbogen, nur weil sie unverbrauchter, jünger, neuer, auch noch mehr Geld in der Tasche als jene.

Eva wollte noch wo anders hinaus:

— Dieser Baron Gideon soll ja mit seinen Besuchen in der Nachbarschaft nicht viel Glück gehabt haben!

— So, ich habe gar nichts gehört.

— Ja, es ist schwer hinein zu kommen, das wird er erst sehen. Übrigens wurde mir gesagt, er wäre ein charmanter Mensch.

Frida zuckte die Achseln:

— Jemand, der sich den Baron kauft . . . . !

— Und dann . . dann . . . hat dir Adelheid nicht irgend eine Andeutung gemacht?

— Ich habe Adelheid lange nicht gesehen . . . . .

In diesem Augenblick trat Amélie ein, die sich auf die Anmeldung des Besuches hin sofort umgekleidet hatte. Sie war ein großes, blondes Mädchen, auffallend hübsch und gut aussehend, vor allem gewachsen wie eine Tanne, so schlank

und doch prächtig, so groß und doch ebenmäßig, so fein und zart und doch kräftig, daß sogar Evas berühmte Figur dagegen abgefallen wäre, hätte die Mutterschaft jetzt einen Vergleich zugelassen.

Durch das Erscheinen des jungen Mädchens waren sie im Weitersprechen behindert und die Gräfin erhob sich bald, Amélie küßte ihr die Hand, und in der Thür flüsterte sie Frida noch zu:

— Ich wollte dich fragen, weißt du etwa was davon: Dieser Gideon soll nämlich Absichten haben.

— Wieso?

— Heiraten.

— Wen?

— Nun wen denn sonst — Gella!

— Gella? Die ist ja viel zu alt!

— Na ich denke mir ....

Und sie wisperte auf dem Flur, mit ganz eigener Betriebsamkeit, die sonst der blasierten Eva fern lag, als habe ihr Zustand Klatschlust, Zuträgerei und Neugierde in ihr geweckt, und suchte diese Ehevermutung zu erklären mit dem Bestreben des neugebackenen Barons durch eine Verbindung mit einer der alteingesessenen Adligen des Landes sicherer in den Sattel zu kommen.

Es war auch etwas an dem Gerücht.

Ganz allmählich hatte der neue Herr von Poltze begonnen, mit allerlei kleinen Artigkeiten und Aufmerksamkeiten gegen die Henne wie ihre Tochter. Dann hatte er ihnen seine Aufwartung in Berlin gemacht, war nicht angenommen worden, — denn es war der Henne peinlich, die Dürftigkeit ihrer Wohnung zu zeigen — hatte aber kurz darauf seinen Besuch wiederholt, und zwar mit besserem Erfolge.

Er hatte Grüße von Fabian gebracht, dessen Lob er sang, den er lieb gewonnen wie einen Bruder fast. Die Henne, mit der er sich ausschließlich unterhielt, war so gefangen, daß sie mit größter Naivetät ihn aufforderte, das nächste Mal, wo er nach Berlin käme, doch bei ihnen, wenn es ihn nicht langweilte, den Abend zu verbringen. Sie könnte ihm vielleicht diesen oder jenen Rat des Gutes wegen geben.

Baron Gideon erschien sehr bald, und bei dem einen Besuche blieb es nicht, sondern er kam nun öfters wieder. Einmal brachte er Fabian mit, und das gab einen wirklich netten, vergnügten Abend, wie er in der beschränkten Einsamkeit dieses Witwenhaushaltes noch nicht vorgekommen.

Die Henne nahm ihren Sohn bei Seite und befragte ihn über den Gast. Er wußte, wie schon früher, nur das beste zu berichten. Es ließ sich gegen ihn nicht das geringste sagen, ja eigentlich wären sie ein Herz und ein Sinn. Natürlich hatte er so seine kleine Schwächen, aber wer besäße die nicht? Er ließ überall Wappen und Kronen anbringen, vom Cigarettenetui, den Manschettenknöpfen, bis zum Gartenthor des Parks, das richtig eines Morgens auch neun Perlen auf seine alte Eysen-Eisen-Spitzen bekommen.

Das Schloß, das er baute, wäre ein Wunder an Geschmack und Schönheit. Bei ihm schien wirklich der Preis gar keine Rolle zu spielen. Und Kunstgegenstände besaß der Mann — erstaunlich.

Zuerst hatte Fabian möglichst mit ihm nicht verkehrt. Es war ihm schon wegen seiner Stellung als Verwalter nicht angenehm gewesen, dann aber war er mehr und mehr mit ihm zusammengekommen.

— Und Mama, weißt du, lernen kann man von ihm! Wirklich, der weiß etwas, der interessiert sich für tausend

Dinge, von denen ich keine Ahnung gehabt habe. Mir sind ganze Horizonte aufgegangen!

Die Henne wurde immer mehr eingenommen für den neuen Herrn von Poltze, und da ihr Leben traurig und ereignislos dahinfloß, und der Verkehr mit diesem Mann fast die einzige Zerstreuung bot, so begann er bald eine ungeahnte Wichtigkeit zu bekommen. Sie sprach immerfort von ihm, fragte immer nach ihm. Das war der Baron Gideon vorn und der Baron Gideon hinten, als gäbe es keinen anderen Menschen mehr von Interesse und Bedeutung auf der Welt.

Da kam im Frühjahr, als im winzigen Vorgärtchen zwischen Stadtbahn und Haus eben das erste kümmerliche Grün erschien, aus Poltze ein Brief mit der regelrechten Bitte um Gellas Hand.

Daran hatte die Henne allerdings nicht gedacht. Sie war ganz erstaunt, rief ihre Tochter und teilte es ihr mit, ohne ein Wort hinzuzufügen. Gella wurde rot und antwortete nur:

— Mama ich muß Zeit haben, um es mir zu überlegen!

Damit verschwand sie und lief in den Tiergarten. Ihr brummte der Kopf. Sie fühlte sich wie im Fieber. Sie wußte genau, das war ihr erster Gedanke: ich liebe ihn nicht. Aber konnte sie lieben? Sie meinte nein. Sie hatte das Bewußtsein, als würde sie das überhaupt nicht wieder können. Er gefiel ihr recht gut, sein Äußeres sowohl, wie sein Benehmen, was sie von ihm gesehen, wie was sie von ihm durch Fabian wußte. Doch ihr zweiter Gedanke lautete: was hat das für einen Zweck, was will er von mir? Darüber kam sie nicht gleich hinweg.

Sie hielt sich nicht für begehrenswert, sie fand sich geradezu nicht hübsch. Dazu war sie nicht mehr jung. Geld hatte sie auch nicht. Also warum? Der Name? Ja, er konnte ihm vielleicht nützlich sein, aber sie meinte, dieser Gideon würde wohl auch eine andere gefunden haben wie sie, eine arme Adlige, die aber jung war und schön — er bei seinem Reichtum.

Jeder der Söhne des alten Gideon hatte zweiundeinehalbe Million Mark bar bekommen, wie Fabian einmal erzählt, und dieser erhielt noch eine Abfindung von gleichfalls einigen Millionen, weil er an der Industrieunternehmung nicht teilnahm.

Das war eine märchenhafte Summe in Gellas Phantasie. Eine Summe, die ihr im Kopf herumschwirrte wie ein brummendes Insekt, das unausgesetzt im Fluge an die Fenster stößt, um einen Ausgang zu suchen, den es doch nicht findet. Es störte sie dermaßen, daß sie garnicht mehr ruhig nachzudenken vermochte, sondern immer auf diesen einen Punkt zurückkam, ihr die Millionen im Hirn spukten, wie eine tolle Phantasie. Ihr, die doch so einfach leben konnte, die mit dem geringsten auskam. Ihr, deren Wünsche und Glück für die Brüder geopfert worden waren .....

Da kam ihr der Gedanke: sie wollte auch Glück und der Schauer überlief sie wieder, das unbestimmte Sehnen, das sie gequält, als sie die Bilder der Freundinnen aus der Reitbahnzeit wieder betrachtet. Sie wußte nicht recht, was sie unter diesem Glücke verstand, welche Wünsche sie hätte befriedigen mögen, wenn ihr die Mittel zu Gebote standen. Sie wollte nur Glück! Auch ihren Anteil am Glücke der Menschen.

Und mit einem Male war es ihr, ihr, die fühlte, daß sie Liebe nicht wünschte, nicht es ahnte, daß sie für die Liebe

unzugänglich sei, als müsse sie nach der Hand greifen, die sich ihr hier, fast wie durch ein Wunder bot.

Draußen ging die Luft lau und lind, erwachten die Kräfte der Natur, rangen tausend Frühlingskeime zum Licht. Unwillkürlich teilte sich das dem Menschen mit, erhob ihn, als stiegen auch ihm wo der Lenz in die Lande lachte neue Gedanken empor, als wüchsen ihm die Schwingen seiner Seele, als empfänge auch er etwas von all dem Werden, Sprießen, Knospen und Blühen, den Sehnsuchtskeimen, die täglich jetzt die Sonne aus der schlafenden Wintererde ans Licht zauberte.

Aber als sie heimgekehrt war, dachte sie plötzlich wieder nüchterner. Im Zimmer, in den dürftigen Räumen, wo es dunkler war als draußen, wo alles noch Winter zu sein schien, wo die Kissen alt, verschossen, grau und schmutzig noch zwischen den Doppelfenstern lagen, ward ihr ganz anders.

Jetzt sah sie auch die Schattenseiten: die Stellung in Poltze, zu den Nachbarn, das, „was wird man sagen", die Rückkehr auf das verlorene Familiengut, an die Stätte an der Jahrhunderte Eysensche Erinnerungen hingen — als Baronin Gideon.

Sie mußte selbst lachen. Sie lachte laut, stürmisch, fast wie eine Irre, blickte sich erschrocken im Zimmer um, ob die Mutter oder die Köchin in der Nähe wären. Aber das Lachen that ihr wohl, es löste die Spannung in der sie sich befand.

Da kam ihr auch, bei ihrer Fröhlichkeit ein guter Gedanke: sie wollte zu Tante Elisabeth gehen und mit der über die Sache sprechen. Eigentlich wäre die Mutter gegebener gewesen, doch mit ihr — so traurig es sein mochte — ließ sich über derartiges nicht reden.

Sofort setzte Gella den Hut auf, noch ihr Winterhütchen,

ein einfacher Filz mit einem gefalteten Atlasband, und ging zur Stiftsdame. Sie traf Tante Elisabeth, in Morgenrock und Pantoffeln, Haarwickel auf dem weißen, kurzgeschorenen Kopf. Und die beiden, die immer eng zu einander gestanden hatten, setzten sich in eine Ecke.

Die Stiftsdame kreuzte die Arme unter dem Busen, wie immer, wenn sie kein Korsett trug, als wolle sie sich dadurch Haltung geben, rollte die Augen fürchterlich und sagte nur:

— Na da schieß mal los Kindchen!

Gella erzählte was geschehen, sprach von ihren Bedenken, schilderte die Verhältnisse, Wesen und Art Gideons: im ganzen sehr einfach, vielleicht etwas nüchtern. Nichts von dem ersten Aufschwung ihrer Seele beim Spaziergang im Tiergarten, wo abgesehen von Sonne und Wetter, vielleicht auch der leise, schmeichelnde Gedanke ihr Herz berückt: daß sie das reizlose, arme achtundzwanzigjährige Mädchen überhaupt begehrt wurde.

Die Stiftsdame räusperte sich. Zuerst wußte sie nicht recht was sie sagen sollte, dann aber ließ sie die verschränkten Arme los, legte der Nichte eine Hand aufs Knie und sprach:

— Kindchen, die Geschichte hat natürlich zwei Seiten. Übrigens wenn man jemanden um Rat fragt, wenigstens in so'ner Sache hat man ja meist schon eine bestimmte Absicht. Ich möchte also, ehe ich anfange gleich mal eins klar machen: wenn du das Gegenteil von dem thust, was ich dir jetzt raten will, so bin ich jar nich böse. Ich bin janz drauf jefaßt, daß ich schwarz sage und du — weiß. Also meiner Ansicht nach, solltest du vor allen Dingen erst mal das thun was du willst. Was die Familie sagt — da pfeifst du drauf. Ich kann dir nur das raten Kind. Du steckst drin, du trägst deine Haut zu Markte. Was die Familie sagt, da pfeifst du drauf!

Die Stiftsdame hielt inne. Sie hatte die letzten Worte mit solcher Entschiedenheit gesagt, daß sie fast außer Atem gekommen war. Nun erholte sie sich einen Augenblick, bließ ein paar mal die Luft von sich, als rauche sie eine Cigarre, und zog Gella neben sich auf das Sofa:

— Da setze dich mal hin Kindchen. Ich werde dir mal 'n Schwank aus meinem Leben erzählen. Das heißt 'n Schwank ist es nich jrade jewesen, sondern eine bitter ernste Sache, die mir mein ganzes Dasein umjekrempelt hat, die aus mir statt 'ner Stamm=Mutter von dreihundert Enkeln 'ne alte Jungfer jemacht hat. — Übrigens fühle ich mich ganz jlücklich, es jeht auch so, das nur nebenbei. — Ich will dir mal erzählen wie das jekommen is. . . . .

Und sie erzählte, indem sie die Nichte immer umschlungen hielt, eine lange lange Geschichte, ihre eigene Geschichte.

Sie war ganz einfach, das alte Lied von den beiden Königskindern, die zu einander nicht hatten können kommen, weil das Meer gar zu tief. Nur waren es nicht zwei Königskinder, sondern Elisabeth Margarethe Nanny Klara Eugenie Emma Freiin von Eysen und Ley, damals anno 1852 ein junges Ding von achtzehn Jahren, frisch und lebhaft, nicht häßlich, wenn auch keine Schönheit, aber mit ein paar Augensternen, die etwas zu sagen und entgegenzunehmen hatten, wie man sie heute in den rollenden Stielaugen der alternden Stiftsdame kaum ahnte. Dazu trug das junge Ding von damals reiches, langes Haar, so schwer und so schön, wie nur je ein Mädchen in der ganzen Prignitz.

Der Königssohn aber hieß einfach, Leberecht Gottfried Starcke, Inspektor zu Poltze. Und der böse König, der sie getrennt — der alte Poltzer: Christobald Ludwig Heinrich, Major a. D., der jetzt draußen in Poltze neben seinem Sohne schlief.

Der Roman der Stiftsdame war nur kurz gewesen, vielleicht eine Jugendthorheit, vielleicht, wäre er nicht jäh durch den Vater Eysen beendet worden, Elisabeths Unglück, aber doch ein kurzer Glücksrausch, ein Frühling, wie er im Leben der Stiftsdame nie wiedergekehrt. Die Poltzer hätten den Inspektor, dessen Vater noch dazu unter den Märzgefallenen in Berlin begraben lag, nicht brauchen können. So wurde der Geschichte schnell ein Ende gemacht. Und als die Liebenden gar noch am Schluß etwas wie eine gemeinsame Flucht in Szene setzten, faßte der Vater, der ein strenges Regiment führte, die Tochter kurz vorher ab, nahm sie vor wie einen Schuljungen und bearbeitete ihre damals jugendlich schlanke, jetzt etwas mächtig gewordene Rückseite bis der Stock brach.

Die Stiftsdame hatte geendet. Gella, die nie etwas davon gehört, weil das in der Familie ebenso mit Schweigen übergangen wurde wie Ludwigs Fahrt nach Amerika, ein paar Jahre später, schwieg und sagte nach einer Weile nur, indem sie der Tante Hand streichelte:

— Arme Tante!

Doch die lachte:

— Ach wat, das ist jetzt längst überwunden. Sind auch nun schon bald — — bald vierzig Jahre her. . . . Und ich weiß . . . sieh mal, ist das nicht ganz eigen — — ich weiß wirklich nicht mehr recht wie er aussah. Sein Bild habe ich später verbrannt. Alles zerrissen und verbrannt. Es sollte nichts bleiben. Und nun weiß ich wirklich nicht . . . sonderbar . . . sonderbar. . . . Aber mein Leben war verschustert.

Die Stiftsdame stand auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Plötzlich blieb sie stehen:

— Gella ich gebe dir nur einen Rat: Kümmere dich den Teufel drum, was die andern sagen. Jeder ist seines Glückes

Schmied. Frage niemand — handle. Egoist muß man sein. Die andern Menschen sind es auch.

Gella saß träumend da. Sie fragte nach einer Weile:

— Aber die arme Mama?

— Wieso die Mama?

— Die ist dann ganz allein!

Doch die Stiftsdame ward plötzlich geradezu böse:

— Allein? Bin ich nicht auch allein? Genau so allein wie du's mal sein wirst, Kindchen! Ganz genau so . . .

— Aber sie hat Mann und Kinder um sich gehabt . . .

— Und ich habe sie nie gehabt.

— Du hast nicht gewußt Tante — wie's ist . . .

Die Stiftsdame blieb mit einem Ruck stehen, daß ein Glas auf der Kommode klirrte:

— Gella ich sage dir eins. Wenn er gut ist, wenn du meinst, du kannst dich an ihn gewöhnen, wenn du ihn gern hast — Liebe ist ja Mumpitz. Pah . . . Liebe ist überhaupt der größte Mumpitz denn's jiebt . . . also wenn . . . und wenn — dann sage ja. Und pfeife auf die ganze übrige Schwefelbande . . .

Gella hatte rote Wangen vor Erregung. Sie wußte was sie thun wollte. Sie wollte auch ihren Anteil am Glücke dieser Welt. Sie stand auf, um zu gehen.

Die Stiftsdame küßte sie schmatzend, stürmisch auf beide Wangen und rief möglichst derb und burschikos, die innere Bewegung zu verbergen:

— Und wenn's schief jeht, läßt du dich einfach scheiden.

Aber dann schlug plötzlich ihre Stimmung um, sie preßte die Nichte an ihr Herz und rief mit zitternder Stimme, während die rollenden Augen glänzten:

— Aber glücklich sollst du werden mein Kindchen, glücklich sollst du werden!

Gella ging. Ja sie griff zu. Sie wollte wenigstens um ihr Glück kämpfen.

27.

Die Verlobung fand zufällig am selben Tage statt, der Graf und Gräfin Eysen eine Tochter brachte. Und die Stiftsdame sagte, als sie von beiden Ereignissen durch Rudolf und Hermine auf der Potsdamerstraße erfuhr:

— Eine Eysen geht heute aus der Familie fort und eine kommt in die Familie. Aber da 's 'n Mädchen ist, wird sie ja auch bald wieder die Familie verlassen. Hoffen wir's wenigstens. Also eigentlich für den Namen kein Gewinn, vielleicht sogar ein Verlust.

Der General, dem seine breiten roten Streifen ausgezeichnet standen, murrte scherzend:

— Es wäre Zeit, daß wieder neues „Eysen" wüchse, denn in den letzten Jahren hat der Tod unter uns tüchtige Musterung gehalten!

Worauf die Stiftsdame mit einem Blick auf Hermine zurückgab:

— Nun Minchen, wie wäre es?

Diese machte ein trauriges Gesicht. Es war ihr Kummer nur einen Sohn zu besitzen, und sie meinte lächelnd:

— Eine Generalin? Ich bin doch schon vierzig! Wahrhaftig schon vierzig.

— Aber Eva dreiundvierzig.

— Der wird's jedenfalls sauerer dreiundvierzig zu sein, als mir jemals sechzig. Ich glaube Eva wird nicht gern alt.

Sie lachten und das Generalpaar erkundigte sich nach dem Bräutigam von dem es nicht viel mehr wußte, als den Kauf von Poltze.

Elisabeth lag daran, nun wo die Kugel einmal in's Rollen gekommen war, bei den Verwandten eine möglichst günstige Meinung vom Bräutigam zu erwecken und sie sang sein Lob in allen Tonarten mit fabelhafter Lebhaftigkeit, Stimmaufwand und Begeisterung — obwohl sie ihn noch gar nicht persönlich kannte. Sie war entschlossen, wo irgend möglich, für Gellas Ehe eine Lanze zu brechen. Nachdem sie sich von dem Ehepaar getrennt, ging sie auch sofort zu Frida, den Boden vorzubereiten. Doch die traf sie nicht an, denn sie war zu Eva geeilt, um Nachrichten zu holen. So setzte die Stiftsdame gleich ihren Weg nach der Fasanenstraße fort.

Gella war allein zu Haus. Sehr still, sehr nachdenklich, als wüßte sie nicht, ob sie bei dem Schritt, den sie gethan, das Glück finden würde, das sie ersehnte. Sofort erkundigte sie sich, ob es die übrigen Verwandten schon wüßten.

— Ob es Tante Frida schon erfahren hat, weiß ich nicht! Sie war im Palais Eysen, um sich bei der hohen Wöchnerin einzuschreiben! — meinte die Stiftsdame, indem sie eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte und der Hofchefswitwe Stimme nachzuahmen suchte.

Bald darauf kam die Henne. Sie fiel ihrer Schwägerin um den Hals:

— Ach wenn doch Ernst das noch erlebt hätte!

Sie schien sehr erfreut zu sein, berührte mit keinem Worte etwaige Schattenseiten und Schwierigkeiten, auch nicht als sie allein waren. Gella hatte sich im Nebenzimmer hingelegt, um sich zu erholen. Sie sah nicht gut aus und fühlte sich auch etwas angegriffen. Es war ihr so eigen zu Sinn. Den Verlobungstag hatte sie sich immer ganz anders vorgestellt; freudig und heiter, voll strahlenden Glückes — und nun war sie eigentlich fast traurig gestimmt. In ihr war alles leer, nichts erhob sie, nichts regte sie an. Es war ihr ein dumpfes Gefühl, als hätte sie einen Schlag vor den Kopf bekommen. Ihr graute vor den Glückwünschen, vor den Briefen, die sie zu beantworten haben würde mit all den Redensarten und Dummheiten. Ihr graute vor den Gesichtern, die ihr lächelnd gratulieren würden, und die doch alle irgend einen Hintergedanken hatten. Ihr graute vor den Brautbesuchen, die nun in Kürze vom Stapel gehen sollten, bei den Eysen wie bei den Gideons mit ihrem Anhang. Ihr graute vor der neuen Familie.

Aber ihr Bräutigam machte es ihr leichter, als sie gedacht. Er war nett und rücksichtsvoll, redete ihr Mut ein, als sie ihm gestand, wie peinlich ihr alles das sei. Ja er schlug vor, sie wollten doch warten, so lange Gella nur wollte.

Doch das wünschte die Henne nicht, und in der That war es auch besser, sie traten die Rundfahrt gleich an. Dann gab es keine Verstimmungen und Übelnehmereien, die den Bräutigam bei den Eysen ins Licht eines unerzogenen Menschen setzen und die Stellung der Braut in ihrer neuen Familie verderben könnten, ehe sie noch einen der Verwandten Gideon kennen gelernt.

So machten sie sich denn bald darauf auf den Weg. Der Frühling war in Berlin in voller Blüte, überall hatten

sich die Bäume mit jungem Grün bekleidet, das an den Straßen schon vom Staube leicht gepudert war. Keine Wolke stand am Himmel, fahles Blau spannte sich über die Stadt. Der Asphalt blendete in der Sonne. Es war heiß. Kein Windhauch brachte Kühle.

Der Bräutigam hatte sich einen Adressenzettel angefertigt, gab dem Kutscher der Droschke Hausnummer und Straße an und erklärte dann jedesmal seiner Braut wie deren Mutter, wer der Betreffende sei, wie verwandt, wer seine Frau, seine Mutter, welche Beziehungen zu ihm den Besuch notwendig erscheinen ließen.

Gella hatte zuerst gemeint, sie werde sich das nie merken können, aber nachdem sie erst ein paar Gesichter gesehen, die ihr von den betreffenden Persönlichkeiten nun einen festen Begriff gaben, fand sie sich schnell darein, und es machte ihr Spaß, die Beziehungen zu entdecken, jetzt selbst zu sagen, wessen Frau diese, wer mit jenem verschwägert, den sie schon kennen gelernt.

Allzusehr quälte sie der Bräutigam auch nicht, er hatte nur das notwendigste aufgeschrieben: seine beiden Brüder, ein paar langjährige Freunde seiner verstorbenen Eltern, ein oder zwei Tanten, ein halbes Dutzend Vettern, alles — vielleicht bis auf zwei Ausnahmen — sehr angenehme, nette, tadellose Leute.

Dazwischen hinein — je nachdem es mit der Lage der Wohnung gerade paßte, kamen Eysens: Bei Eva wurden in Anbetracht der Umstände nur Karten abgegeben, und zugleich nach dem Befinden von Mutter und Kind gefragt.

Rudolf und Frau waren zu Haus. Sie wohnten wieder in der Courbièrestraße wie früher, in demselben Hause sogar, nur zwei Treppen statt drei wie damals, als er noch Major gewesen. Der Generalsgehalt erlaubte es.

Hermine unterhielt sich mit der Henne und Gella. Der General mit Baron Gideon und es kam, daß jener von seiner Familie erzählte. Er sprach von seinem Vater, und erklärte mit größter Einfachheit, die Brüder wären für den Fabrikbetrieb erzogen worden, er dagegen nicht. Seinem Vater nur wäre als einem der verdienstvollsten Großindustriellen in Preußen der Kommerzienrat zuteil geworden und auch den Adel hätte er haben können. Das habe er jedoch nicht gewollt, schon der alten Firma F. C. Gideon halber, die als Maschinenfabrik, er könne wohl sagen einen Weltruf genösse. Nun sei er, der Sohn aber ausgetreten, sei ein freier Mann und habe sich der Landwirtschaft zuwenden wollen. Wenn er aber ein Rittergut kaufe, wie er es gethan, so begebe er sich damit, in der Prignitz wenigstens fast ausschließlich, zwischen den Adel in eine festgeschlossene Kaste, der nicht anzugehören äußerst peinlich sei. Um so peinlicher als er thatsächlich in allen Ansichten auf dem gleichen Standpunkte stünde, wie seine jetzigen Standesgenossen.

Deshalb habe er sich um den Schritt bemüht und es sei ihm Bedürfnis, diese Beweggründe einmal einem Herrn der Familie seiner Braut auseinanderzusetzen.

Der General hatte aufmerksam zugehört. Er teilte die Anschauung nicht. Er erkannte an, daß der junge, zielbewußte Mann da vor ihm, mit der Energie, den guten Formen, dem Gelde wohl zu etwas kommen würde. Aber er sagte sich, wenn er selbst bürgerlich geboren wäre, würde er auch bürgerlich bleiben.

Und als ehrlicher Soldat, der mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge hielt, teilte er das dem zukünftigen Neffen mit, wiewohl ganz verbindlich und schonend.

Baron Gideon ereiferte sich nicht. Er meinte, man könne

darüber verschiedener Ansicht sein. Er denke auch an die Zukunft. Und nun setzte er mit größter Natürlichkeit auseinander, wie seine Kinder — falls er solche hätte — ihm noch einmal den Schritt danken würden, den er gethan.

Darin mußte ihm der General recht geben, und als das Brautpaar sich entfernt hatte, blieb Rudolf am Fenster stehen, starrte in Gedanken hinunter auf die Straße, wo die Droschke eben mit den Dreien davonfuhr.

— Ein Protz scheint er wenigstens nicht zu sein, denn er fährt Droschke. Ich hatte auf einen Mietwagen gerechnet! — sagte Hermine, die halb hinter dem Vorhang am anderen Fenster gestanden. Der General lächelte:

— Nein, aber ein vorsichtiger Mann. Er denkt jetzt schon an seine Kinder.

Lachend erzählte er seiner Frau von der Unterhaltung. Sie ging hinaus, denn der Christl, wie er noch immer trotz seiner nun bald dreizehn Jahre genannt wurde, mußte gleich aus der Zeichenstunde wiederkommen, und sie wollte sehen, ob in seinem Zimmer auch gelüftet worden.

Rudolf aber setzte sich an die Arbeit. Er hatte einer Übung in der Brigade beizuwohnen und wollte genau orientiert sein. Doch es dauerte geraume Zeit, bis er seine Gedanken ganz auf seine Thätigkeit lenken konnte, denn immer noch ging ihm der neue Neffe im Kopfe herum. In diesem jungen Mann mit dem wirklich einnehmenden Wesen, einem nicht zu leugnenden Zauber aus Bescheidenheit und Willen gepaart, lag der Stammesgründer, lag die Fähigkeit, sich durchzusetzen. Wie der Vater diese Fähigkeit offenbar gehabt, um zu Gelde und Ansehen zu kommen, besaß der Sohn die Fähigkeit, zu Ehren und Titeln zu gelangen, den Kindern — von denen er ja selbst gesprochen, ehe er noch verheiratet war — Namen und Geld

zu hinterlassen, womit sie dann wuchern konnten, leichten Gewinn einziehen, oder als Rückschlag alles wieder verlieren, nachdem ihnen des Vaters Segen das Haus gebaut.

Und der neue Neffe rechnete richtig: ihm würde gewiß der Anfang schwer gemacht werden, aber man würde sich bescheiden, dieser und jener es ganz übersehen. Er sah voraus: wenn er stürbe, nachdem er gehalten, was er versprochen, wäre ihm der neue Baron zwar noch nicht ganz vergessen, aber bei den Kindern krähte schon kein Hahn mehr darnach. Bei den Enkeln wußte man vom Ursprung der Gideons nichts mehr, hielt sie dann vielleicht schon für eine alte Familie.

28.

Es hatte keine Veranlassung vorgelegen, die Hochzeit länger hinauszuschieben. Pekuniäres gab es nicht zu ordnen, auf der einen Seite war nichts zu ordnen, auf der anderen war alles reichlich geordnet. Das einzige Bedenken hätte höchstens das Schloß in Poltze abgeben können. Es stand ziemlich beendet da — ein Barockschlößchen im reinsten Stil, ein Kleinod mitten zwischen den alten märkischen Kiefern, wie ein Wunder hierhergepflanzt — aber einmal war die Einrichtung noch nicht fertig und dann hatte man auch in diesem Jahre noch nicht ziehen können. Der Bau mußte erst austrocknen.

Deshalb war beschlossen worden, das junge Paar sollte den Sommer auf Reisen gehen, nach der Schweiz und den

Pyrrhenäen, denn im alten Herrnhause wollte Heinrich Gideon nicht wohnen. Sein Zartgefühl verbot es ihm, die junge Frau unter den veränderten Verhältnissen in die Räume zu führen, die einst ihre Eltern zu besseren Zeiten inne gehabt.

Wie alle Gideons, waren auch alle Eysens geladen bis auf Fedor, dessen Adresse man gar nicht kannte, und der für die Familie eigentlich ebenso als verschollen galt wie Christi. Und die Henne, die Hochzeitsgeberin, erlebte die Freude, daß alle zusagten bis auf das gräfliche Paar.

Eva war noch nicht so weit, um bei solcher Gelegenheit erscheinen zu können.

Im „Römischen Hof" Unter den Linden fand nach der Kirche das Hochzeitsmahl statt, in den gleichen Räumen, wie vor nun bald zehn Jahren der letzte Familientag der Eysen.

Die Henne hatte auf Fabians bestimmten Wunsch, fast Befehl, sich bei einer guten Schneiderin ein schönes, schweres Seidenkleid machen lassen und sah sehr würdig aus. Ihr Sohn hatte ihr gesagt, als er alle Vorbereitungen traf, die von Eysenscher Seite zu treffen nötig waren:

— Mama, aber alles das, dein Kleid, Gellas Brautkleid und auch das Diner bezahlen wir, hörst du? Gella erhält ja sowieso keine richtige Ausstattung von dir — nur Geschenke ihres Mannes.

Nun kamen aus der Kirche die ersten Wagen, und draußen entledigte man sich der Überkleider. Allmählich versammelte sich dann die Gesellschaft in den kleinen Salons, den gleichen in denen man nach dem Familiendiner vor zehn Jahren gesessen. Es war so eingerichtet worden, daß das Brautpaar noch etwas in der Sakristei zögerte, um zuletzt eintreten zu können, wenn die ganze Hochzeitsgesellschaft es bereits erwartete.

Der Henne war Heinrichs ältester Bruder, ein gutaus-

sehender hoher Vierziger, Kommerzienrat und eigentlicher Chef der Firma F. C. Gideon, beim Empfang der Gäste behilflich. Er trug den roten Adlerorden, die Lebensrettungsmedaille und das eiserne Kreuz erster Klasse, das von Eysenscher Seite aus einen vorzüglichen Anknüpfungspunkt bot.

Nacheinander hatten der General, Hauptmann von Aufschläger, und Josef sich erkundigt, wie er zu dieser hohen Auszeichnung gekommen, und in dem gleichen, selbstsicheren, doch fast bescheidenen Ton antwortete der Industrielle nur:

— Ich habe den siebziger Feldzug mitgemacht! — gewissermaßen, als wäre es selbstverständlich, daß jeder, der in diesem Kriege gefochten, seine Pflicht auch so gethan, daß man ihn des eisernen Kreuzes für würdig hielt.

Zuerst galt es, die beiden Familien einander nahe zu bringen, denn vor der Kirche war nicht Zeit gewesen, und ein Polterabend hatte, wie es hieß, auf Wunsch des Brautpaares nicht stattgefunden. In Wirklichkeit sollten der Henne die Kosten erspart werden, denn bezahlen hätte sie es müssen, anders litt es Fabian nicht.

Der General suchte zu vermitteln wo er konnte. Er brachte die Leute zusammen, machte sie mit einigen Worten bekannt und überließ sie einander, um neue Paare zu bilden, Gruppen zu lösen, und in anderer Verbindung, je ein Eysen, je ein Gideon, wieder zu vereinigen. Er wünschte, seine Frau möchte dasselbe mit den Damen thun, doch Hermine war verlegen und ließ es nach einem verfehlten Anfang auf sich beruhen.

Draußen im ersten Saal standen die Brautführer und die Brautjungfern, um das junge Paar zu erwarten. Gella hatte dazu ein Fräulein von Gellenkirchen, eine Freundin aus der Reitbahnzeit ausgesucht und ihre Cousine Amélie. Das

Fräulein von Gellenkirchen war ein großes, hageres Geschöpf, mit spärlichem Haarwuchs; ein winziges Zöpfchen war wie eine Schlange auf dem Hinterkopf aufgewunden.

Nähere Beziehungen zwischen den Brautjungfern und ihren Herren, einem jungen Gideon, Vetter des Bräutigams und einem Graf Edenkoben, einem Corpsbruder des jungen Gatten, schienen sich noch nicht angeknüpft zu haben. Sie standen von einander getrennt wie zwei feindliche Schlachthaufen, ohne noch ein Gespräch zu wagen, sodaß Amélie, der andern Brautjungfer zutuschelte:

— Wenn das so weitergeht, kann's ja nett werden.

Graf Edenkoben, ein kleiner, bartloser, blonder Mann, dessen Schädel mit Abfuhren so bedeckt war, daß unter der rosigen Haut ein glühendroter Strich neben dem andern lag wie ein feuriges Gitter, flüsterte Herrn Gideon zu, mit einem Augenblinzeln auf seine Brautjungfer, dem Fräulein von Gellenkirchen:

— Der Gastfreund wendet sich mit Grausen ....

Herr Gideon, groß, hager, brünett mit sorgfältig gekräuseltem Schnurrbart, den er immerfort mit dem Taschentuch betupfte, während er dabei eine wulstige Negerlippe machte, antwortete leise:

— Aber was sagen Sie zu meiner Brautjungfer?

— Wollen wir tauschen?

— Nich in die Hand.

— Wenn ich se nu heirate.

— Sie hat ja nischt.

— Kann man nich wissen.

— Doch. Die Eysen haben alle nischt.

— Bitte, zum Beispiel die gräfliche Linie ist sogar klotzig reich, und der Minister wars auch ....

Sie schwiegen einen Augenblick, dann sagte der junge Gideon, der kein Auge von Amélie ließ:

— Die wäre schon 'ne Sünde wert!

Doch plötzlich stieg im Grafen eine Art Standes- und Kollegial-Gefühl auf. Es ärgerte ihn, daß der junge Kaufmann von dem Fräulein von Eysen sprach wie von irgend einer Hergelaufenen und er sagte:

— Bei einer Dame der Gesellschaft kommt das nicht . . .

Er konnte nicht weiter reden, denn in diesem Augenblick kam das junge Paar. Ein Diener nahm der Braut den Umhang ab, und sie stand vor ihnen, frisch und jung aussehend, wie zwanzig Jahre, etwas bleich freilich von der Erregung. Das Kleid saß tadellos, stand ihr ausgezeichnet. Jetzt wo zum ersten Mal seit Jahren eine wirkliche Schneiderin sie angezogen, kam erst Gellas Figur zur Geltung.

Die Brautführer mit ihren Brautjungfern schlossen sich dem jungen Paare an, das durch den Vorraum hindurch in den Eßsaal trat, in dem jetzt die Hochzeitsgesellschaft versammelt war.

Beim Eintritt der Neuvermählten wandte sich alles herum und die Unterhaltung brach jäh ab.

Einzelnen entfuhr ein leises „Ah“, das in der allgemeinen Stille deutlich gehört wurde. Und nun ward aus dem wirklich unwillkürlicheu Staunen ein Scherz und die ganze Gesellschaft rief erst leise und zaghaft, dann allgemein und immer lauter ein gedehntes: Ah! . . .

Das vorteilhafte Aussehen der jungen Frau gab Gesprächsstoff und brachte die sich noch kaum berührenden verschiedenen Menschen einander näher, und unter lautem Stimmengewirr nahm man an der Tafel Platz. In der Mitte saßen Baron und Baronin Gideon, ihnen gegenüber die

Henne, die Heinrichs ältester Bruder Kommerzienrat Gideon geführt.

Es war so gesetzt worden, daß möglichst die Vertreter beider Familien bunte Reihe machten. Trotzdem kamen hier und da zwei Eysen, dort zwei Gideons nebeneinander.

An der einen Ecke saß ein Bruder der Henne, Landrat von Kallwitz. Er sah der Schwester nicht ähnlich. Der erkundigte sich bei seiner Nachbarin, einer Frau Gebhardt, Cousine des Bräutigams, nach den einzelnen Gideons.

Der Landrat liebte gern einen Scherz und bei seiner Tischnachbarin, einem zierlichen kleinen Frauchen, war er an die rechte gekommen, denn der Frau Gebhardt lachte der Schalk aus den Augen. Sie machte sich einen Spaß daraus, in kurzer, scharfer Charakteristik die Leute zu erklären.

— Wer ist denn der Dicke da? — fragte der Landrat, und deutete auf einen Herrn mit Schmerbauch und struppigem grauen Vollbart, der, ohne ein Wort zu reden, ungeheure Mengen jedes Gerichtes verzehrte.

Die kleine Frau Gebhardt flüsterte dem Landrat zu:

— Der heißt in der Familie die „Mast“. Ist natürlich eine Abkürzung, — Sie müssen sich das übrige ergänzen. Sonst ein ganz guter Kerl. Fünf bis sechs Millionen schwer. Haus auf der Tiergartenstraße. Arbeitet wie ein Stier.

Sie lachte und fuhr fort:

— Jetzt hätte ich beinah gesagt Ochse. Denn das ist er nämlich. Er arbeitet auch nur bei Tisch, sonst macht er nichts. Das Geschäft geht deshalb auch zurück: wie der Herre, so's Gescherre! Und dann kriegens die Söhne klein. Der Großvater ist hochgekommen, der Vater hat nie etwas gethan, da machen die Herren Söhne natürlich erst recht nichts. Einer sitzt immer in Monte Carlo, der zweite hat sich auf

den Trabrennsport geworfen, versteht aber nichts davon und verliert ein Riesengeld. Der dritte ist verunglückt, der ging mit einer englischen Tänzerin vom Apollo-Theater durch. Man weiß nicht wo er ist. Der Vater zahlt nichts mehr für ihn.

Auf der anderen Seite der Frau Gebhardt saß Fabian. Er hörte ihre Worte und lauschte, weil er sich für die Familie seines Schwagers interessierte.

Also auch da ging nicht immer alles in die Höhe. Auch da der ewige Wechsel und Niedergang. Auch da Leute, die Kraft und Trieb hatten, sich emporzuringen, und andere, die in dummer Faulheit von der Arbeit ihrer Väter zehrten, um allmählich durch Nichtsthun oder gar Verschwendung das zu vernichten, was die Generation des Großvaters aufgebaut.

Diese Millionäre Gideon machten es auch nicht anders wie die Eysen. Nur spielte das, was als Tragödie bei den Eysen Jahrhunderte gebraucht, sich in ebensoviel Jahrzehnten als Tragikomödie ab.

Die kleine Frau sprach weiter. Von jedem Gideon oder Gideon-Verwandten gab sie eine kurze Kennzeichnung, und zuletzt fragte der Landrat:

— Nun, gnädige Frau, was sagen Sie denn zum Bräutigam und seinen Brüdern?

Sie lächelte:

— Da muß ich mich ein bißchen in acht nehmen. Sehen Sie mal, ich bin ja dem zweiten seine Schwägerin. Das heißt, meine Schwester hat Heinrichs zweiten Bruder zum Mann.

Der Landrat meinte schmunzelnd:

— Na, da werden wir also bloß Gutes hören!

— O, durchaus nicht. Ich habe nun mal die unglück-

liche Eigenschaft, das Schlechte schneller zu sehen wie das Gute. Das ist wirklich ein Unglück, denn wissen Sie . . .

Und nun wurde sie etwas ernst, so daß man erriet, wie in dieser Frau neben Spott und Freude an dem Scherz auch Tieferes schlummerte:

— Den Menschen immer nur die böse Seite abgewinnen, ist traurig, man könnte da wahrhaftig an der Menschheit verzweifeln. Aber wiederum bewahrt es einem vor vielem, wo der Vertrauensselige hineingefallen wäre. Ich habe bei meinem Mann so genau die schlechten Seiten gesehen, es sind ihrer nicht viel, daß ich wußte, den kannst du nehmen. Ich bin nämlich auch nicht etwa hereingefallen. Jetzt werden Sie sich natürlich über die Frau wundern, die Ihnen alles so ruhig erzählt, aber vielleicht ist das alles Maske. Sie können gar nicht wissen, was ich wirklich denke. Am Ende habe ich Ihnen was vorgeschwindelt? Um Gotteswillen glauben Sie nicht alles. Wir sind alle hier brave, tadellose Leute, die Gideons wie die Eysens, und allein Frau Gebhardt, pardon, Frau Doktor Gebhardt, man muß ja in Deutschland den Titel sagen, also Frau Doktor Gebhardt, Sie wissen natürlich nicht wer ich bin, ich bin's nämlich, denn den Namen werden Sie ja selbstverständlich nicht verstanden haben, . . . was wollte ich doch sagen? Also ich wollte sagen, Frau Doktor Gebhardt ist unter dieser Engelswirtschaft hier der einzige Teufel, oder vielmehr die Teufelinne, wie's im miltelalterlichen Liede heißt. Das kennen Sie doch, Herr von Kallwitz?

Es war ein Gemisch von Ernst, Bosheit, Lachen, Haltung, Ungebundenheit und auch bei den letzten Worten wußte man nicht, sollte das nicht bedeuten: „Sie, Herr von Kallwitz, kennen natürlich keine mittelalterlichen Lieder!“ Sie machte den Eindruck wie ein kleiner Satan, nicht zu fassen, während

der Landrat diesem beweglichen Geiste nicht zu folgen vermochte und etwas schwerfällig, neben ihr saß und sich erzählen ließ.

Aber er bekam doch heraus, was er wollte, denn sie gab eine genaue Beschreibung der drei Brüder. Zuerst der mittelste, ihr Schwager, wäre ein äußerst tüchtiger Geschäftsmann, ein nüchterner, rein geistiger Mensch, Maschinenzeichner und Erfinder, die technisch wichtigste Person der Fabrik. Er war am wenigsten gesellig, am wenigsten Weltmann, wie man schon seinem Äußeren, den in sich gekehrten Gelehrten ansah. Aber in diesem Gehirn schlummerten Pläne, die der Familie wahrscheinlich Millionen und Millionen einbrachten.

Den ältesten, den Kommerzienrat, schilderte sie als selbstbewußten, in sich gefestigten Mann, der auf Äußerlichkeit nichts gab, obwohl er gut aussah. Sein Reichtum war bekannt, doch er verwendete ihn in schönster Weise, für das Wohl seiner Arbeiter besorgt, so daß Ausstände und Schwierigkeiten in der Fabrik C. F. Gideon thatsächlich nie vorgekommen waren.

Außer seinem Betrieb hatte er nur eine einzige Leidenschaft, Orchideen, für die er allerdings Summen aufwendete, über die der Landrat, der in sehr bescheidenem Wohlstand lebte, fast erschrak, als Frau Gebhardt sie nannte.

Fabian hatte noch immer gelauscht, und als er von dem Reichtum hörte, stiegen in ihm Vergleiche und Gedanken auf, dachte er an das, was sie alle in der Familie zu verzehren hatten, an das, was bei ihnen für reich galt, und er mußte sich gestehen, daß sie samt und sonders gegen diese Leute arme Schlucker waren, ja daß wahrscheinlich sogar der Graf im Vergleich zu ihnen nicht allzuviel bedeutete.

Da klopfte der Kommerzienrat ans Glas.

Es bedurfte längerer Zeit, bis Ruhe eintrat. Der Redner wartete ruhig ab, bis sich das Tosen, Schwatzen, Tellerklappern gelegt, dann begann er mit etwas unsicherer Stimme, als würde ihm das Reden sauer:

— Meine Damen und Herren! Geehrte Verwandte und Gäste! Gestatten Sie mir, das Wort zu ergreifen, als ältestem Bruder des Bräutigams, indem ich Sie bitte, in mir — so zu sagen — die Stimme unseres seligen Vaters zu hören.

Wir feiern heute ein frohes Fest, es gilt die Aufnahme eines neuen Gliedes in unsere Familie. Ich sage unsere Familie, obgleich mein lieber Bruder Heinrich eigentlich eine neue Familie gründet, die vielleicht andere Wege gehen wird als die Gideons der alten Firma C. F. Gideon. Ich will damit keine Kritik an diesen Weg legen. Jeder Stand, jede Klasse, so meine ich auch, jeder Weg hat im Leben offenbar seine Berechtigung. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, nehmen Sie mir das, meine Herrschaften, nicht übel, in der Namensverlängerung, die unser lieber Bruder Heinrich angestrebt und erreicht hat, eine Erhöhung oder Verbesserung zu sehen. Aus diesem Grunde eben und weil für mich jeder meiner Arbeiter genau dasselbe bedeutet wie einer meiner Söhne — ich meine natürlich an sozialer Position, an Wert als Mensch, nicht vom Standpunkt der Vaterliebe aus betrachtet . . .

Der Redner hatte sich in einer Periode gefangen und wußte einen Augenblick nicht weiter. Seine Sprachweise hatte etwas Kurzes, Abgehacktes, Scharfes ohne scharf sein zu wollen und bei der Erwähnung der Standeserhöhung Heinrichs fuhr der Henne der Schreck in die Glieder. Sie suchte Gellas Auge, die jedoch mit gesenktem Gesicht auf den Teller blickte. Adelheid hatte das grauenvolle Gefühl: was wird wohl jetzt

alles kommen! Und die Eysen empfanden alle ähnlich, sie schlugen die Augen nieder, nur Ludwig blickte den Redner ruhig an, während Josef unruhig geworden war, die Beine unter dem Stuhl angezogen hatte, als sei er im Begriff, jeden Augenblick aufzuspringen, um mit seiner ganzen juristischen Assessorschärfe die Ausführungen des geehrten Vorredners zu widerlegen.

Der General tauschte mit Hermine einen Blick. Ihr Auge fragte ängstlich, doch Rudolf schloß zwei-, dreimal hintereinander die Lider, als wollte er sagen: „Ruhig, ruhig, es wird schon nicht so schlimm werden."

Und nun hatte sich auch der Redner gefaßt. Nach einem Augenblick Zögern entschloß er sich, den Satzbau einfach fahren zu lassen und frisch anzufangen:

— Lassen Sie mich ganz frei von der Leber weg reden. Sie sehen, es ist unser aller Vorteil: erstens werde ich schneller fertig und zweitens bekommen Sie reinen Wein eingeschenkt. Meine verehrten Damen und Herren der Familie von Eysen, ich hoffe, Sie werden sehen, daß wir im Grunde genommen nicht gar zu verschiedener Ansicht sind. Dieser langen Rede kurzer Sinn ist, die Braut in unserer Familie willkommen zu heißen. Ich habe vorhin sagen wollen, aus dem Gefühl heraus, daß mir mein letzter Arbeiter als Mensch genau ebensoviel gilt wie mein Sohn, aus dem Gefühl heraus befinde ich mich nicht in einer thörichten Überhebung der Namensverlängerung meines lieben Bruders Heinrich gegenüber, sondern ich lasse alle Menschen gleich gelten. Mir ist jeder willkommen, der ein gutes Herz, etwas gelernt, das Streben hat, vorwärts zu kommen, etwas zu leisten. Der preußische Adel hat in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes eine ganz bedeutende, wichtige und ehrenvolle Rolle gespielt, eine Rolle, wie sie

vielleicht in keinem anderen Staat einem Stande so beschieden gewesen ist. Und da ich die Wichtigkeit, die Bedeutung, die Leistungen dieses Standes genau kenne und zu schätzen weiß, so halte ich ihn auch hoch und habe Bewunderung und Hochachtung für ihn. Neben diesem Stand sind nun seit alters her andere thätig gewesen, die nicht minder zu Gunsten des Gemeinwesens ihre Kräfte einsetzten. Sie sind, sage ich, daneben thätig gewesen. Ich erblicke kein pro et contra; sie haben einer etwas gekannt wie der andere, sie haben einer dem König gedient wie der andere, dem König, damit ihrem Volk, damit sich selbst. Und zu einem dieser Stände, meine Damen und Herren, die, wie ich hoffe, immer ihre Schuldigkeit gethan haben und noch thun werden, gehören seit langen Jahren die Gideons. Wenn nun mein lieber Bruder Heinrich in eine neue Sphäre übergeht und gewissermaßen, ich darf den Ausdruck gebrauchen, den man heute häufig hört, „sich verändert“, so sehe ich darin einfach eine Verschiebung, zu der ich ihm Glück wünsche und die ich rein als solche auffasse. Ich erblicke darin einen Übertritt in einen anderen Beruf, in den der Landwirtschaft. In der Geschichte Preußens hat nun zeither das Rittergut soviel wie den Adel bedeutet — früher oder später auch ohne „von“ allein wegen der Gesinnung. — Damit tritt unser Bruder also auch in einen anderen Stand, von dem ich mir bereits erlaubt habe, Ihnen zu sagen, welche Wichtigkeit ich ihm beimesse. Holt er sich nun aus diesem selben Stand heraus, in den er als vorsichtig zögernder Neuling eintritt, seine Braut, so kann ich ihm nur im vollsten Maße beistimmen. Von Herzen wünsche ich ihm Glück und hoffe, daß das junge Mädchen, das in dieser kurzen Zeit in unserer Familie bereits — sei versichert, liebe Gella, es ist dies nicht im mindesten eine Redensart — unser aller wärmste Zuneigung ge-

wonnen hat, kann ich der nur wünschen, sie möchte bei uns glücklich werden.

Wir sind, bitte wundern Sie sich nicht, wenn ich noch einmal meinen nüchternen Kaufmanns-Standpunkt entwickle und betone, daß wir weniger stolz sind, daß Gella von Eysen in unsere Familie getreten ist, als daß wir glücklich, wahrhaft glücklich darüber sind. Und ich glaube beinah das bedeutet mehr. Stolz kommt manchmal von Dummheit, Glück dagegen ist wohl das Beste was ein Mensch dem anderen bringen kann, was auch die Baut meinem lieben Bruder Heinrich bringt. Ich heiße dich also im Namen meines verstorbenen Vaters, der genau so dachte wie ich, der dir vielleicht in diesem Moment eine ähnliche Rede gehalten hätte, voll dankbaren Herzens in unserer Familie willkommen. Und zum äußeren Zeichen dessen bitte ich die Mitglieder der beiden Familien Eysen und Gideon ihr Glas zu erheben, auf das Wohl der Braut zu trinken und damit zugleich ihres Mannes.

Das junge Paar lebe hoch . . . hoch . . . hoch . . .!

Es erhob sich alles, die Gläser klirrten aneinander und dreimal klang das Hoch.

Die Henne war von einer Angst in die andere gefallen. In der Mitte der Rede hatte sie sich wieder beruhigt, gegen Schluß flackerte ihr Entsetzen noch einmal auf, um dann aber in allgemeiner Rührung unterzugehen, denn sie war so ergriffen, daß sie fast einen Weinkrampf bekommen hätte und von den letzten Ausführungen des Redners nichts mehr verstand, als das Hoch, in das sie mit gerührtem Mutterherzen einstimmte.

Landrat von Kallwitz rief Frau Gebhardt zu, er mußte wegen des Getöses, das nun entstand, ganz laut sprechen:

— In den Reichstag paßt Herr Gideon nicht, aber

vielleicht durch das Vertrauen Seiner Majestät als Groß-industrieller ins Herrenhaus.

Und Josef sagte zu Frida, neben der er beim Herumlaufen, um anzustoßen, stehen geblieben war:

— Na, jetzt hätten wir unsere Lehre. All zu starke Bescheidenheit drückt ihn nicht, wie's scheint!

Frida brachte ihren Mund dem Ohr des Neffen ganz nahe:

— Ich finde, das war einfach eine Taktlosigkeit.

Josef zuckte die Achseln. Ludwig war um den Tisch herum auf den Kommerzienrat zugegangen, stieß mit ihm an und sagte:

— Handel und Industrie sind heute König und Königin.

Da kam auch die Stiftsdame herbei, die zuerst der Henne zugeredet, sie müsse sich fassen und vernünftig sein. Sie stieß kurz mit dem Kommerzienrat an. Auf dem Standpunkt seiner Rede konnte sie nicht völlig stehen, und sie sagte ihm infolgedessen, um etwas zu äußern:

— Nun, jedenfalls die Hauptsache ist, daß das junge Paar glücklich wird, darauf wollen wir anstoßen!

Der Kommerzienrat verbeugte sich lächelnd;

— Genau was ich meinte.

In der Mitte stand das junge Paar nebeneinander. Sie hatten sich herumgedreht, um mit den Einzelnen, die wie bei einer Defiliercour vorbeizogen, anzustoßen.

Gella war noch bleicher geworden als vorher. Ihre Augen waren gerötet, als ob sie geweint hätte. Ihre sonstige Energie und Lebhaftigkeit war verschwunden, sie war wie zaghaft und verlegen.

Alles erschien ihr wie ein Traum. Sie wußte nicht wo sie stand, was vor sich ging, sie hatte nur einen Teil der Rede begriffen. Immer wieder dazwischen waren ihre Ge-

danken abgeirrt, denn sie hatte Angst, was da kommen möchte, obwohl der Kommerzienrat in den Tagen vorher sehr herzlich gegen seine Schwägerin gewesen war.

Aber sie spähte noch immer nach dem Gesicht ihrer Mutter, sie suchte Tante Elisabeths Auge, und zuletzt glitt ihr Blick halb scheu, halb fast wie mit beginnender Zärtlichkeit zu dem Mann an ihrer Seite.

Das gemeinsame Interesse des Lebens begann sie schon langsam zu verbinden. Sie hatte versucht, von seinen Blicken zu lesen, was er zur Rede seines Bruders sagen würde, sie sah das wechselnde Mienenspiel in seinem sonst so korrektem Gesicht. Auch er war erregt und schien sich zuerst über die Erwähnung seiner Namensveränderung zu ärgern. Dann ging das wieder vorüber, um noch einmal aufzuflackern und einmal ließ er das Messer, mit dem er nervös gespielt, heftig auf das Tischtuch fallen.

Da hatte Gella ein plötzlicher Schmerz durchzuckt, und sie griff vorsichtig unter dem Tisch nach seiner anderen Hand drückte sie, so daß er sich zu ihr wendete, ihr in die flehenden Augen sah und leise flüsterte, als wäre in diesem Augenblick auch ihm die enge Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, auch ihm der Bund, der sie eins machen sollte, fühlbar geworden:

— Wir wollen uns lieb haben.

Die Gäste hatten sich wieder gesetzt und es wurde weiter serviert, aber einen Augenblick später klopfte der General an das Glas und erhob sich, kurz, stramm. Als nicht augenblicklich Ruhe eintrat, klopfte er ein zweites Mal sehr laut, sehr energisch.

Er hatte sich mit seinem Vetter Ludwig besprochen, der ihn gebeten, im Namen der Familie Eysen zu antworten, da er absolut kein Redner sei.

Der General schien seine Rede ganz anders einrichten zu wollen wie die des Vorgängers. Er wendete sich nicht an beide Familien, sondern nur an die Eysen, indem er, nachdem schnell Ruhe eingetreten war und Fabian dafür gesorgt hatte, daß die Kellner sich entfernten, begann:

— Meine Herren und Damen von Eysen! Wir haben eben die Worte vernommen, mit denen das bisherige Glied unserer Familie, unsere liebe Gella, in ihrer neuen Familie willkommen geheißen worden ist. Aus diesen Worten klang mancherlei heraus, das uns in diesem und jenem Sinne anging. Es klang heraus, die Familie, in die unsere Gella getreten ist, wäre weniger stolz darauf, als glücklich darüber. Ich nehme das vollkommen an, denn auch ich glaube, daß Stolz von Dummheit nicht weit entfernt ist. Allerdings jener Stolz, der sich mit fremden Federn schmückt. Es giebt aber auch noch einen anderen Stolz, den würde ich nicht mit Dummheit in Verbindung setzen, sondern mit Selbstachtung. Das ist der Stolz, nachdem man alles gethan hat, um auf derselben Höhe zu bleiben, auf die man durch die Gunst der Verhältnisse gestellt worden ist, wenn es einem dann gelungen, diese Stufe noch zu erhöhen, nach dem allgemeinen Gesetz, daß Stillstand Rückschritt ist. Diesen Stolz zu behalten, fordere ich Sie sogar auf, meine Herren und Damen von Eysen.

Mit diesem Stolz ist es auch nicht so schlimm, denn er ist nichts weiter als das, was in jedem Menschen verkörpert sein sollte: der Stolz, etwas zu leisten, zu arbeiten. Arbeit allein giebt uns die Berechtigung zu leben. Auf welchem Felde wir arbeiten ist gleichgiltig. Der eine beherrscht tausende von Arbeitern, weist ihnen ihren Platz an und verschafft ihnen ihr Brot. Der andere bebaut seine Erde, der er mit seinen

Leuten, genau so wie der Fabrikherr, im Schweiße des Angesichts sein Brot abringt. Ein dritter zersinnt sich den Kopf am Schreibtisch, wie es anzufangen ist, um unter seinem ausgestrecktem Schwert die Friedensarbeit seiner Brüder zu ermöglichen. Er erzieht seine Volksgenossen zu Menschen, er giebt ihnen Selbstbeherrschung, Unterordnung, lehrt sie den Körper benutzen, macht aus ungelenken, disziplinlosen, ungehobelten Leuten schmiegsame, geschickte Soldaten. Ein vierter sorgt dafür, daß kein unruhiger oder verwirrter Geist die Arbeit der Brüder störe: er verwaltet und straft.

Alle sind beflissen zu arbeiten, der eine so, der andere so, um der Söhne und Töchter Fortkommen in der Welt zu erleichtern, sie zu eben solchen treuen Arbeitern zu erziehen wie sie selbst sind. Der eine thut dies mit dem Blick in die Zukunft, die er seinen Kindern sichern will. Der andere thut es mit einem Blick in die Vergangenheit, die er bestrebt ist, seinen Kindern zu erhalten. Der eine hat Tradition zu bewahren, der andere Tradition zu gewinnen. Aber beide verfolgen das gleiche Ziel: ihrem Volke starke, gesunde Menschen zu erziehen. So denke ich auch, beide müssen sich verstehen können, und ich glaube verstehen sich auch.

Meine Herren und Damen von Eysen! Ihr seid von denen, die den Blick auf die durchmessene Strecke zu richten haben in stetem Wunsch nicht zurück zu bleiben, gegen das was einst geleistet wurde, sondern bei denen zu sein, die mit frischer Kraft die Gesundheit, die Größe ihres Volkes vorwärts treiben. Blickt, das bitte ich euch, heute einmal besonders fest in die Gegenwart und in die Zukunft. Erkennt, daß die Arbeit des Lebenden, nicht nur die vergangener Geschlechter uns notthut. Dieselbe Arbeit, aus der die Familie, der wir heute unsere Gella übergeben haben, Kraft und Bedeutung zieht.

Wir können genau dieselben Überzeugungen haben. Wir wollen genau auf dem gleichen Wege fortschreiten wie diese: auf dem Wege der Arbeit. Wenn unter euch, meine Herren und Damen von Eysen, einer sein sollte, der diese Erkenntnis noch braucht, so fordere ich ihn auf, lernt von diesen Herren und Damen, deren Tüchtigkeit wir erkannt haben. Ihr aber, die ihr dies nicht erst zu lernen braucht, lebt euren Ansichten genau so weiter, wie bisher. Ich bitte euch, dieser Familie, mit der wir heute hier verknüpft sind, zu bezeugen, daß wir sie unter diesen Gesichtspunkten als dieselben empfinden wie uns, uns aber als dasselbe wie sie. Meine Herren und Damen von Eysen, die Damen und Herren Gideon leben hoch! hoch! hoch!

Dieses Mal war während eines Teils der Rede das Erstaunen auf Seiten der anderen Familie gewesen. Der Dicke, den Frau Gebhardt „die Mast" genannt, riß verzweifelt die Augen auf bei diesem Hymnus auf die Arbeit, der alle Gideons begeistert gefröhnt haben sollten. Einmal glaubte er etwas wie einen Angriff zu spüren und wollte entsetzt sein. Aber da er in seiner ununterbrochenen Kauarbeit sich nicht hatte stören lassen, empfand er, daß er mit vollem Munde nicht imstande sein würde, zu antworten. Und das Hoch auf die Familie Gideon befriedigte ihn vollkommen, um so mehr, als es neue Veranlassung gab, ein Glas Sekt zu trinken, denn der war wirklich ausgezeichnet.

Man lief herum, genau so wie vorhin, von einem zum anderen, und Josef meinte — diesmal zu Amélie, die er auf seinem Rundgang traf:

— Na, Gott sei Dank, daß die Reden nun gestiegen sind, nun ist die Luft rein.

Der Kommerzienrat sagte dem General ein paar Artigkeiten, sie schüttelten sich die Hand. Hauptmann von Auf-

schläger kam dann in seiner bescheidenen Art dazu und suchte mit dem Chef des Hauses Gideon anzustoßen, vorsichtig, als bäte er um Entschuldigung für sein Dasein.

Die Henne umarmte sich unter Thränen und Küssen mit Frau Gebhardts Schwester und dann mit der Frau des Kommerzienrats, einer einfach gekleideten Dame, der man den Reichtum keineswegs ansah.

Die kleine Frau Gebhardt war aber jetzt ganz losgelassen. Auch sie freute sich, daß die offiziellen Festreden vorüber. Der Champagner war ihr ein wenig zu Kopf gestiegen, und sie hatte die feste Absicht, sich unter allen Umständen aufs köstlichste zu unterhalten. Deshalb flüsterte sie Fabian zu:

— Herr von Eysen, nicht wahr, es wird auch getanzt? Das würde ich Ihnen sonst nie verzeihen! Es muß getanzt werden.

— Wenn das junge Paar fort ist, — meinte er. Da kamen die Brautführer mit den Brautjungfern dazu. Graf Edenkoben hatte sich mit Fräulein von Gellenkirchen immer noch nicht aussöhnen können, aber dafür machte er jetzt Amélie auf Tod und Leben den Hof. Sie sah auch wirklich liebreizend aus, und der junge Gideon schlich hinter ihr her, als verfolge er sie, immer neben Edenkoben, den er nicht einen Augenblick aus den Augen ließ.

Der Graf sagte noch einmal mit einem Blick auf Amélies wundervolle Erscheinung:

— Hören Sie mal, Gideon, die ist ja wirklich erste Klasse!

Der andere hatte reichlich oft auf das Wohl seiner Brautjungfer getrunken und war jetzt so begeistert, daß er zwei Finger an die Lippen legte und ihr schmatzend einen Kuß nachsandte. Aber da die Hofchefswitwe unmittelbar neben ihnen stand, so gab ihm Edenkoben einen Rippenstoß:

— Nehmen Sie sich doch in acht, das ist ja die Alte!

Der junge Gideon wendete sich um, erblickte statt Fridas beringten, koketten Händen, mit denen sie sich im Haar herumfuhr, der Brautmutter Hennenprofil:

— Wat, die olle Schaute?

Er wurde belehrt, es sei die glückliche Schwiegermutter des jungen Gatten. In der Befürchtung, die Henne möchte es gehört haben, verschwand der junge Gideon in der Menge.

Die Tischgesellschaft nahm wieder Platz. Jetzt atmete man freier auf, als dürfe man sich, nachdem das Verhältnis der beiden Familien zu einander geregelt, erst ganz froher Laune überlassen.

Auch die jungen Eheleute waren wie erlöst; hier und da flüsterten die beiden miteinander, und verstohlen drückte der glückliche Gatte Gella die Hand mit einem Blick, daß sie die Augen niederschlug.

Es war ausgemacht worden, die jungen Gideons sollten sich nach aufgehobener Tafel noch einen Augenblick zeigen und dann lautlos verschwinden. Aber im letzten Augenblick ward plötzlich der Wunsch laut, es möchten die eingelaufenen Telegramme mitgeteilt werden.

Die Aufgabe fiel Fabian zu, dem dabei Dr. Gebhardt Aufklärung gab über das, was von Gideonscher Seite eingelaufen. Und jedesmal, wenn ein Glückwunsch von den Gideons mit Schmunzeln, Gelächter, Freude oder einfacher Beistimmung aufgenommen ward, machten die Eysen erstaunte, verständnislose Gesichter, bis es ihnen erklärt ward, worauf sie dann mit schmunzelten, ohne doch recht zu wissen warum.

Kamen dann Telegramme von Eysenscher Seite, so geschah das Gleiche umgekehrt, und als Fabian vorlas:

„Die herzlichsten Glückwünsche senden Dir liebe Gella mit der Bitte, sie auch Deiner Mama mitzuteilen

Eva und Leo Eysen.“

blickten sich die Gideons verständnislos an.

Fabian erklärte:

— Graf und Gräfin Eysen — Onkel und Tante.

Kurz darauf wurde ein Telegramm verlesen, das Fürst Sarnheim an Frida hatte richten lassen:

„Ihre Durchlauchten bitten Ihrer Nichte Gella, Höchstderen beste Glückwünsche mitteilen zu wollen

von Demig.“

Kein Gideon verstand, nur der Bräutigam, der seinen neuen Stand fühlte, reckte sich und erklärte den zunächstsitzenden Verwandten:

— Das ist Fürst und Fürstin von Sarnheim-Resa.

Aber es machte keinen Eindruck auf die Gideons, die ruhig ihren Sektrest oder noch einen Schluck Rotwein leerten.

Frida aber war ganz erstaunt. Sie faßte es nicht, wie „Graf Eysen“ und „Fürst Sarnheim“ nicht gewissermaßen Gemeingut sein könnten, Namen, die jedem ihrer Familien geläufig waren wie Schiller und Goethe, oder Moltke und Bismarck.

Doch einen Augenblick später wandte sich das Erstaunen, indem von den Eysen nur Ludwig wußte wer „Stedtfeld“ sei, dessen Glückwunsch die Gideons sehr zu freuen schien.

— Nach Krupp die größten Stahlwerke — erklärte Doktor Gebhardt. —

Nun war es aber zu Ende. Stühle wurden gerückt, an einer Ecke klirrte es, jemand hatte mit der weggelegten Serviette ein Glas zerbrochen. Man stand auf.

Drüben in den Nebenräumen beglückwünschte man das

junge Paar. In einer Ecke standen die beiden nebeneinander. Gella, die die Damen wie jede Braut reizend fanden, sah in dem geschlossenen, matt weißem Kleide mit Schleier und Myrtenkranz im Haar, jetzt totenbleich aus, sodaß Hermine sie fragte, ob sie sich etwa unwohl fühle. Sie verneinte und hing sich an ihres Mannes Arm. Der strahlte; der machte eine gute Figur in seinem tadellos sitzenden Frack, auf dessen Aufschlag ein kleines Emaillekreuz am gelben Bande hing.

— Wo hat er nur das ergattert? — fragte Josef einen jungen Gideon. Doch der wußte es nicht.

Nun trat auch Josef an das Brautpaar heran und weil Heinrich sich eben mit dem kleinen Hauptmann von Aufschläger unterhielt, stand er Gella allein gegenüber.

Er war doch ganz leicht verlegen, und um das zu bemänteln, begann er mit einem Scherz:

— Nun liebe Cousine, wo soll denn die Reise hingehen?

Gella betrachtete ihn. Er war etwas stärker geworden und ihr schien, als hätte er trotz seiner Jugend oberhalb der Schläfen schon ein wenig die Haare verloren. Sie konnte nicht mehr begreifen, daß sie diesen Menschen einmal geliebt. Sie mußte fast über sich selbst lächeln. Nur diese Frage ärgerte sie, die ihr wie eine plumpe Vertraulichkeit erschien, obwohl sie doch ein unschuldiger Scherz sein sollte. Doch sie zwang sich zu einem Lächeln:

— Danach fragt man doch nicht!

Er machte eine etwas gezierte Verbeugung. Sie schwiegen. Hauptmann von Aufschläger hatte Heinrich losgelassen und Gella ergriff seinen Arm, den Arm dessen, zu dem sie jetzt gehörte und dem anzugehören als rechte Frau, auf Tod und Leben, sie sich in dieser Sekunde schwor — mochte er sein wie er wollte. Sie schmiegte sich an ihren Mann, als müsse sie

dem andern klar machen, daß sie bei ihrem Gatten Schutz fände, daß Josef sie nichts anginge, nichts mehr für sie wäre als der kleine Vetter aus Breslau, den sie alle Jubeljahre höchstens einmal sah.

Der Kaffee wurde herumgereicht und es bildeten sich einzelne Gruppen im Gespräch.

Georg stand in einer Fensterbrüstung mit dem General, der den jungen Offizier über seine dienstlichen Verhältnisse befragte. Er war von seinem ersten Regiment nach Tardoog, einer kleinen Oldenburgischen Garnison versetzt worden, worüber er sich sehr freute, denn dort waren die Lebensverhältnisse sehr bescheiden, sodaß er gut auszukommen vermochte.

— Wie lange bist du jetzt Offizier? — fragte der Onkel.

— Drei Jahre.

— Na, dann kannst du nächstes Jahr schon an die Vorbereitung zur Kriegsakademie gehen.

Der General klopfte dem schlanken, bartlosen, jungen Mann, der seinem Vater ungeheuer ähnlich sah, auf die Schulter. Doch Georg antwortete ganz ernst:

— Daran denke ich auch Onkel. Ich will nicht im Kommiß mein ganzes Leben vertrödeln.

— Wirklich? — Das ist recht.

Und er drückte dem jungen Gliede seiner Familie kräftig die Hand. Im selben Augenblick kam die Stiftsdame:

— Rudolf gratulo zu deiner Rede.

— Gratulor Tante — verbesserte Georg. Sie aber rief, indem sie ein Gesicht machte, als wollte sie ihn mit Haut und Haaren auffressen:

— J du Naseweis!

Er lief davon. Elisabeth sah eigentlich verboten aus. Das Kleid ging noch an, aber ins Haar hatte sie sich einen

Federbusch gesteckt mit großer Sammetschleife, die in der Farbe zu nichts an ihr stimmte, und einen Eindruck machte wie der Kriegsschmuck eines Indianerhäuptlings. Dazu war sie dunkelrot von ungewohntem Wein, Hitze und Erregung.

Der General meinte:

— Hat dir meine Antwort gefallen? Sie sollte eigentlich nicht ganz so lauten, aber nach der Gideonschen Rede fiel sie so aus. Übrigens gefällt mir die Familie ganz außerordentlich gut.

Die Stiftsdame machte ein etwas zweifelhaftes Gesicht. Sie war bei Tisch unglücklich gesetzt gewesen, hatte sich nicht unterhalten und sagte nur nichts gegen die neue Familie Gellas, weil sie grundsätzlich der Nichte die Wege zu ebenen wünschte. Um so erstaunter war sie, als Rudolf ihr auseinandersetzte, wie die Leute von ihrem Standpunkte aus vollkommen recht hätten, genau so wie er glaube, daß von ihrem Standpunkte aus auch sie durchaus recht hätten.

Die Stiftsdame drohte plötzlich mit der Frage:

— Du Rudolf, ich jlaube das eiserne Kreuz erster Jüte hat dir's anjethan!

— Hat's auch, hat's auch! Ich bin nun mal Soldat.

Da kam Hermine hinzu. Sie war ganz weg von ein paar Diamantdiademen, die sie bei einigen der Gideonschen Damen gesehen, und erzählte, der Kommerzienrat habe voriges Jahr, wie sie vorhin gehört, aus Brasilien eine neue Orchidee kommen lassen für siebentausend Mark. Eine einzige Blume.

Die Stiftsdame schüttelte den Kopf:

— Ja die haben eben's Jeld heutzutage, die und die Juden! Der Adel ist ratzekahl abjefressen. Wir sind dajejen doch eijentlich Armenhäusler.

Der General strich sich nachdenklich den Bart. Wie er

ihn aufwirbelte, sah man bei dieser Bewegung eine Menge grauer Haare, die bisher nicht zu bemerken gewesen. Er schwieg nachdenklich und ließ die Damen reden. Doch plötzlich sagte er genau wie vor nun fast zehn Jahren zum seligen Onkel Heinrich nach dem Familientage auf dem Balkon des Café Bauer:

— Ja das Geld! Das verfluchte Geld!

— Giebt aber die Macht! — klang es hinter ihm. Ludwig stand da, hochaufgerichtet, immer noch schlank, nicht der Kaufmann, wie man ihn sich denkt, sondern wie ein Offizier — jetzt wohl bald wie ein General in Civil.

Sofort griff Rudolf es auf:

— Du hast recht, doch traurig ist es.

— Aber es ist so.

— Alles hat es aber noch nicht unterjocht.

— Fast alles.

— Nun zum Beispiel das Offiziercorps nicht, den rocher de bronce des Königs.

Der Kaufmann zögerte, dann sagte er langsam:

— Nein, Gott sei Dank, im allgemeinen nicht, soviel ich wenigstens gehört habe, Gott sei Dank, denn sonst würde ich meinen: finis germaniae.

— Da sei Gott vor.

Ludwig blickte ihn ernst an:

— Dann sorgt nur dafür, daß es auch so bleibe. Sorgt aber auch, daß die Klassen, die bisher der Armee zum großen Teil das Offizierscorps gegeben haben — wie zum Beispiel der Adel — sorgt dafür, daß die frei bleiben. — Geld macht frei. Geld in derartigen Händen. . . . .

Er wollte noch mehr sagen, aber ein paar Gideons traten dazwischen. Nachdenklich wandte sich Rudolf ab. Einige

Schritte davon traf er seinen Bruder Caesar. Der General blieb vor ihm stehen. Der Schauspieler machte ein mißmutiges Gesicht. Er fand hier nicht recht seinen Boden. Die eine Hälfte der Gesellschaft kannte er nicht, der anderen war er nahezu fremd. Seit Jahren und Jahren hatte er die Verwandten nicht mehr gesehen. Mit Frida hatte er nie irgend eine Berührung gehabt, die Henne kannte er kaum, die Stiftsdame mochte ihn nicht und er sie nicht. Die Männer, mit denen er sich besser gestanden, waren tot. Ein neues Geschlecht wuchs heran, das ihm ganz fremd war: Georg, Josef, Robert, die Schulknaben gewesen, als er sie beim Familientage zum letzten Male erblickt. Dazu hatte sich niemand besonders um ihn gekümmert, niemand hatte ihn aufgefordert, ihn, den berufsmäßigen Meister des Wortes, zu sprechen. Der Geistliche hatte ihm die Rede auf die Damen richtig am Schluß noch weggenommen.

Das alles verstimmte.

Er sah weit älter aus, als seine Jahre. Sein Gesicht war ausgearbeitet, die Züge scharf geworden, zu mager. Ein paar Striche zogen sich tiefeingegraben an den Nasenwinkeln hinab. Das gab etwas Müdes und der Schnurrbart, den er sich hatte stehen lassen, seitdem er vor einigen Jahren in das Fach der Helden übergegangen, verjüngte ihn nicht.

— Was hast du denn Caesar? — fragte ihn der General.

— Ach das sind Protzen diese Leute. Dies Diner! Parvenu.

— Das giebt Adelheid . . .

— So so . . . ach so . . .

Caesar mußte über sich selbst lachen, das gab ihm die gute Laune zurück. Er fragte den Bruder, weshalb dieser reiche Heinrich Gideon denn nur die arme Gella geheiratet

habe. Er sei durch seinen Beruf gewöhnt, alles psychologisch zu zergliedern, und zu erklären, darum habe er sich diese Frage gestellt.

Der General meinte, die Erklärung sei sehr einfach, einmal habe ihm Gella vielleicht gefallen, dann habe er ihre guten Charaktereigenschaften erkannt, ihre Vernunft und Wirtschaftlichkeit, endlich sei es ihm offenbar darum zu thun gewesen in eine gute Familie hineinzuheiraten. Das gab ihm ein Relief, und da er die Schlauheit besessen, und das Glück dazu, gerade die Tochter der Familie zur Frau zu bekommen, die einst auf Poltze gesessen, wo er ein neues Geschlecht gründen wolle, so erschien er nun gewissermaßen als halb berechtigt, als halb schon dort zu Hause, als Fortsetzer zur Hälfte wenigstens der Poltzer Tradition.

— Er sieht ganz gut aus! — meinte Caesar. Rudolf fügte hinzu:

— Ich wüßte nicht, warum Gella nicht glücklich werden sollte.

Der Bruder blickte sich unwillkürlich nach dem jungen Paar um. Es war verschwunden. In der Thür erschien aber in diesem Augenblick die Henne von ihren Söhnen begleitet, das Taschentuch unausgesetzt an die Augen führend. Der General ging ihr entgegen und Kommerzienrat Gideon kam von der anderen Seite:

— Verehrte gnädige Frau, das ist nun mal so. Sie kommt ja wieder! Kommt ja wieder. Einsam wirds wirklich sein, übrigens soll ich Sie bitten im Namen meiner Frau: wollen Sie nicht morgen mit Ihren Herren Söhnen bei uns essen?

Da klang plötzlich wieder die Musik, die schon während der Tafel im Nebenzimmer gespielt. Der junge Gideon, Graf

Edenkoben, Amélie und Fräulein von Gellenkirchen kamen schon, um zu tanzen. Sogar der Landrat von Kallwitz hopste mit Frau Gerhardt herum, daß sein Johanniterstern auf dem gesteiften Vorhemd den Takt schlug. Man sah glänzende Nacken, glitzernde Diademe, rosige Schultern und matte Perlen, Uniform und Frack, eine Blume im Knopfloch, oder mit Orden geschmückter Brust. Bei den Eysens waren die Herrn, bei den Gideons die Damen besser dekoriert.

Die Jugend tanzte, nur Fabian, Georg und Curt-Fabian, der Kadett, standen abseits. Der angehende Krieger war zu schüchtern um sofort zu tanzen. Georg stand nachdenklich da. Der junge Offizier hatte nicht viel von der heiteren Seite des Daseins gesehen. Er war fast immer ernst, denn er erblickte nur eines vor sich, dem heute in seiner Rede der Onkel-General einen Lobeshymnus gesungen: Arbeit.

Fabian aber dachte an seine Zukunft. Er wollte nur Poltze hüten, bis die Schwester mit ihrem Manne im Herbst zurückkehrte. Dann war für ihn kein Raum mehr dort. Er wußte nur noch nicht wohin, wo er eine Stellung fände. Nun flüsterte er seiner Mutter zu, die neben der Frau des Kommerzienrats stand:

— Wenn's doch der Papa erlebt hätte!

Sie nickte mehrmals. Plötzlich fügte sie hinzu:

— Und Christi!

Dann, indem schnell ihre Gedanken zur Tochter übergingen:

— Wenn nur Gella glücklich wird!

Fabian strich sich kräftig den blonden, etwas struppigen Schnurrbart:

— Ach was, Mama, man muß sein Glück zwingen!

Dann träumte er von seinen Ernten — von den Freiherrlich Gideonschen Ernten.

29.

Der Familientag 1890 stand vor der Thür. Die Eröffnung des Testaments des Ministers sollte unmittelbar vorher erfolgen. Der Gerichtsakt war eine einfache Förmlichkeit, zu der nur der General zu erscheinen brauchte. Er nahm das Testament mit, um es der gesamten Familie beim Familientage vorzulesen.

Doch dabei stieß er auf die größten Schwierigkeiten. Als sollte die Ahnung des Ministers in Erfüllung gehen, wenn er die Augen zugethan, würde die ganze Familie auseinanderlaufen, war es nicht möglich eine Einigung zu erzielen. Kein Tag paßte allen. Rudolf schrieb, lief von einem zum andern, um sie zusammenzubringen: jeder hatte einen Vorwand.

Eva, das merkte der General sofort, hatte überhaupt keine Lust zu erscheinen. Er fand sie sehr verändert. Sie war mißmutig, launisch, sah nicht gut aus, und Rudolf fand bestätigt, was er schon von der Stiftsdame gehört, die in ihrer drastischen Ausdrucksweise gemeint:

— Eva hat höllisch eingepackt!

Er versuchte noch etwas Anderes: er schickte Hermine zu ihr, um sie zu bewegen, denn es ärgerte ihn, nachdem er mehrmals schon vorgesprochen, immer keine rechte Antwort erhalten zu können. Hermine fand mit weiblicher Schlauheit bald heraus, was zum Teil mitsprach, um der Gräfin alles zu verleiden. Sie hatte nämlich nach der Geburt des Töchterchens ihre Figur nicht wiedergefunden.

Sie war viereckig geblieben, mit fallendem Leibe, der sich durch alle Mittel der Kunst nicht beseitigen ließ, an den Pariser Corsetts, Binden, Massieren, Hungern umsonst vergeudet waren.

Der ganze Reiz ihres Wesens schien damit geschwunden. Sie war plötzlich aufgeschwemmt, häßlich geworden, und alles womit sie sonst geglänzt, hatte sich verloren, damit aber zugleich Stimmung, Lust und Lebensfreude.

Sie hoffte noch immer, es würde sich geben, sie würde die frühere Schlankheit wiedergewinnen. Aber der Arzt konnte ihr nichts versprechen. Jedenfalls forderte er dringend, daß sie ihrer Gesundheit halber nichts unternehmen dürfte, um die jugendliche Gestalt wiederzuerhalten.

Nun hatte Eva das Gefühl als sei sie dépossédiert. Sie ward argwönisch, fand, man kümmere sich nicht mehr so um sie wie früher. Da das gräfliche Paar aber sein ganzes Leben auf die Nichtigkeiten und Äußerlichkeiten der Gesellschaft gestellt, so empfand sie das genau so schwer, wie etwa ein Maler, der plötzlich erblindet.

Ihre Zurückgezogenheit ließ sich bisher leicht erklären. Aber jetzt, nachdem die Herbstjagden bald vorüber waren, begann der Strudel des Berliner Gesellschaftslebens. Die Einladungen liefen schon ein, und mit steigender Erbitterung ja mit Wut, die sich in den schlimmsten Momenten beinah zu Haß steigerte gegen das unschuldige kleine Töchterchen, sah sie das Anschwellen des gesellschaftlichen Stromes.

Leo war viel vernünftiger. Er hatte immer die Rolle des Mannes der schönen Frau gespielt; in den ersten Jahren der Ehe hatte er sich darüber gefreut, hatte gewissermaßen mit dem schönen Wuchs und Äußeren Evas ein Spiel getrieben, es hatte ihm Spaß gemacht, wenn man ihr die Cour schnitt.

Er war dabei zurückgetreten, aber er sonnte sich in den Strahlen, die von seiner schönen Frau fielen.

Nachdem das Jahre gedauert, ward er es gewohnt, nahm es als etwas Selbstverständliches hin. Und allmählich schob

sich bei ihm etwas anderes in den Vordergrund: die Freude daran, ein Haus zu machen. Eva blieb immer noch der Mittelpunkt, aber um sie herum krystallisierten sich allerlei Notwendigkeiten und Anforderungen großen Lebens.

Wenn das gräfliche Paar früher nur sich bemüht, bei Festlichkeiten zu glänzen, bei keiner Veranstaltung zu fehlen, so fing es jetzt an, immer mehr Wert darauf zu legen, auch bei sich im Palais am Pariser Platz nicht bloß die Gastfreundschaft im erforderlichen Maße zu erwidern, sondern darüber hinaus Feste zu geben, bei denen allerdings noch als leuchtendster Stein der gräflich Eysensche Krone, alle anderen überstrahlend, Eva glänzte.

Des Grafen Equipagen gewannen bei ihm ungeheure Wichtigkeit, Anspannung, Pferde, Livree, wie man sie beurteilte, was man darüber sagte.

Alles das hatte zu vielerlei Neuanschaffungen und Änderungen geführt.

Vieles Alte und Schöne gefiel ihnen nicht mehr, war ihnen nicht gut genug. Sie suchten Neues an seine Stelle zu setzen, das dem vielleicht durch Jahre und Jahrhunderte etwas verwitterten aber doch künstlerisch schönen Prunk der Väter nicht das Wasser reichte.

Vor allem war Eva daran schuld. Wo sie in einem Laden etwas Modernes sah, hatte sie das Gefühl, sie müßten es haben; wo sie in einem fremden Hause etwas erblickte, das sie nicht besaß, das für Klasse galt, war es ihr Bestreben, einen ähnlichen Gegenstand zu besitzen, sogar womöglich etwas Schöneres, Reicheres, Teureres.

Dabei hatten beide kein künstlerisches Gefühl, keinen künstlerischen Geschmack.

Und so war im Laufe von zwanzig Ehejahren aus vielen

Räumen des ehrwürdigen alten Palais ein Sammelsurium geworden, wie Evas großer Salon, modern und doch bald wieder veraltet, teuer aber nicht kostbar.

Es war als ob die vornehmen Grundsätze ihrer Väter in ihnen nicht mehr lebten. Die Sucht, gleich zu thun oder gar zu überbieten, die Krankheit der Zeit, beherrschte alles. Statt sich zu bescheiden, wollten sie mehr und vielleicht sogar über ihre Mittel hinaus, denn sie hatten schon oft die Grenze ihres jährlichen Einkommens überschritten, so bedeutend es immerhin war.

Jedesmal hieß es:

— Die Ausgabe kommt ja nicht wieder, das müssen wir haben, das ist absolut nötig.

Aber es kam wieder, kam im nächsten Jahr wieder, manchmal schon ein paar Monate darauf.

Da Graf Eysen von dem lebte, was er hatte und keine Möglichkeit besaß, seine Einkünfte zu vermehren, so waren diese im Laufe der Jahre, weil er hier und da bei vermeintlich dringenden Anforderungen das Kapital angriff, bereits ein wenig gesunken, fast unmerklich, aber stetig sich verringernd gleich der Schönheit der Gräfin.

Eva jammerte und klagte ihrem Mann vor, wie sie aussähe. Er lebte gut mit ihr, liebte sie, soweit bei der vielen Geselligkeit Zeit geblieben, so versuchte er nun, sie zu trösten, es wäre doch ganz gleich, niemand würde jünger und übrigens wäre noch nicht aller Tage Abend, die Ärzte können sich auch irren.

Doch davon wollte sie nichts hören. Es war nicht ganz gleich, sondern sie fühlte sich wie vernichtet. Und als nun Hermine zum zweitenmal kam und einfach ankündigte, am vierten Dezember würde der Familientag stattfinden, sagte sie kurz entschlossen:

— Das thut mir sehr leid, meine liebe Minie, aber ich komme nicht.

Doch nun erklärte die Generalsfrau etwas, das Graf und Gräfin zuerst gar nicht fassen konnten. Der Minister hatte die Bestimmung getroffen, wer beim Familientag 1890, an dem sein Testament verlesen werden sollte, ohne stichhaltigen Grund fehle, solle nicht in die Präsenzliste der Familie aufgenommen werden, auf Grund derer nur die Erbschaft angetreten werden konnte.

Da fuhr Graf Leo doch der Schreck in die Glieder. Niemand wußte etwas vom Testament; aber da sämtliche Eysen dem Minister verwandtschaftlich gleich nah oder gleich weit standen, hatte man angenommen, die Erbschaft würde einfach nach Stämmen vor sich gehen.

Da bedeutete denn das etwas ganz Neues, worauf niemand gefaßt war. So wurde Graf Leo nervös und sagte sofort:

— Wenn die Verhältnisse so liegen, werden wir selbstverständlich kommen.

Eva wagte unter diesem Umständen keinen Widerspruch.

Es erschienen denn auch am vierten Dezember, abends sieben Uhr, im „Römischen Hof" alle Eysen bis auf Ludwigs Tochter, die Paz das Leben gekostet. Bei ihren acht Jahren konnte sie als genügend entschuldigt nach den Bestimmungen des Ministers gelten.

Der General setzte sorgfältig eine Präsenzliste auf.

Es konnte keine ruhige Stimmung aufkommen. Wie ein Ameisenhaufen liefen sie alle durcheinander. Das machte die Unsicherheit über das, was sie zu hören bekommen würden und bei diesem und jenem ein unbewußtes Gefühl der Gegnerschaft, denn niemand hatte eine Ahnung, wer der Erbe sein würde.

Es waren mehrere Glieder der Familie anwesend, die noch keinen Familientag erlebt. So die vier jungen Grafen: der für einen Eysen auffallend kleine Franz-Karl, Fähnrich im zweiten Garde-Husaren-Regiment, Georg-Heinrich, siebzehn Jahr alt, wie seine je ein Jahr jüngeren Brüder, Wolfgang und Horst, noch auf der Schule.

Es waren sehr wohlerzogene junge Menschen, die überall herumliefen, um unter Führung des Vaters die Verwandten zu begrüßen, den Damen — in der Eile auch ihren Cousinen Amélie und Bertha — die Hand küssend.

Dann erschienen mit Ludwig seine beiden Söhne die Zwillinge, Ludwig und Heinrich, zwei englisch gekleidete Jungen, mit schwarzen Jacketts und breitem Umklappkragen darüber. Sie erregten die allgemeine Aufmerksamkeit; von ihrer Mutter hatten sie den bräunlichen Südländerteint, vom Vater aber das blonde Haar.

Die Stiftsdame sprach mit ihren Neffen. Viel wußte sie nicht zu reden und eigentlich war sie froh, als der Vater die Söhne abholte, um sie anderwärts vorzustellen. Dabei nannte er sie Luis und Enrico.

Entsetzt erzählte Elisabeth das der Henne:

— Die sind doch wahrhaftig janz aus der Art jeschlagen. Ick denke doch, det Jewürm heißt Ludwig und Heinrich und jetzt nennt er sie Lowise oder wie det war und Henrizi.

Und die Henne antwortete kopfschüttelnd:

— Wenn sie nur nicht etwa auch katholisch erzogen werden wie die kleine Isabella. Die ist katholisch, das hat mir Ludwig selbst gesagt, die Tochter hat nach der Religion der Mutter gehen müssen.

Die Stiftsdame nahm es nicht so streng damit wie die Henne und sagte:

— Bei der Kleinen wäre mir's gleich. Die Mutter war doch zu hübsch, um deretwilleu sei ihr verziehen und wenn wir auch 'ne „Isabella die Katholische“ in der Familie haben. Hat's nicht in Spanien so eine jegeben?

Die größte Aufmerksamkeit bewies man natürlich dem General. Der Testamentsvollstrecker war die Hauptperson, er allein wußte wer erben sollte und was. Und Frida belagerte ihn förmlich mit der unbestimmten Ahnung, es könnte gut sein, sich mit ihm noch besser zu stellen als sonst.

Da fragte die schöne Amélie, die sich für den verschollenen Fedor lebhaft interessierte, ihre Tante Luise ganz verstohlen:

— Wird denn eigentlich der berühmte Vetter Fedor kommen?

Josef hielt sich immer in ihrer Nähe. Er konnte ohne Frauen nicht leben und seit Gellas Hochzeit bewunderte er seine Cousine.

Nun antwortete er mit verächtlichem Achselzucken:

— Der Edeling wird wohl nicht geruhen zu erscheinen.

Amélie hatte nur allgemeines von Fedor gehört, sie war damals zu jung gewesen und wußte nicht, wen er eigentlich damit meinte.

Da kam die Stiftsdame vorbeigesegelt, die von einer Gruppe zur anderen steuerte und rief im Vorüberfahren:

— Wat für'n Engerling?

In diesem Augenblick wendeten sich unwillkürlich alle um. Der, von dem gesprochen wurde, war unbemerkt eingetreten. Plötzlich hatte ihn einer gesehen, es dem nächsten mitgeteilt und als ginge ein Fluidum durch die Gesellschaft, ahnten sie mit einem Male den Einbruch des Störenfrieds: Fedor war da.

Doch wie ein Störenfried sah er eigentlich nicht aus. Das einstige liederliche, verwahrloste Äußere war bescheidener

Eleganz gewichen. Er trug zwar keinen Frack wie die anderen, aber einen Gehrock, der ihm nicht schlecht stand. Man wußte wer er war, doch hätte man ihn im flüchtigen Vorübergehen auf der Straße nicht erkannt, denn seine lange Mähne war gefallen, er trug das Haar wie andere Menschenkinder auch, dazu einen spitz geschnittenen blonden Vollbart. Vielleicht das einzige, das an seine frühere Erscheinung gemahnte, war der noch immer zurückgeworfene Kopf mit dem auf der Nase in ewiger Absturzgefahr schaukelndem Kneifer.

Zuerst begegnete er allseitiger Zurückhaltung, niemand wagte den Angriff. Aber er hatte nichts Herausforderndes, sondern machte eine etwas befangene, allgemeine Verbeugung, und zog sich dann in eine Fensternische, nach dem Lichthof des Hotels gelegen, zurück.

Der General ging auf ihn zu:

— Fedor, du bist es doch, mein Junge?

— Allerdings, Onkel.

— Siehst du, das ist recht von dir, daß du gekommen bist. Das würde den guten Onkel Heinrich bestimmt gefreut haben.

— Ich weiß nicht . . .

— Doch, gewiß. — Wir haben uns lange nicht gesehen.

— Ich denke sechs Jahre.

— Ist dir's gut ergangen?

— Es geht.

— Aber jetzt geht dir's gut?

— Ich mache keine Ansprüche.

Für den Augenblick war die Unterhaltung erschöpft. Rudolf sagte nur noch dem Neffen, in diesem Augenblick könne er sich nicht um ihn kümmern, aber nachher wollten sie sich ein Stündchen zusammensetzen.

Fedor antwortete, ohne eine Miene zu verziehen:

— Sehr gern.

Die Szene war das erste Ereignis des Tages und für den Augenblick hatte es die Testamentseröffnung beinah in den Hintergrund gedrängt. Unwillkürlich schwiegen die Eysen. Die Familie verstand in der Totenstille jedes Wort, das Onkel und Neffe wechselten.

Es dauerte eine Weile, bis die Unterhaltung wieder allgemein geworden war. Währenddessen trat Fedors jüngster Bruder Robert, der nun zu Ostern vor dem Staatsexamen stand, auf den älteren zu und man sah, wie die beiden sich unterhielten. Josef dagegen blieb abseits bei den Damen stehen.

Es wurde bekannt, daß ein Diner bestellt worden sei, genau so, wie an früheren Familientagen, und zwar von einer Summe, die der Minister eigens zu diesem Zweck hinterlegt.

Die Meinungen waren geteilt. Als im Hof die große Uhr ein Viertel schlug, glaubte man, man würde sich setzen und Rudolf bei Tisch oder gar erst nach Tisch das Testament verlesen. Doch es war anders beabsichtigt, denn plötzlich klang laut des Generals Stimme:

— Liebe Verwandten, darf ich euch bitten in den kleinen Salon zu kommen. Ich werde euch dort als Testamentsvollstrecker Onkel Heinrichs, die betreffenden Bestimmungen vorlesen. Dann wollen wir, wie unser gütiger, alter Herr es selbst bestimmt hat, das Familiendiner abhalten. Ich schlage vor, hinüber zu gehen, weil wir dort ungestörter und unbelauscht sind. Darf ich also bitten.

Während des Ganges zum kleinen Salon wurden die Worte des Generals von den Eysen kommentiert. Man schloß aus dem Ausdruck „gütiger, alter Herr“, es werde auf die Familie ein reicher Goldsegen niedersinken, und die

Henne fieberte förmlich, während sie am Arm ihres Schwiegersohnes, der zum ersten Mal im Kreise der Eysen offiziell erschienen war, hinüberging.

In bunter Reihe stellten sich die Verwandten auf. Josef schob galant den Damen Stühle hin. Die Thüren wurden geschlossen. Der General griff in die Brusttasche, holte ein in der Mitte gefaltetes Aktenstück in Reichsformat hervor und begann unter Totenstille:

— Erlaubt mir, die allgemeinen Bestimmungen des Testamentes zu übergehen. Ich möchte lediglich eine Art, — wie soll ich es nennen — eine Art „Ansprache an die Familie" vorlesen, die klarstellen wird, was von Wichtigkeit ist.

Das Testament selbst mit allen Einzelheiten steht jedem von euch zur Verfügung und ist bei mir einzusehen. — Ich beginne also:

Ihr, die Ihr den alten Namen Eysen tragt, Ihr, die Ihr wiederum zusammengekommen seid zum Familientage, um Euch zu sehen, zu besprechen, Euch kennen zu lernen falls Ihr Euch nicht kennen solltet, höret folgende Worte des Ältesten Eurer Familie, der, wie die Älteren unter Euch wissen, sein ganzes Leben hindurch bestrebt gewesen ist zu sorgen, daß der Name Eysen in Ehren bleibe.

Ihr steht mir alle gleich nah und gleich fern. Fern, indem mich Gott nicht mit Leibeserben gesegnet hat, nah, indem Ihr Söhne und Enkel seid meiner lieben Brüder, indem in Eurer aller Adern Eysensches, mein Blut, fließt. Ich habe infolgedessen rechtlich wie moralisch keine Veranlassung, irgend einen von Euch zu bevorzugen. Ihr seid alle in Verhältnissen, wenigstens so viel mir bekannt geworden ist, welche direkte Not ausschließen. Ich habe also keine Verpflichtung irgend einem aus Menschenfreundlichkeit

besonders beizuspringen, und bin daher imstande mich an Euch alle gemeinsam zu wenden. Ich hoffe zu Eurem Segen und Glück. Ihr werdet in den näheren Bestimmungen meines Testamentes keine Bevorzugung eines Einzelnen finden, es sei denn die unter F. II a vorgesehene Erziehung und Ausbildung für die Nr. 280 und 281 (Josef und Robert) meiner Familie, wie ich sie in beigefügtem Stammbaum bezeichnet habe. Ihr wißt dies beruht auf einer Entscheidung, die ich unmittelbar nach dem Tode meines Neffen Emil (Nr. 267) getroffen habe.

Die in meinem Besitz befindlichen Herrschaften Krohberg und Oberrennsdorf in Schlesien, sind nicht Fideikommis, nicht Majorat, kurz ein Besitz, über den ich frei verfügen kann. Aus ihnen wie aus den unter D. 1—89 angeführten Staatspapieren besteht mein Vermögen. Ich könnte nun Euch, die Ihr den Namen Eysen tragt, nach irgend einem Grundsatz zu Erben einsetzen, sei es nach Stämmen, sei es nach Köpfen. Dadurch würde dem Einzelnen gedient, dagegen nicht der Familie.

Denn ich würde in meiner Gruft nicht imstande sein, zu hindern, daß vielleicht noch in diesem Jahrhundert alles, was ich besessen, in alle vier Winde verstreut wird.

Ich werde also nicht so verfahren .....

Der General machte eine Pause und es ging eine Bewegung durch die Versammelten. Diese und jene blickten sich an, einzelne schienen enttäuscht, andere erleichtert zu sein. Die minderjährigen, die überhaupt kein besonderes Interesse an der ganzen Angelegenheit hatten und sich mehr auf das Diner freuten, machten gleichgiltige Gesichter, mochten wohl auch die Tragweite der letzten Worte garnicht verstanden haben.

Nun fuhr der General fort:

— Ich bin in einem langen Leben, das mir viel Menschen

und Verhältnisse vor die Augen geführt hat, vor Augen, die, auch zu sehen verstanden, zur Erkenntnis gelangt, daß das Wort unseres großen Bismarck, er habe Deutschland in den Sattel geholfen, reiten müsse es nun selbst können, auch auf unsere Verhältnisse, auf unsere Familie paßt.

Ich will Euch, Ihr jungen Eysen, in den Sattel helfen. Ich will durch mein Testament alles thun was in meiner Macht steht, Eure ersten Schritte im Leben zu sichern. Reiten müßt Ihr dann selbst, weiterkommen sollt Ihr mit eigenen Kräften. Ich habe nicht die Absicht, Euch zu faulen Leuten zu erziehen, die sich von der Väter Erbe nähren und die Hände in den Schooß legen. Ich will nur dafür sorgen, daß Ihr Mittel und Waffen mitbekommt für den Kampf ums Dasein. Kämpfen müßt Ihr selbst. Leben ist Kampf. Wer nicht kämpft, mag untergehen. Es giebt Jahre, in denen Ihr noch zu jung seid, um zu kämpfen, Jahre, in denen Ihr erst das Waffenhandwerk des Daseinskampfes lernen müßt. Diese Jahre will ich Euch sichern.

Wenn ich Euch entlasse aus meiner Fürsorge, dann kämpft. Wer von Euch fällt — traurig für ihn — es kann uns nicht kümmern. Wer von Euch siegt, mit dem gehe mein Segen, der fühle die Hand eines alten Mannes, der auch gekämpft und gearbeitet hat, auf seinem Scheitel, segnend, die Wunden kühlend, die das Leben ihm geschlagen, und es sei ihm eine Genugthuung, daß dieser alte Mann, der ihn bis in die Schlacht gebracht, von seinem Blut und Namen gewesen ist.

Mit anderen Worten, mein Vermögen will ich verwenden, um Eure Erziehung sicher zu stellen. Geld zerrinnt. Gäbe ich Euch Geld mit, es flösse davon wie das Wasser im Strom. Erziehung bleibt. Ihr sollt alle etwas lernen, dafür will ich sorgen. Ich mache dabei keinen Unterschied zwischen den

Knaben meiner Familie und den Mädchen. Es wäre mir ein bitteres Gefühl gewesen, eine Tochter anders zu halten als einen Sohn. So will ich ebenfalls für die Töchter meiner Familie sorgen. Auch sie sollen etwas Tüchtiges lernen, Bildung bekommen an Geist, Charakter und Herz. Ich will sie geleiten bis zu den Jahren, wo auch für eine Frau der Kampf ums Dasein einsetzt, und wenn mein Greisenauge mich nicht täuscht, für die Frau schärfer einsetzen wird, als frühere Zeiten je geahnt.

Den Knaben gebe ich die Mittel, das beste Wissen und Können ihrer Zeit zu erreichen, bis zum fünfundzwanzigsten Jahr: Schule, erste Mannesjahre, Universität.

Ihr werdet besondere Bestimmungen treffen für außergewöhnliche Fälle, wenn diese Altersgrenze nicht zureichend erkannt werden sollte.

Um diese Pläne zu verwirklichen setze ich eine Verwaltung ein, die jedesmal aus zwei Mitgliedern meiner Familie zu bestehen hat; wie sie sich ergänzt, wie sie die Geschäfte führt, darüber findet Ihr in meinem Testament nähere Bestimmungen.

Zu ersten Mitgliedern ernenne ich meine beiden Neffen Rudolf (Nr. 265) und Ludwig (Nr. 262), der eine mein Testamentsvollstrecker, der andere ein Geschäftsmann, dessen Tüchtigkeit dem geschäftlichen Teil zu gute kommen mag.

Von einem Grundbesitz, über den das Auge des Herrn nicht wacht, halte ich nichts. Die Herrschaften Krohberg und Oberrennsdorf sollen nicht der Familie gehören. Sie sind unter Förmlichkeiten, die anderwärts verzeichnet stehen, zu verkaufen, und aus dem ganzen Ertrag ist eine Familienstiftung zu bilden, deren Höhe ich etwa 2½ Million Mark veranschlage.

Ich weiß, daß der Wert des Geldes im Laufe der Jahr-

hunderte sich verschiebt. Was heute für die Eysen vielleicht als überreichlich gilt, könnte einst dürftig sein. Es ist infolgedessen nur in bestimmten Grenzen zu helfen, die Erziehung zu gewährleisten, (siehe unter G) und die Ueberschüsse, mögen sie noch so hoch sein, sind stets zum Kapital zu schlagen.

Ich bin jetzt zu Ende. Mir bleibt eigentlich nichts mehr zu sagen. Aber ich möchte Euch noch kurz das ans Herz legen, was ich für uns Edelleute, für uns Eysen als Niederschlag eines bald achtzigjährigen Lebens erkannt habe. Ich kann es zusammenfassen in ein Wort Friedrichs des Großen:

„Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Landen . . . Geburt und Titul sind Narrenspossen und ist nichts Rühmliches als das mérite personelle.“

Möge Euch, die Ihr den alten Namen Eysen tragt, immer dieses Wort des großen Königs leuchtend vor Augen stehen. Es wird Euch schützen vor lächerlicher Überhebung, es wird Euch bewahren vor thörichtem Herabsehen auf Eure Brüder, aber es wird Euch auch helfen, oben zu bleiben, und Euch, jeden Einzelnen, zu dem machen, was Eure Väter waren und jeder Eysen sein soll: ein tüchtiger deutscher Mann.

Dann wird auch der Väter Segen Euch Häuser bauen, der Segen Eures

Heinrich Christobald Georg Fabian
Freyherr von Eysen und Ley.

Als der General geendet, ging ein Murmeln durch die Versammlung. Die meisten wußten nicht recht, was sie sagen sollten. Einem Teil der Damen, so Frida und der Henne, war die ganze Sache nicht klar, und sie suchten sich zu orientieren, so daß sehr bald Lärm und Stimmengewirr entstand.

Ludwig schritt auf Rudolf zu mit den Worten:

— Das war einmal eine Freude. Selbst ist der Mann.

Und nun wurde der General von der ganzen Familie umlagert. Dieser wollte seine Zustimmung aussprechen, jener mit sauersüßer Miene zeigen, daß auch er das Testament sehr schön und richtig fände, obgleich er sich doch im Grunde benachteiligt fühlte. So Eva, die in der gereizten Stimmung, in der sie sich befand, nur mit größter Mühe ihrer Enttäuschung nicht Luft machte. Darum die vielen Spaziergänge im Tiergarten! Aber ein anderes Gefühl siegte bei ihr, sie mußten den Schein wahren, zeigen, daß es gerade ihnen nicht darauf ankäme. Und sie vereinte ihre Worte mit denen ihres Mannes, der dem General die Hand drückte und sprach:

— Lieber Rudolf, ich glaube, wir können alle zufrieden sein. Es ist sehr richtig, wenn die weniger Bemittelten unseres Namens auf diese Weise zu ihrem Recht kommen.

Eva beeilte sich hinzuzufügen:

— Wir würden ja kaum in die Lage geraten, von des Onkels Großmut Gebrauch zu machen, aber es freut mich sehr.

Die Henne wollte von Rudolf wissen, wie ein gewisser Absatz im Testament zu verstehen sei. Im stillen hatte sie den Gedanken, ob nicht aus der neuen Familienstiftung ihr Sohn Georg eine kleine Zulage bekommen könnte. Aber sie schämte sich, vor den anderen zu fragen und zog sich bald zurück, denn der General war jetzt von der ganzen Familie umringt.

Die vier jungen Grafen hatten keine rechte Ahnung, was los sei und drängten sich um die übrigen.

Die Zwillinge hielten sich ein Stück von ihnen entfernt.

Sie musterten mit ihren dunklen Augen in den braunen Gesichtern die Vettern, die sie zum ersten Mal erblickten. Und es war ganz ähnlich wie beim Familientag 1880, wo sich die Professorenlinie und die Poltzer Söhne als feindliche Heerlager gegenüberstanden: zwischen den jungen Grafen und den jungen Kaufleuten schlug nichts eine Brücke.

Der General konnte den Anfragen kaum Stand halten.

Da wollten welche wissen, ob er nicht der geistige Urheber des Testamentes sei. Man ließ durchfühlen, da er zum Testamentsvollstrecker ernannt, müsse er auch von den Bestimmungen etwas vorher gewußt haben. Er sagte, auf dem Gericht habe er die erste Kenntnis erhalten.

Dann ward er gefragt, in welchem Jahre der alte Herr sein Testament errichtet: — Winter 1884 nach dem Tode des Professors, der den Minister vielleicht an die eigene Vergänglichkeit noch einmal gemahnt.

Ob es nicht ein Kodizill gebe: — jawohl, aber es beschäftige sich nur mit der Anberaumung des Datums der Testamentseröffnung und sei verfaßt, nachdem dem Kranken klar geworden, daß er den Familientag 1885 nicht ababhalten könne.

Die stürmischen Fragen gingen allmählich in eine ruhigere Besprechung der Sachlage über, so daß sich nun einzelne Gruppen bildeten. Die Jüngeren waren um Josef geschart, der als Jurist in seiner bescheidenen, wie man immer fand, liebenswürdigen, sympathischen Art seine Weisheit zum besten gab. Er wendete sich dabei, indem er scheinbar zu allen sprach, doch eigentlich nur zu den Damen. Auf der einen Seite stand Gella abseits mit ihrem Mann. Sie war ja ausgeschieden, für sie kam des Onkels Testament nicht mehr in Betracht, und sie war zufrieden: bei ihren Verhältnissen

berührte sie die ganze Sache nicht. Sie sprach ruhig mit ihrem Mann, und an der Art und Weise, wie sie fortwährend seine Hand hielt, sah man, daß sie sich beide verstanden.

Auch Luise konnte ihre Unabhängigkeit bewahren, auch sie hatte ja mit dem Testament nichts zu thun. Sie fand es schön, würdig des Onkels, und zeigte ehrliche Freude darüber, daß den kommenden Mitgliedern der Familie der Weg ins Leben geebnet sei, in das Leben, das ihr und ihrem Manne sauer genug ward.

Cäsar strich sich den Bart unausgesetzt mit beiden Händen, eine Bewegung, die er angenommen, seitdem er ihn sich hatte wachsen lassen dürfen. Ihn ging ja die ganze Geschichte eigentlich auch nichts an, es sei denn, er würde sich verheiraten.

Rudolf machte sich einen Augenblick von seiner Umgebung los. Er sah den Bruder verlassen dastehen und er spielte jetzt, um ihn in das Gespräch zu ziehen, scherzweise darauf an:

— Nun Cäsar, du kannst ja von dem Testament noch Vorteil ziehen, du müßtest dich bloß schnell nach einer Frau umsehen.

Der Schauspieler führte wieder eine kleine Szene auf, deutete durch eine Bewegung die Entsagung an, ihm, dem irrenden Künstler, sei solches Glück nicht beschieden, hob aber dabei doch die Augen zum Himmel, als suche er in der Ferne das seltene Weib, das berufen sei, ihm den Lorbeer auf die Schläfe zu drücken.

Doch der General nahm ihn beim Arm:

— Ernstlich, Cäsar, du solltest daran denken.

Aber der Schauspieler zog seinen Bruder ruhig bei Seite:

— Ach, Rudolf, ich habe vielleicht hier und dort einmal

daran gedacht, aber ich bin von allen hochfliegenden Plänen zurückgekommen. Siehst du, ich habe das Gefühl, als hätte ich mich im Lauf der Jahre sehr verändert. Ich bin zu stolz gewesen, davon zu sprechen, aber das Dasein an so einem winzigen Theaterchen, das der Schmiere nicht fern steht, na weißt du, glänzend ist das nicht. Und dann die Gage, du mein lieber Gott! Soll man davon zwei durchbringen? Mein kleines Vermögen hatte ich schon als junger Kerl aufgefressen. Mir hing der Himmel voller Geigen, weißt du! Ich bin aber jetzt ganz klar über mich. Ich bin vielleicht kein schlechter Darsteller, aber die große Freudigkeit, das Genie, nein Rudolf, ein Genie bin ich nicht. Ich habe es wohl früher gedacht, aber das machte die Jugend. Jetzt ist alles verrauscht, verraucht, ich sehe die Sache so nüchtern an, so gleichgiltig: es war der größte Unsinn meines Lebens, daß ich damals durchging zur Bühne, ein Unsinn, der nie wieder gut zu machen ist. Was habe ich nun davon? Ach, darin steckt so viel Elend!

Er brach ab, machte eine Gebärde, als ekle er sich geradezu, raffte sich aber plötzlich wieder zusammen, und Stimmungsmensch, der er war, schlug seine Laune mit einem Mal um. Eine Erinnerung mochte kommen, das Gefühl, er habe sich doch zu schlecht gemacht, die Idee, er wolle dem Bruder zeigen, daß es so schlimm nicht sei, er wäre doch etwas zu weit gegangen und er fügte nun in ganz anderem Ton hinzu:

— Ich will dir etwas sagen, Rudolf. Ich bin nicht auf dem rechten Weg gewesen. Vielleicht ist der darstellende Künstler für mich nicht das Richtige, obgleich ich den Leuten immer noch einen Posa vorspielen will, daß sie sich umsehen sollen. Aber ein Mensch von Nachdenken, von Intelligenz, sollte nicht jeden Abend den Gründlingen im Parterre sein Bestes ausliefern, das sie ja doch nicht verstehen. Der den=

kende Darsteller kommt immer mehr und mehr, je älter er wird, zu etwas Anderem. Ich muß einmal mit dir — ich bleibe ja noch morgen hier — Rücksprache nehmen. Weißt du, ich steure nämlich auf den Regisseur.

Die Flügelthüren öffneten sich, man hörte das Herunterziehen der Riegel, Lichterglanz fiel aus dem Eßsaal herein, die Herren boten den Damen den Arm und gingen hinüber zu Tisch.

Als Letzter folgte Fedor, der sich bescheiden untenan setzte.

Das Diner dauerte nicht lange. Denn sei es, daß vielleicht doch der Minister fehlte, der die einzelnen Glieder zusammengehalten, sei es, daß dieser und jener mit dem Erblasser im stillen rechtete, sei es, daß auch diejenigen, die sich vielleicht vollkommen einverstanden mit dem Testament erklärten, doch beschäftigt waren, ihre Folgerungen aus dem zu ziehen, was Rudolf vorhin verlesen — kurz es fehlte die Stimmung und es fehlte auch eigentlich die zündende Rede.

Ludwig, dem Ältesten der Familie, war die Gabe des Redners vollkommen versagt, und Begeisterung, durch die sich ihm etwa trotzdem die Zunge hätte beflügeln können, fehlte. Der General aber meinte, er könne ja doch die Wichtigkeit und den Eindruck der letzten Worte, die der Minister gewissermaßen noch aus der Gruft heraus an die Familie gerichtet, nicht übertrumpfen. Ja er glaubte, es sei auch das Beste, sie wirkten still nach, die Eysen fänden Zeit, sich an die für die Familie glückliche bedeutungsvolle Verfügung über das große Vermögen des Onkels zu gewöhnen.

Dann lag es auf ihnen allen wie bedrückend. Der Geist des Ministers ging um. Er hatte zu ihnen gesprochen, er hatte sie zum Nachdenken, vielleicht zum Ärger, vielleicht zur Zustimmung gebracht, aber er herrschte in den Gedanken.

Sie konnten das Bild des alten patriarchalischen Herrn nicht loswerden, wie er in der Mitte der Tafel gestanden mit dem langen weißen Bart und die Eysen alle aufgerufen, das Herz von Eisen zu bewahren in ihrer Brust.

Alles was ein anderer sagte, hätte nur eine Abschwächung bedeutet. So ward das Diner fast zum Gedächtnismahl umsomehr als Rudolf nach Rücksprache mit seinem Vetter Ludwig die einzige Rede des Tages hielt, die nur in den kurzen Worten bestand:

— Liebe Verwandte, ich bitte euch, mit mir das Glas zu erheben und still auf das Gedächtnis des Mannes zu trinken, der für seinen Namen gesorgt hat, wie keiner von uns.

Damit war es zu Ende. Unter allgemeinem Schweigen leerten sie ihr Glas, setzten sich stumm, und sehr bald nach Tisch verschwand einer nach dem andern, wie sie auch vom gedeckten Tisch dieses Lebens abtraten, einer nach dem andern, wie die Eysen stiller wurden von Jahr zu Jahr. Es war ein Abschwellen, eine leise Ebbe. — Nur das Generalspaar und Fedor waren geblieben.

Es war noch nicht spät, so nahm Rudolf seinen Neffen beim Arm und sagte:

— Hast du eine Stunde Zeit?

— Gewiß.

— Bist du in Stimmung und Laune, ich meine, willst du es überhaupt, willst du uns erzählen?

— Was soll ich erzählen?

Der General legte ihm die Hand auf die Schulter:

— Nun, wir wissen seit sechs Jahren nicht einmal ob du lebst. Wie ist es dir ergangen? Das sollst du uns erzählen.

Fedor antwortete ganz ruhig, nicht mehr erregt, nicht mehr wie einst im Ton des Weltverbesseres, sondern wie ein

Mann, der eine bittere Schule durchgemacht, der Erfahrungen gesammelt, der das Leben gesehen hat, wie es wirklich ist, der erkannt, daß Mensch Mensch bleibt unter allen Verhältnissen. Er sagte fast müde, gleichgiltig nur die Worte:

— Es ist ja so egal!

Doch sein Onkel ließ ihn nicht los:

— Dir ist's vielleicht egal, uns aber nicht. Wir interessieren uns doch für dich! Komm mit, wir setzen uns gemütlich in mein Zimmer und rauchen eine Cigarre. Willst du nicht, Fedor?

Er antwortete zuerst nicht, nahm den Kneifer ab und wischte sich die Augen als sei er müde. Er behielt das Glas in der Hand, schaute den General mit dem eigen stumpfen Blick der Kurzsichtigen an, die ihr Augenglas abgesetzt haben und sagte bitter:

— Ich habe nichts zu erzählen. Und was ich erzählen könnte, ist nur Enttäuschung, Schmutz und Dreck.

Da trat Hermine hinzu, die ein Stück zur Seite geblieben war und in halber Verlegenheit das Gespräch zwischen Onkel und Neffe mit angehört:

— Du brauchst nicht zu erzählen. Komm mit zu uns, wir wollen von deinem Vater sprechen.

Da leuchtete es mit einem Male über Fedors Gesicht. Mit einem Schlage war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, und er fragte:

— Denkt ihr noch zuweilen an Papa?

— Zuweilen? Mein Bruder! — sagte nun der General. Und als sei es ausgemachte Sache rief er Christl herbei, der wie in Reserve halb hinter seiner Mutter verborgen gestanden hatte, ein kleiner, etwas zart ausschauender, zwölfjähriger Knabe.

Er strich über den blonden Kopf mit den Worten:

— Da, gieb Fedor die Hand. Das ist dein Vetter Fedor, du weißt ja von ihm.

Ein wenig verlegen antwortete der Knabe:

— Ja, Papa! — that die paar Schritte zu seinem Vetter hinüber und ergriff seine Hand.

Fedor beugte sich, bemüht zu lächeln, zu dem Knaben nieder. Dann gingen die beiden jungen Eysen miteinander dem Ehepaar voran. Der Große stumm, mit zurückgelegtem Kopf und unter dem Kneifer halb geschlossenen Augen, der Kleine scheu mit kürzeren Schritten, etwas voran, als zeigte er den Weg, wie um einen verlorenen Sohn heimzuführen.

30.

Hermine hatte Christl zu Bett gebracht und auf Rudolfs Wink erschien sie nicht wieder, damit der Neffe sich durch ihre Gegenwart nicht stören lassen sollte.

Zuerst blieb er stumm, aber da der General ihn nicht quälte, als wolle er ihm ein Geständnis abtrotzen, sondern herzlich mit ihm sprach, von seinem Vater redete, ihm eine Broschüre zeigte, die des Professors Thätigkeit im hellen Lichte darstellte, ward er weich und weicher.

Immer mehr wußte der Oheim durch die Erinnerung an den Vater sein Herz zu gewinnen, daß sich ihm ganz erschloß, als er aus dem Schreibtischfach einen Artikel heraussuchte, in dem die Worte blau angestrichen waren: „Mit dem Pro-

fessor von Eysen ist einer der hellsten Sterne am Himmel der Wissenschaft jäh erloschen, ist einer der größten Chirurgen der Welt dahingegangen. Aber nicht allein das, sondern dazu ein stiller Wohlthäter, ein Freund der Armen und Bedrückten, genau so, wie er das Glück, die Rettung von tausend leidenden, kranken, oft aufgegebenen Menschen war. Summa: einer der herbsten Verluste, der die Menschheit in unserer Zeit getroffen."

Als Fedor das gelesen sagte er:

— Onkel, ich weiß, du bist immer gut gegen den Vater gewesen. Ich habe keinen Vater mehr. Ich habe überhaupt niemand mehr. Ich fühle mich ganz allein. Und heute . . . heute abend bin ich schwach, ganz müde, heute abend fürchte ich mich in meiner Einsamkeit. Ich wills dir erzählen.

Dann begann er, begann einen langen Bericht, wie ihn das Leben geschüttelt nnd umgetrieben, wie er ehrlich gekämpft und einmal daran gewesen, seinem Dasein selbst ein Ziel zu setzen.

Er hatte es mit dem Journalismus versucht, es war nicht gegangen. Er konnte nicht positiv schreiben, er war immer in Gedanken, immer in anderen Sphären, ein Träumer, der nicht im Stand sich fühlte, wenn es einmal sein mußte, in einer halben Stunde zu Papier zu bringen, was er gesehen.

Dann hatte er sich mit abschreiben ernährt. Es war ein so kümmerliches Brot, daß er kaum das gewann, was er zum täglichen Unterhalt brauchte. Auch dabei waren seine Gedanken abgeirrt, und wegen sinnentstellender Fehler, wegen Auslassungen hatte er seine Stelle verloren.

Schließlich war er von Berlin fort, in eine kleine Stadt in der Provinz Sachsen, wo ihm ein Posten in einer Buchhandlung angeboten worden. Dort hatte er hinter dem Ladentisch gestanden und den Leuten Konfirmationsbibeln verkauft, Schreib-

hefte, und aus der Leihbibliothek den Frauen und Mädchen die alten zerlesenen Schmöker herausgesucht, die sie verlangten. Aber er hatte dabei selbst gelesen und seinen Dienst vernachlässigt. Er war fort — nach München, dort wurde ein junger Mann mit akademischer Bildung gesucht. Das war etwas für ihn. Es handelte sich um eine Druckerei, in der er Korrektur lesen und dem Besitzer, der allerlei Flugblätter herausgab, zur Seite stehen mußte. Dort war Fedor am längsten geblieben. Der Drucker war ein Phantast wie er. Mit seinen Flugblättern wollte er „die Menschheit bessern und bekehren“. Da hatten sich die beiden gefunden. Fedor half ihm, verfaßte selbst Artikel, Aufrufe und Schriften, die der von seinem „jungen Mann“ begeisterte Buchdrucker in tausenden von Exemplaren abziehen und auch verteilen ließ.

Aber zahlen wollte niemand etwas dafür, und schließlich machte der Bankerott den Flugblättern ein Ende, knapp noch vor einem drohenden Einschreiten des Staatsanwalts wegen Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung.

Fedor war nach der Schweiz entflohen. Es wäre nicht nötig gewesen, denn das Gericht hatte keine Schritte gethan: die Liquidation der „Süddeutschen Volksbuchdruckerei und Verlags-Anstalt“ war dem zuvorgekommen.

Der Flüchtling hatte sich in Zürich aufgehalten, kurze Zeit in sozialistischen Zirkeln. Aber er stimmte mit ihnen nicht überein, und war eines Tages bei einer Debatte von den Genossen an die Luft gesetzt worden. Da hatte er sich aller Mittel entblößt im Züricher See zu ertränken versucht. Bereits ohnmächtig wurde er herausgezogen.

Er hatte die Absicht gehabt, sich nach Marseille durchzuschlagen, um sich für die Fremdenlegion anwerben zu lassen. Ein gütiges Geschick hatte ihn davor bewahrt: er konnte, ohne

zu betteln, nicht bis dorthin kommen. In Genf war er als subsistenzlos festgenommen worden.

Der General saß Fedor gegenüber und hörte zu, die Augen zu Boden geschlagen. Er wollte ihn nicht anblicken, um ihn nicht aus der Fassung zu bringen, doch bei den letzten Worten stieß er plötzlich einen langen, tiefen Seufzer aus. Sein Neffe, ein Träger seines Namens, auf der Straße aufgegriffen und wie jeder Strolch und Landstreicher hinter Schloß und Riegel gebracht! Nein — das ging über seine Kräfte.

Fedor blickte ihn fest an:

— Ja Onkel, als subsistenzlos festgenommen! Das ist bitter. Du erschrickst. Aber du wirst vielleicht noch mehr erschrecken, wenn ich dir sage: es hat mir gar keinen Eindruck gemacht. Ich habe nicht verzweifelt an meinen Gitterstäben gerüttelt. Ich habe keinen neuen Selbstmordversuch unternommen. Nein, nein, denke dir Onkel, was du nicht verstehen wirst, du der rangierte Mann, du der . . der . . preußische General . . . Denke dir Onkel — es war mir sehr recht — ich betrachtete es, als ich einmal in dem Loch saß als Glück, ja als Glück. Wie eine Erlösung!

Der General stöhnte laut:

— Fedor, Fedor —

— Ja Onkel, als eine Erlösung. Ich sage dir, du hast ja keine Ahnung was es bedeutet sich als Lump, als Schuft zu fühlen. Ihr alle, alle habt ja keine Ahnung, könnt euch ja davon keinen Begriff machen. Alle ihr satten Leute. Wer satt zu essen hat, darf nicht mitreden. Der kann nicht beurteilen, wie es ist, wenn man seit Wochen nicht weiß, wie man den nächsten Tag leben soll. Und so war es. Ich wußte nicht, wo ich auch nur ein Stück Brot hernehmen sollte, um meinen Hunger zu stillen. Und betteln? Betteln

wollte ich nicht. Onkel, ich habe nie gebettelt. Das kann ich dir sagen. Nie, nie einen Menschen um etwas Anderes gebeten als um Arbeit. Nie etwas genommen als für das was ich gegengeleistet hatte. Aber es war schwer. Es war — und es ist fürchterlich —

Er machte eine Pause, als packe ihn die Erinnerung, so daß er nicht mehr sprechen konnte. Rudolf strich sich unausgesetzt den Bart. Er wartete, bis der Neffe fortfuhr:

— Ich glaube, wenn man wirklich betteln wollte, oder stehlen, fühlte man sich als freier Mann. Ich glaube so . . . so könnte die Verzweiflung gar nicht über einen kommen. Es wäre ein Erwerb wie jeder andere. Ein Beruf. Man wüßte: ganz untergehen ist unmöglich, im schlimmsten Falle wird man eben eingesteckt. Aber Onkel, umherirren auf der Straße, wie ich umhergeirrt bin mit der festen Absicht, du gehst lieber in den nächsten Abgrund, als daß du einen bittest um etwas — um etwas Anderes als Arbeit — das heißt immer den Tod vor Augen. . . . . Meine Uhr hatte ich noch behalten. Die habe ich in Zürich versetzt, um fortzukommen. Dazu die Kette. Nur Silber, aber sie brachte doch ein paar Franken. Dann ging's los. Bis an den Genfersee bin ich damit gekommen. Aber dann war's alle. Ich dachte, in Genf mußt du Arbeit kriegen. Ich bekam keine. Unterwegs hatte ich schon in Holzschuppen und Heustadeln die Nächte verbracht. Aber in der Stadt ist das schwerer. Da bin ich auf den Bahnhof gegangen die erste Nacht und dann an einen Dampfschifflandungsplatz zwischen die Fässer, die dort aufgestapelt lagen und . . . und drei Tage habe ich's ausgehalten. Nichts gegessen. Onkel buchstäblich, ich habe drei Tage nichts gegessen. Am dritten Tage dachte ich, ich würde verrückt. Da ging es im Leib hin und her. Ich hatte höllisches Feuer im Magen. Mir wurde

schlecht. Auf einer Bank an der Rousseauinsel hatte ich gesessen, bis ich merkte, das ich beobachtet wurde, — und — und da stand ich auf. Aber am dritten Tage habe ich keinen Versuch mehr gemacht, Arbeit zu bekommen. Ich wollte zum deutschen Konsul. Ich hab's aber gelassen. Der hätte mir doch höchstens was in die Hand gedrückt. Da konnte ich nicht mehr. Da wollte ich mich in's Wasser stürzen. Und lief am See auf und ab. Aber da wäre man ja gleich wieder herausgeholt worden. Dazu mußte es Nacht sein. Aber nun . . wußte ich schon nicht mehr wie mir geschah . . . Da war ich wie . . weißt du . . fast wie betrunken. Ich taumelte. Ich fühlte es immer wie Brechen. Dann wurde mir's schwarz vor den Augen. Alles drehte sich. Dazu mein Anzug . . . die Wäsche. Wenn ich ein Wollhemd gehabt hätte, aber es war ein Leinenhemd. Die Vorübergehenden sahen mich immer so an. Obgleich die's ja gar nicht ahnen wie man herunter sein kann. Man siehts ja den Leuten nicht so an. Nur die Blicke. Und der Hunger. Der Hunger. Und dann das Gefühl, ein Lump zu sein, ein Schuft! Die Damen machten einen Bogen, wenn sie mich sahen. Ich merkte es an den Gesichtern, was sie dachten. Eine Bonne mit Kindern kam vorbei. Die schrie als sie mich sah; ich mochte hin und her getaumelt sein. Sie fürchtete sich wohl. Ich war doch auch nicht rasiert und . . und schmutzig und verkommen. Kurz wie sie so schrie, erwachte es in mir, ich wollte ihr bedeuten, daß ich . . daß ich ein anständiger Mensch wäre und sie nichts zu befürchten brauchte, und gehe auf sie zu, und sage nur „Mademoiselle“, da kreischt sie laut auf und nimmt die Kinder und flieht mit Gebrüll. Sofort stürzen sich ein paar Leute auf mich zu und wollen mich packen. Ich lasse mich nicht anfassen. — Ich hatte nie von einem andern Menschen

etwas verlangt. Da darf auch keiner mich anfassen. Ich stelle mich aber hin und rufe: „Fort da — nicht anrühren!!“ Da schlägt einer auf mich drein. Ich stürze mich auf ihn. Ich wußte ja nicht was ich that. Wenn man tagelang nichts im Magen hat, weiß man nicht mehr was man thut. Kurz, Polizei fährt dazwischen. Ich soll sagen wo ich arbeite — sie meinten ich bin ein Arbeiter — ich kann nichts nachweisen. Und der sergeant de ville nimmt mich fest. Eine schreiende Menge läuft hinterher. Aber ich war zufrieden, Onkel. — — — Das verstehst du nicht, das kannst du nicht verstehen. Ich . . ich ging gern mit. Ich konnte nicht mehr. Ich konnte einfach nicht mehr . . . . . .

Fedor fuhr sich ein paar Mal heftig mit beiden Händen durch das Haar und blieb dann regungslos sitzen. Der General war bei der letzten Schilderung aufgesprungen. Nun lief er mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen:

— Fedor . . . . und war das nötig?

Der Neffe schwieg.

— War es nötig, Fedor? Mußte es dahin kommen? Was ist nun von deinen Träumen geblieben! Was hat es dir nun geholfen? Sage einmal.

Fedor richtete sich auf:

— Ich habe gelernt.

— Was hast du gelernt.

— Das Leben!

— Das kann man auch so.

— Ich hätte es nicht gekonnt. So nicht. Ein Baron ahnt nicht wie es anderwärts, neben ihm aussieht. Und das habe ich gelernt. In Genf haben sie mich tagelang festgehalten, weil sie nicht glauben wollten, daß ich le baron

de Eysen wäre. Sie meinten ich sei ein Schwindler. Erst im Krankenhaus wurde durch den Konsul festgestellt, daß ich die Wahrheit gesprochen. Im Krankenhaus, denn ich bekam den Typhus. — Es wurde mir das Bedauern der Beamten ausgesprochen mich fälschlicher Weise arretiert zu haben, aber daß sie mich nicht frei ließen, hatte ich dem Baron zu verdanken, den konnten sie mir nicht glauben! Ich hätte mich gern Fedor Eysen genannt, aber ich wollte nicht die geringste Unrichtigkeit begehen, und damit hätte ich doch einen falschen Namen angegeben. Aber ich habe in dieser Stunde meinem Namen geflucht.

Rudolf schüttelte den Kopf:

— Daran war dein guter Name nicht schuld.

Fedor gab keine Antwort, und der General fragte nach einer Pause:

— Und Fedor, wie denkst du heute über deinen Namen?

— Er ist . . . . . mir eine Last.

— Warum?

— Weil er für mich keinen Wert besitzt.

— Keinen Wert?

— Nein, weil mir die Grundbedingung fehlt, die ihm erst Wert verleihen könnte.

— Was ist das?

— Die soziale Stellung.

— Die — die kannst du dir wieder erringen.

— Nein, ich bin ein — ich bin deklassiert.

— Das ist nur der, der sich so fühlt.

— Ich fühle mich so.

Darauf fand der General keine Erwiderung. Erst nach langem Schweigen fragte er:

— Warum fühlst du dich denn so, Fedor?

— Weil ich nicht mehr Wert auf meinen Namen legen kann, weil ich ein aus der Bahn geworfener bin, der ganz klar sieht über sich selbst. Ganz klar. Weil ich mich zwischen zwei Stühle gesetzt habe. Meinem Empfinden nach gehöre ich zum Adel nicht mehr — und trage doch meinen Namen und fühle mich doch verletzt und zurückgestoßen durch tausend Dinge, Sitten, Anschauungen anderer Kreise — adeliges Blut. Ich habe keine Stellung, die dem entspricht; ich begehre, ich suche sie auch nicht. Ich denke nicht mehr wie meine Klasse, aber ich denke auch nicht wie andere Klassen. — Ich bin nicht Bourgeois und nicht Proletarier. Ich bin nicht konservativ, nicht liberal, nicht Sozialist, nicht Anarchist. Ich fühle nicht den Klassengeist des Bürgers, des Handwerkers oder Bauern — in meinen Adern regt sich noch das Eysensche Blut und bin doch adelig nicht mehr. Ich habe Stunden, wo in mir aristokratische Neigungen und Gelüste liegen, wo ich die Plebs verachte, und habe Stunden wieder, wo ich mit dem Proletarier die Faust balle, wenn der Junker sich überhebt. Ich muß lachen über seine Dummheit, seine Anmaßung und verbitte mir doch die plumpe Vertraulichkeit des Proleten. Ich bin aus einem Lager ins andere übergegangen und empfinde mich als Überläufer, und bin hier nicht warm und nicht dort, bin hier fremd geworden und dort nicht heimisch. Ich weiß etwas und habe doch nichts gelernt. Ich überhebe mich über die Unbildung und habe doch selber nur halbe Wissenschaft. Ich habe keinen Menschen, keinen Menschen auf dieser ganzen weiten Erde, der mich versteht. Ich bin keines Mannes, keines Weibes Freund geworden. Ich stehe allein — ganz allein . .

Rudolf fragte nur:

— Warum kehrst du nicht zu deiner Familie zurück?

— Weil ich nichts bin und nichts habe.

— Ich werde mich für dich bemühen.

— Ich danke dir Onkel, aber ich will niemandem etwas schuldig sein.

— Das ist thörichter Stolz.

— Das Einzige, was ich besitze.

Der General rief plötzlich ärgerlich:

— Wenn du doch deinen Traum vergessen wolltest vom Adelsmenschen, vom Edeling, wie du ihn nanntest. Der spukt dir noch im Kopf. Das ist das ganze Unglück.

— Nein Onkel, der Traum wie du es nennst ist ausgeträumt. Der Edeling ist längst vergessen. Den habe ich begraben in sechs bitteren Wanderjahren, in denen ich erkannt habe, daß keiner dem anderen hilft, keiner den anderen versteht, daß wir ganz allein auf uns selbst angewiesen sind, daß wir überhaupt allein stehen, ganz allein auf dieser Erde. Daß von dem Augenblick ab, wo wir geboren werden, wir uns trennen von unserer Mutter, mit der wir eins waren, kein Mensch uns mehr versteht und nur durch's Blut ein schwacher Strom noch hinüberleitet zu den Eltern. Bis zum Tode stehen wir allein, das ganze Leben hindurch, und alles andere ist Lüge. Ich weiß nicht Onkel ob du Ibsen kennst. Im Volksfeind läßt er etwa sagen: „Der stärkste Mann der Welt ist der welcher allein steht!“ Das ist richtig und nicht richtig. Richtig weil den Herdenmenschen allen es nie bewußt wird, daß sie allein stehen. Sie würden solche Erkenntnis ja garnicht vertragen können. — Nicht richtig weil sie eben alle allein stehen, alle . .

Fedor erhob sich. Der General ging mit großen Schritten auf und ab. Der Neffe wartete einen Augenblick, dann sagte er in weichem Ton:

— Es ist spät Onkel. Ich will gehen.

Doch Rudolf hielt ihn noch fest. Er wollte von seinen

jetzigen Schicksalen hören, wo Fedor wäre, was er treibe. Er bot ihm Hilfe an, materiell, wie Rat und Vermittlung. Lächelnd lehnte Fedor ab. Er wollte auch durchaus nicht sagen, wo er wohne, wo er sich aufhalte. Allen Fragen wich er aus und meinte nur, er hätte sein Auskommen, glänzend ginge es ihm nicht, aber er brauchte keinen Menschen. Es lag eine gewisse Bitterkeit darin, als er hinzufügte, er habe keine Menschenseele gehabt, böse, schwere Jahre hindurch, so brauche er auch niemanden nun, wo es ihm besser ginge.

Der General betonte, es sei Fedors Schuld ganz allein gewesen, Onkel Heinrich wie er hätten ihm doch ihre Unterstützung angeboten.

Das gab Fedor zu, so wolle er das auch nicht verstanden haben. Aber er war nicht zu bewegen, seine Adresse zu nennen. Er fragte nur noch nach einzelnen Verwandten, aber nicht nach seinem Bruder Josef. Dann bat er, Robert von ihm zu grüßen, und machte sich auf den Heimweg, nachdem er noch erklärt, wie er zufällig in Berlin gewesen und als er vom Familientage durch Onkel Cäsar, den er auf der Straße getroffen, gehört, sich vorgenommen habe hinzugehen, denn böse sei er nicht auf die Familie, — sie sei ihm nur — gleichgiltig.

Rudolf fragte:

— So bin ich dir also auch gleichgiltig? Das thäte mir sehr leid.

Einen Augenblick brach wieder eine weichere Regung durch, aber seit dem letzten Teil ihres Gespräches war er schon wieder verschlossener, bitterer und härter geworden und nun meinte er bloß, aber wie es schien versteckte er dabei seine Bewegung:

— Du bist immer gut gewesen, Onkel.

Dann ging er fort, nachdem er versprochen, am nächsten Nachmittage wiederzukommen. Doch Hermine und Rudolf warteten vergebens. Der Neffe erschien nicht. Sie warteten von Tag zu Tag, er kam nicht. Ein paar Wochen hindurch hofften sie täglich auf einen Brief, der sein Fernbleiben wenigstens erklären sollte — es ward ihnen kein Lebenszeichen.

Wie er aufgetaucht, war Fedor auch wieder verschwunden. Der verlorene Sohn, den sie durch ihren Christl gemeint der Familie zurückzuführen, blieb verschollen. Allmählich, nachdem sie in der ersten Zeit fast täglich von ihm gesprochen, kamen Pflichten und Abhaltungen des eigenen Lebens dazwischen und sie vergassen ihn, bis ein paar Wochen nach Ostern Robert, nach glücklich bestandenem Staatsexamen nun wohlbestallter Referendar, dem General einen Brief brachte mit den Worten:

— Mir kommt es vor, als wäre es Fedors Handschrift.

Auch Rudolf glaubte sie zu erkennen. Der Brief trug keine Über- und keine Unterschrift, er enthielt nur folgendes Gedicht in freien Rhythmen:

In Schmerzensnächten,
Da Fieber wühlte im Gebein,
Da im Sturm der Krankheit
Ich im Überdrang der Qual
So ganz als Mensch mich fühlte, schwach und kläglich,
Wie sehnt' ich mich nach einer Hand
Die Stirne mir zu kühlen.
Wie habe ich getastet, irrend umgetastet,
Eine Rechte zu drücken,
Zu fühlen, zu pressen, zu halten die Freundeshand.'

In Gramesnächten,
Da der Schlaf mich mied,
Da ich gebeugt, vernichtet, jäh verzweifelt, übermannt
Von Ekel, Abscheu, von Verneinung dieses Lebens,
Hab' von mir werfen wollen dieses Dasein der Enttäuschung,
Wie hat es mich gedrängt, die Seele abgetrieben,
Mich auszusprechen, auszuschütten meinen Jammer
Und die Enttäuschung, Qual, mein Elend, all mein Herz
In anderes Herz, in eines Freundes Seele!

In Harmesnächten,
Da meine Seele blutend, wund, sich krümmte unter Menschentritt,
Da heiße Thränen unaufhaltsam
Ohne Scham mir von der Wange stürzten,
Da ich gedemütigt und klein,
Gebrochen und vernichtet,
Getäuscht mich fand
Von ihr, die ich geliebt mit allem Feuerdrang der Seele,
Da hab ich brennend, fiebernd mich gesehnt
Zu drücken eines Freundes starke Rechte;
Sei's nur als Trost,
Als Trost, daß einer mir doch bliebe,
Nur einer.

In Wahnsinnsnächten,
Da Zweifel an mir selbst mir Hirn und Herz zerfraß,
Da an den letzten Pforten aller Wesenheit,
An ewig uns verschlossenen Thoren der Erkenntnis
Mit irrend eignen Händen ich gerüttelt,
Da griff ich hirnverbrannt nach einer Freundesrechte —

Sie wollt ich fassen, pressen, halten,
Daß sie mir die Gewißheit gäbe,
Daß wirklich ich noch ich —
Ich selbst.

Da, an dem Tage, als den Freund
Ich käuflich fand,
Als seine Eigenliebe mir den Weg vertrat,
That sich ein Abgrund vor mir auf.
An jenem Tage brach ich mit der Vergangenheit,
Kämpfte nieder alle Sehnsucht
Die schwächliche Sehnsucht nach Liebe, nach dem Freund.
An jenem Tage hab' ich wieder mich gefunden,
An jenem Tage klang mir gellend in den Ohren:
Hilf dir selbst!

Heute aber ringe ich nur einen Kampf,
Kämpfe nur eine Schlacht:
Stark zu sein, stark zu bleiben
Auf mir selber fußend
Ruhend in mir allein.
Und nun:
Helfen, meine Brüder, helfen will ich euch,
Ich will euch stützen, mit euch schreiten, eure, meine Wege,
Wo einer mich angeht
Mit ihm zu tragen die Last seines Menschentums,
Das Bleigewicht seiner Menschlichkeit.
Doch: Dank verlange ich nicht,
Dank verwehre ich euch.
Laßt mich allein, einsam doch stark.
Laßt mir das eine, das ich besitze,

Darin ich groß bin, darin ich wuchs und Stärke nahm
Laßt mir meine Kraft:
Meine Einsamkeit.

Der General hatte kein Verständnis für Gedichte. Er las aufmerksam, mehr mit dem Verstand die Seelenqual, den Stolz, der aus den Worten sprach, ergründend und sagte nur nachdenklich:

— Der arme Kerl!

31.

Zu Ostern war der zweite Sohn des gräflichen Paares, Georg-Heinrich, in die Armee getreten, in dasselbe Regiment wie sein älterer Bruder. Graf Leo begann bereits zu merken, daß die Söhne etwas kosteten, und zwar um so mehr, als Eva bestrebt gewesen war, diesen Winter durch erhöhte Gastfreundschaft, durch eine Theateraufführung, die sie veranstaltete, durch einen Wohlthätigkeitsbazar im Palais Eysen die Furcht vor dem Nachlassen ihrer Anziehungskraft zu bannen.

Das hatte natürlich wieder eine Menge Geld gekostet, und jetzt im Frühjahr zu den Rennen wurden abermals Anforderungen an die Kasse gemacht. Graf Eysen hatte Unglück mit Pferden gehabt. Sein neu zusammengestellter Viererzug war bei einer Probefahrt im Tiergarten durchgegangen, wobei der Kutschierwagen beschädigt worden und die vor einer Dampfwalze scheu gewordenen Pferde sich alle mehr oder weniger

schwer verletzt hatten. Das galt es zu ersetzen. Und wie eines das andere gab, fand Eva, die Coach sei nicht mehr auf der Höhe. Der Geschmack hatte sich verändert, man wollte von den schweren englischen Kasten nichts mehr wissen, die Wagen zeigten leichtere, gefälligere Form.

Der Bankier Ludwig aus der Bellevuestraße, Besitzer der großen Thüringischen Kaliwerke, erschien mit einem Viererzug, der allgemeine Bewunderung erregte. Er konnte allerdings nicht selbst fahren und überließ dies seinem Schwiegersohn. Der dicke Mann, der etwas gewöhnlich aussah, machte auch gerade keine gute Figur und die Insassen der Coach stimmten mit dem Chic der Bespannung und dem Äußeren der Pferde und des Wagens nicht völlig überein. Aber der Wagen war modern, leicht, und der Kutscher, den der Industrielle dem Herzog von Kahlenberg ausgemietet, fuhr seine Pferde genau so tadellos wie er es von seiner Durchlaucht gelernt.

Der Reichtum, der sich in Berlin in Industrie und Handel angesammelt, wurde fühlbar auf allen Seiten. Man riß an der Tiergartenstraße, im Viertel am Generalstab Häuser fort, neue Villen entstanden, neue kleine Palais von ungeahntem Luxus und auch wirklich von Geschmack.

Wenn ihn vielleicht die Bauherren nicht immer selbst hatten, so besaßen ihn dafür die Künstler in ihren Diensten. Draußen in Charlottenburg wuchsen die Neubauten aus der Erde, setzten sich am Kurfürstendamm fort und im Grunewald begann eine ganze Kolonie zu entstehen.

Und mit all diesen Neubauten kam in das Straßenbild, in das öffentliche Leben immer mehr Modernes, mehr Eleganz, mehr Großstadt.

Überall wo Neues aus dem Boden schoß, vielleicht noch unsicher tastend im Geschmack, dem die alte Kultur, die Jahr-

hunderte lange Erziehung vornehmer Herren fehlte, kam es vom kapitalkräftigen Bürgertum. Und Graf Eysen, der all das werdende Leben sah, betrachtete eines Tages, als er vom Kasino herüberkam, die Front des kastenartigen Palais, das in einer Zeit gebaut worden, wo der Geschmack tief darniederlag. Eine neue Villa auf der Tiergartenstraße in üppigem Rokokostil, die er vor kurzem bei einem Pferdekauf näher angesehen, stand ihm vor Augen, so daß ihm mit einem Male die Unscheinbarkeit und Vernachlässigung des Palais Eysen klar wurde.

Es bedurfte auch der Reparatur. Von Seiten der Dienerschaft waren schon Klagen gekommen. Der Haushofmeister, der im Dachgeschoß wohnte, hatte erklärt, es regne ihm geradezu ins Zimmer.

Man sah auch Risse an dem grauen Kasten, hier und da war der Kalk abgefallen. Und da die benachbarte Botschaft mit ihrem steilen französischen Dach eben neu gestrichen worden, fiel der Unterschied um so mehr auf.

Bei Tisch sprach Graf Eysen mit seiner Frau davon. Und Franz-Carl, der zum Diner gekommen war, meinte, er habe von ein paar Herren seines Regimentes eine Bemerkung über das Palais gehört. Ein Rittmeister habe gemeint:

— Fähnrich, Sie müssen dem Herrn Papa sagen, er soll seinen Palazzo mal frisch lackieren lassen!

Eva fand eine solche Bemerkung sehr wenig am Platz, aber ganz ungerechtfertigt erschien sie nicht.

Bald darauf erhoben sich Gerüste um das Palais, es sollte gestrichen werden.

Wie immer bei solcher Gelegenheit, fand der Baumeister tausend Schäden: der Dachstuhl mußte gründlich nachgesehen werden, ein Teil der Bedachung erneuert, und den ganzen Sommer kamen die Arbeiter nicht aus dem Haus.

Eva war dies in jeder Beziehung unangenehm. Das Palais präsentierte sich schlecht. Sie meinte, in diesem Zustand könne man ja niemandem zumuten, zu kommen, denn auch im Treppenhaus waren Arbeiten nötig. Jetzt standen überall Leitern, Böcke, Farbenkübel herum. Bretter lagen in den Ecken aufgespeichert. Der Besuch schien durch Farbenspritzer, frisch gestrichene Wände, Ziegel- und Baustaub bedroht.

Das war so ungemütlich, daß sich das gräfliche Paar entschloß, Sommer und Herbst fortzugehen. Schließlich gab der Graf den Vorstellungen des Baumeisters nach, reine Wirtschaft zu machen, nicht bloß eine Ecke, eine Wand, eine Decke zu erneuern, sondern alles neu herzurichten.

Leo bangte schon vor der Rechnung, die zehntausend Mark weit überstieg, aber er mußte nun einmal in den sauren Apfel beißen. —

Eva war wohlmöglich noch unförmiger geworden. Statt ihre Gestalt wiederzufinden, setzte sie trotz aller Bantingkuren, Schweningerei, Entfettungsversuchen, Kasteiungen aller Art, Fett an.

Einmal klagte sie ihr Leid Josef, der jetzt als Regierungsassessor wieder in Berlin war und regelmäßig bei ihnen erschien, tadellos gekleidet, stets gleichmäßig zuvorkommend, freundlich, sympathisch.

Er meinte mit dem Lächeln, das ihm immer zu Gebote stand und ihm die Damen sofort zuführte:

— Aber gnädigste Tante, ich kann nur finden, daß dir das sehr gut steht. Und dann glaube ich sogar, daß es für dich später, sagen wir in zwanzig Jahren, wenn sich bei dir einmal das Alter meldet, viel besser ist, du hast runde, volle Züge. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß eine solche Frau, auch bei weißem Haar, immer noch jugendlich aussieht, während sie sonst zusammenfällt und Runzeln bekommt.

Eva blickte ihn halb zweifelnd an. Aber bei Josefs Ernst und seiner ganzen Redeweise, seiner liebevollen Besorgtheit um die Tante war ein Scherz vollkommen ausgeschlossen.

Die Eysen gingen nach Gastein. Es war wieder ein ganzer Train, nur fehlten hier im Gebirge Pferd und Wagen. Dafür nahmen sie jedoch das kleine Töchterchen mit, die Eva-Marie, mit deren Dasein sich die Mutter jetzt einigermaßen versöhnt hatte.

Das kleine Wurm wurde in jeder Weise verzogen. Unendliche Sorgfalt ward auf den Anzug verwendet und nach dem Badeort ließ sich Eva von Berlin aus eine Menge Häubchen, Mäntelchen, Kleiderchen kommen.

Es machte ihr Freude, mit dem Kind sich zu zeigen, auf der Promenade spazieren zu gehen, als wollte sie dadurch ihre Fürsorge und treue Mutterliebe betonen; genau so, wie sie einst im Tiergarten neben dem Rollstuhl des alten Herrn spazieren gegangen war.

Eines Tages überraschte sie ein Brief in Büttenpapier, auf dem Couvert ein großes geprägtes Wappen, die Adresse von unbekannter Hand geschrieben und sie lasen in altdeutschem Druck:

Die glückliche Geburt eines gesunden Söhnchens geben sich die Ehre hierdurch anzuzeigen

Schloß Poltze	Heinrich Freiherr von Gideon-Poltze
(Prignitz)	Gella Freifrau von Gideon-Poltze
17. August 1891.	geb. Freiin von Eysen und Ley.

Leo und Eva fanden, das hätte ihnen eigentlich durch einen persönlichen Brief mitgeteilt werden können und nicht durch eine trockene Allerwelts-Anzeige, und sie waren etwas verstimmt darüber. Doch die Gideon-Poltzer hätten es gar

nicht anders machen können. Ein Brief der jungen Mutter war ausgeschlossen. Heinrich aber kannte Graf und Gräfin Eysen nicht genügend. Er hatte sich auch auf dem Familientag, obgleich Leo und Eva höflich gewesen waren wie mit jedermann, mit dem sie in Berührung kommen mußten, aus erklärlichem Zartgefühl und gesellschaftlichem Schliff, zurückgehalten. Sie kannten ihn noch zu wenig. Er war nicht aus ihrem Kreis und somit sahen sie keine Veranlassung, sich besonders für ihn zu erwärmen. Der Baron Gideon war ihnen auch nicht bedingungslos genehm gewesen, denn sie hatten gegen neue Familien die natürliche Abneigung der alten.

Es wuchsen rund um sie herum neue empor; Leute, an die man nie gedacht, erschienen plötzlich im Vordergrund; Familien wurden genannt, mit Achtung genannt, an die bisher keiner gedacht. Graf und Gräfin Eysen sahen mit an, wie die Macht des Geldes, die diese neuen Namen in ihre Kreise geführt, die sie emportrug, hielt, Bedenken überwand, Schwierigkeiten ebnete, Vorurteile löschte, Leute zu ihresgleichen machte, deren Großvater noch von ihren Großvätern nicht des Ansehens für würdig befunden worden.

Aber Geld that Wunder. Geld that alles. Geld ließ Dinge übersehen, die nicht übersehen werden durften. Geld ging auf und nieder, nahm bei all den Familien, die durch seine Macht in die Höhe gehoben wurden, zu, bei all den Neuen, Jungen, den Großindustriellen, Fabrikanten, Händlern, Bankiers, Grubenbesitzern und Unternehmern, während es bei ihnen, den alten Familien, die keine Gelegenheit hatten zu erwerben, abnahm von Tag zu Tag.

Bei Graf Eysen nahm es ab.

Der Bau hatte eine noch größere Summe verschlungen, als nach dem letzten Anschlag sich übersehen ließ. Wieder

ergab sich aus einem das andere. Das Treppenhaus war frisch gemalt. Nun stimmten die alten breiten Läufer nicht mehr und es gab keinen Zweifel, daß neue mit blanken Messingstäben auf die Stufen geheftet werden mußten.

Die Vorfahrt, ein altes Klagelied, war viel zu schmal. Sie sollte bei dieser Gelegenheit, wo man doch alles frisch strich, verbreitert werden. Das ergab den Umbau der ganzen Rampe. Und einem Vorschlage des Baumeisters gegenüber, das Portal zu vergrößern, war Graf Eysen schwach gewesen. Er bedeutete allerdings einen wesentlichen Gewinn, kostete aber auch ein wesentliches Geld.

Nun wurde auch gleich die Einfahrt in den Hof verbreitert; vielleicht die praktischste aller Veränderungen. Denn Ein- und Ausfahrten etwa mit unruhigen Pferden gefährdete jedesmal die Wagen, und an dem einen Verlust im Tiergarten dieses Frühjahr, hatte der Graf gerade genug.

Um so mehr war es nötig, als nun ein neuer Viererzug zusammengestellt wurde. Denn als auch Prinz und Prinzessin Bruck-Bruckstein sich mit einem leichteren Gefährt zeigten, erschien der veraltete Kasten, obgleich er erst vor einigen Jahren angeschafft worden, Graf Eysen ganz unmöglich.

Franz-Carl war nach dem Manöver Offizier geworden, und der dritte Sohn Wolfgang sollte zum nächsten Jahr zur Universität gehen. Das verursachte wieder neue Kosten.

Graf Eysen begann jetzt, als die Rechnungen über ihn hereinbrachen, als es sich darum handelte, gleich auf einem Brett über dreißigtausend Mark zu erlegen, nervös zu werden.

Aus dem Laufenden konnte er es nicht bestreiten; aber er tröstete sich schließlich damit, daß die Herrichtung des Palais eine Notwendigkeit gewesen, und vielleicht vor einem Menschenalter nicht wiederkehrte.

Einmal hatte er die Idee, den Haushalt einzuschränken. Als im Winter die Rechnungen einliefen über ihren Ball, der, um etwas Besonderes zu bieten, für sechzig Paare seidene Cotillon-Anzüge aus Paris: Köche, Schornsteinfeger, Pierrots und dergleichen den Gästen vorgeführt hatte, sagte er zu Eva:

— Liebes Kind, unser Fest war ja reizend, aber vielleicht wäre es auch ohne das gegangen, um so mehr, als wir doch die wundervollen Blumen aus Nizza hatten.

Eva war sehr erstaunt:

— Aber Leo, bist du denn geizig geworden? Das sieht dir doch nicht ähnlich.

Er zuckte die Achseln:

— Nein. Aber die Söhne kosten so viel, daß man immerhin sehen muß, wo man bleibt.

Eva war das Blut in die Wangen gestiegen. Sie sagte nichts weiter als:

— Nun, wenn man das nicht mal mehr haben soll!

Dann ging sie achselzuckend davon.

Graf Eysen war schwach gegen seine Frau, so wurde denn nichts aus der Einschränkung. Im Gegenteil, nach Evas Ansicht erschien sogar ein zweites Fest durchaus notwendig, denn beim ersten waren sie nicht einmal all ihren Verpflichtungen nachgekommen. Mancher war nicht eingeladen, der es wohl hätte erwarten können.

Man sprach in ganz Berlin vom Eysenschen Ball — das heißt in dem Berlin, das das Gräfliche Paar kannte, während die Welt der Groß-Industriellen zum Teil kaum etwas von den beiden wußte. Jedenfalls nicht mehr, als daß ihnen das Palais am Pariser Platz gehörte.

In der hohen Finanz, bei den Geld- und Börsenleuten verfolgte man genauer, was beim reichen Adel vor sich ging.

Ein unbewußtes Interesse war vorhanden. Man sah den anderen Klassen, denen man in Geld- und Lebenshaltung bis auf vereinzelte ganz große Herren doch schon überlegen war, neugierigen Auges zu. Man wollte lernen von ihnen, von ihren Manieren, ihren Equipagen, ihrer Art sich zu geben, die Geselligkeit zu verstehen.

Darin war der reiche Adel ihnen doch noch über durch frühere Sitten, ältere Kultur, nähere Berührung mit dem Hofe, die ihnen fehlte, bis auf die paar Geheimen Kommerzienräte, denen für ihre Person eine Einladung an Hof zu teil wurde, den Grafen und Baronen aber zu Gebote stand.

Die Fürsten, Grafen und Herren von Goldes Gnaden fühlten das sehr wohl, wenn sie es auch um keinen Preis gezeigt hätten. Sie mußten ja denen, die noch als Rasse für sich unter ihren alten Kronen saßen, ablauschen und ablernen, was dort Stil war, denn sie wollten sie einst von den Stühlen stoßen oder sich zwischen sie unmerklich schieben, ein ewiger unaufhaltsamer Zug nach oben: die Verjüngung des abgebrauchten Adels.

Sie, die dasselbe Menschenblut, warm und rot in den Adern hatten, wie die, deren Blut blau floß nach der Sage, drängten unmerklich dahin, einen blauen Schein in ihre Venen zu gießen. Wenn einst Jahre darüber hingegangen waren — so ward aus der leichten Waschblautönung vielleicht doch einmal ein tiefes, sattes Blau — denn es war ja Sage.

Graf Leo dachte nicht nach über Auf- und Niedergang. Er war ein Mann des Augenblickes, dessen Hirn weitere Perspektiven nicht gegeben waren. Er blieb haften am einzelnen. Er wie Eva sahen nichts von Auftauchen und Emporkommen neuer Menschen und Familien. Sie spürten nichts vom Gange der Zeit, die Sitten und Bräuche änderte.

Anschauungen, die heilig gehalten worden, überging, als wären sie wertloser Tand. Sie thaten immer nur das, was man thut und waren der Ansicht, der man war.

Man gab Feste, man ging zu Festen. — Sie mußten ihr zweites Fest geben.

Aber es sollte etwas ganz Außergewöhnliches, ganz Besonderes werden. Sie hatten davon gehört, daß der größte Teilhaber der Platingruben im Ural, Bankier Schrader, bei einem Diner seinen Gästen unter der Serviette Geschenke dargebracht von einer Kostbarkeit, die einfach Lachen machte. Schrader, ein Mann, der zum Scherze gesagt, wenn mir's Spaß macht, lasse ich mal ein ganzes Jahr lang kein Platin heraus, dann giebts einen Preisaufschlag von tausend Prozent! Geschenke den Gästen — das war protzig und gemein, aber in irgend einer Form mußten sie ihrem Feste etwas ganz Besonderes verleihen. Nur fiel ihnen beiden nichts ein. Sie wollten aber auch keinen Fremden ins Geheimnis ziehen. Franz-Karl konnte ihnen nichts helfen. Er war noch nicht ein halbes Jahr Offizier, ging selbst den ersten Winter aus und war noch so unsicher in gesellschaftlichen Dingen, daß er nicht hätte Vortänzer sein können.

Das war Josef gewesen, dem es gelungen war, sich eine vorzügliche Stellung in der Gesellschaft zu schaffen, trotz seiner Jugend, obgleich er ein sparsamer Wirt sein mußte. Er hatte es verstanden, überall Eintritt zu bekommen, und seitdem er wieder in Berlin war, sich an allen Orten zu zeigen, allerwärts liebes Kind zu machen.

Überall hin folgte ihm der Ausdruck, der ist doch so sehr „sympatisch“, und im Grunde genommen wußte niemand, recht warum. Es wurde weitergegeben von einem zum andern, man sprach es nach und es mußte etwas daran sein, denn

sonst hätte doch wohl irgend einer den Leuten die Augen geöffnet.

Nun war Josef seit dem ersten Januar dem Auswärtigen Amte zugeteilt und das erhöhte noch seine Stellung, brachte ihn noch mehr in Fühlung zur Diplomatie, obwohl er in seinem Dienste mit der hohen Politik in keiner Weise in Berührung kam.

Er hatte jetzt an einem Tage oft fünf und sechs Einladungen, denen er nach Möglichkeit nachzukommen suchte, wobei er zum Erstaunen seines Abteilungschefs, auch wenn er abends diniert und die ganze Nacht getanzt, frisch bei der Arbeit war. Kein genialer Mensch, aber doch ein so heller Kopf, daß es jetzt schon so gut wie feststand, aus der probeweisen Dienstleistung werde eine endgiltige Überweisung zum Auswärtigen Amt werden.

Für Eva war er der gefundene Mann. Es machte sich gut, wenn einer gleichen Namens vortanzte, etwa wie ein Regent, der bis zur Volljährigkeit des Thronerben die Regierungsgeschäfte versieht. Und die Gräfin verstand sich vorzüglich mit dem Neffen, der so bequem war, auf alles einging, zu allem und jedem Rat wußte.

Sie baten an einem Sonntag im März Josef zum Frühstück, um mit ihm das zweite Fest zu bereden. Franz-Karl war der einzige, der dazu erschien. Georg-Heinrich befand sich auf Kriegsschule und Wolfgang wie Horst waren vom gleichaltrigen jungen Prinzen von Tripolis eingeladen, einem kleinen Maurenfürsten, dessen Gymnasialstudium in Berlin mit scheelen Augen in Rom wie in Paris verfolgt wurde.

Die Freundschaft mit dem braunen Fürstensohne hatte das gottlose Mundwerk der Stiftsdame schon früher einmal zu dem Ausspruch verleitet:

— Schade, daß die kleine Eva-Marie nicht älter ist, sonst könnte sie vielleicht Fürstin von Tripolis werden. 'ne gelbe Schwägerin haben wir ja schon jehabt — siehe Paz. 'ne schwarze Nichte haben wir inkognito — siehe Christi. Da käme es auf einen schokoladenfarbigen Neffen nicht an. Im Jejenteil, dann kriegt das Herz von Eisen eine besondere Bedeutung. Es rostet und färbt ab.

Josef erschien pünktlich wie immer, im schwarzen Gehrock, eine Gardenia im Knopfloch. Eines der pekuniären Rätsel die er aufgab, denn er trug fast immer eine seltene Blume. Er küßte Eva die Hand und reichte ihr einige lose Rosen.

Ein kleiner Tisch am Fenster war gedeckt. Auf dem großen wurde nur das Diner serviert. Solange die Diener ihnen zuhörten, sollte nicht von dem Feste gesprochen werden, deshalb redeten sie bei Tisch von anderen Dingen.

Als nach dem Essen die Cigarre brannte und sie in einer Ecke unter einem gewaltigen Zelte, das Graf Leo einmal aus Algerien mitgebracht, Kaffee und Likör tranken, begann Eva auseinanderzusetzen, um was es sich handelte. Sie wollten etwas ganz Apartes machen, wären aber ratlos.

Josef lehnte sich nachdenkend hintenüber und ließ Rauchringel steigen, während er den in zwei Spitzen wie die Gewehre eines Keilers nach oben ausgezogenen Schnurrbart streichelte. Vorsichtig, daß er nicht die Form verlöre. Er überlegte: Kostümfest, war zu oft dagewesen, größere Kotillonüberraschungen als das letzte Mal gab es nicht, zu Theateraufführungen war die Zeit zu kurz.

Man war Bazar-müde. Ein Konzert mit der Sembrich hatte erst neulich der Kommissionsrat Albert gegeben.

Plötzlich hatte es Josef gefunden:

— Man müßte eine Schönheitskonkurrenz im Kostüm machen!

— Wird das nicht Neid hervorrufen unter den Damen? — fragte Eva sofort, die von sich selbst auf die Gefühle der anderen schloß. Doch Josef wußte dem zu begegnen:

— Man müßte nicht eine einzelne Dame preiskrönen, sondern ein Paar. Das schönste Maskenpaar. Da wird sich jede damit trösten können, ihr Herr wäre daran Schuld, wenn sie nicht den Preis bekommt.

Das war ein ausgezeichneter Gedanke, der sofort lebhafte Zustimmung fand. Und es ward noch ausgemacht, Schiedsrichter müßten bestellt werden. Einer davon stand sofort fest: Prinz Bruck-Bruckstein. Ohne den ging es ja doch nicht. Außerdem sollte die Preiskrönung mit Maske sein.

Das nahm der Sache jede Spitze, indem nun nicht auf ein hübsches junges Gesicht der Wert gelegt zu werden brauchte, sondern auf die originelle charakteristische Maske.

Ein Gedanke, den Eva sofort aufgriff.

— Das ist eine ausgezeichnete Idee, ausgezeichnet, wirklich ausgezeichnet!

Da trat ein Diener ein.

— Was ist? — fragte Graf Leo.

— Die Kinderfrau möchte Frau Gräfin einen Augenblick sprechen.

— Später, jetzt geht es nicht. Sie wird wohl noch warten können.

Er trat näher zum Diener und sagte halblaut:

— Sie sollen nicht mit solchen Sachen kommen, wenn Gäste da sind.

— Verzeihen Herr Graf. Die Kinderfrau sagt, es wäre wichtig. Es ist wegen der kleinen Gräfin.

— So . . . so das ist was anderes . . .

Leo war ein guter Vater, und besorgt um das Kind, darum bat er Eva sofort zu gehen, vielleicht sei die kleine Eva-Marie nicht wohl. Es paßte der Gräfin nicht, und sie meinte ärgerlich:

— Man kann sich doch nie auf was freuen! Was wird das wieder für ein Unsinn sein!

Damit ging sie davon. Franz-Karl der bei den ganzen Verhandlungen nicht ein Wort gesprochen und regungslos mit einer Cigarette in einem Stuhl gesessen erhob sich jetzt:

— Papa es thut mir leid, ich muß fort.

— Sonntags, wo willst du denn hin?

— Ich habe mich nämlich verabredet.

— Mit wem denn?

— Mit ein . . . mit ein paar Bekannten.

Er war puterrot geworden, und schlich sich fort wie weiland Christi Sonntags aus der Reitbahn.

Eva trat in das wie eine Puppenstube ganz in Rosa gebettete Kinderzimmer. Ärgerlich fragte sie die Kinderfrau, eine eigensinnige, äußerst selbständige aber sehr zuverlässige ältere Person:

— Was wollen Sie denn?

— Wegen der Kleinen, Frau Gräfin.

— Was ist denn mit ihr?

— Ja ich glaube — sie kriegt Scharlach . . .

Eva meinte sie hörte nicht recht:

— Was . . .

— Ja ich habe vorhin beim Ausfahren zuerst die Flecke gesehen. Ich habe gleich Frau von Hirzerode, die sich die Kleine ansehen wollte gewarnt, sie soll lieber nicht herantreten. Da, wollen Frau Gräfin sehen . . .

Und sie trat an das Bettchen der Kleinen.

Eva aber packte eine sinnlose Wut. Man mußte sich nur auf etwas freuen! Und die dumme Hirzerode mußte es auch natürlich gleich erfahren. Da wußte es morgen ganz Berlin. Nun war's aus mit dem Fest.

Fast grob, riß sie den Vorhang vom Bett ihres Kindes zurück. Die Kleine brüllte fürchterlich. Ihre Mutter sah sie kaum an, sondern stürmte davon, um es den anderen zu sagen.

32.

Das Scharlachfieber kam wirklich zum Ausbruch und damit war Eva die Möglichkeit genommen, in diesem Jahre noch das Fest zu geben. Es wurde auf den folgenden Winter verschoben, der Plan noch niemand mitgeteilt, aber die ganze Zeit hindurch beschäftigte sich das gräfliche Paar unter Josefs Unterstützung damit, die Einzelheiten des Festes festzustellen.

Welches Kostüm Eva selbst anlegen sollte, wußte sie noch nicht. Ihre Beleibtheit hatte zwar nicht mehr zugenommen, aber die frühere Gestalt gewann sie nun einmal nicht wieder. Und als der Herbst kam, war sie im Prinzip jedenfalls darüber klar, Empire würde ihr am besten stehen. Da kam die Taille am wenigsten in Betracht.

Im Oktober machten Heinrich und Gella ihren ersten persönlichen Besuch, und Eva war ganz erstaunt, zu sehen, welche Veränderung mit der jungen Frau vor sich gegangen war; sie schien verjüngt, frischer geworden, dabei war sie zwar

einfach, doch mit außerordentlichem Geschmack gekleidet und man sah der Arbeit sofort den großen Schneider an. Baron Gideon zog sich gleichfalls tadellos an, nur einen Ring hätte man vielleicht aussetzen können, der in etwas zu großem Format das freiherrlich Gideonsche Wappen zeigte.

Eva hatte kaum Heinrichs nähere Bekanntschaft gemacht, denn auf dem Familientag saßen sie weit von einander, und bei dem schnellen Aufbruch nach Tisch hatten sie keine Gelegenheit gefunden. Heinrich drängte sich nicht auf, und Eva fand, sie habe eigentlich keine Veranlassung, mit Gellas Mann in nähere Berührung zu treten.

Eine schlechte Partie war es doch. Pekuniär erzählte man sich ja Wunderdinge, aber die Gideons waren eben von 1889. Und man hatte etwas munkeln hören, daß die Nachbarn von Poltze sich noch immer ziemlich ablehnend verhielten.

Nun war sie ganz erstaunt, bei näherer Betrachtung, in dem neuen Neffen einen bescheidenen, sehr liebenswürdigen Mann von offenbar großer Welt zu finden. Es ging aus seinen Gesprächen nach kurzer Zeit hervor, daß er alles kannte, überall gewesen war. In keiner Beziehung verriet er, trotz aufmerksamster Beobachtung des gräflichen Paares, den Protz. Er vermied es vollkommen, vom Schloßbau in Poltze zu reden, entwickelte fabelhaft gesunde Ansichten, ja eigentlich klang aus seinen Worten etwas, wie, als sollte nicht unnütz das Geld zum Fenster hinausgeworfen werden: eine leise Koketterie mit Sparsamkeit.

Eva erkundigte sich, wie es dem Söhnchen ginge.

Nun wurde Gella, der man eine leise, frostige Zurückhaltung vielleicht angemerkt hatte, plötzlich wärmer, begann sich als junge Mutter zu fühlen, erzählte von den Fortschritten des Kleinen, ängstigte sich über sein schweres Zahnen, be-

richtete, daß er bereits im Zimmer herumliefe, allerdings noch von einem Stuhl zum anderen tastend. Sie verweilte dabei, ward lebhaft und sprach, den Blick zum Fenster hinaus gerichtet, als sähe sie in Gedanken das Söhnchen vor sich stehen.

Sie war egoistisch in ihrer ersten Mutterfreude und erkundigte sich nicht nach ihrer Nichte der kleinen Eva-Marie, so daß deren Mutter, nachdem sie eine ganze Weile die Kinderstubengeschichten mit angehört, ungeduldig zu werden begann.

Aber Heinrich holte es nach. In einer Pause im Jagdgespräch, das er mit dem Grafen geführt, fragte er teilnehmend die Gräfin:

— Wie geht es denn der kleinen Eva-Marie? Sie hat sich doch gut erholt? Wir haben es so sehr bedauert, als wir hörten, sie wäre krank geworden. Es war wohl im März?

Er neigte sich zu ihr:

— Ich war in der Versuchung zu schreiben, aber dann dachte ich, es werde die Besorgnis der Mutter vielleicht erhöhen. Endlich fühlte ich mich auch, ich bitte um Vergebung, nicht bekannt genug.

Er hatte bisher eine direkte Anrede vermieden, so daß es nicht klar war, ob er sie Du oder Sie nannte.

Doch er bekam sofort Gewißheit, denn die Gräfin antwortete:

— Es ist nicht schlimm gewesen. Natürlich erfordert so etwas seine Zeit. Aber ich danke Ihnen für die liebenswürdige Absicht.

Gella war ja schließlich auch nur eine Nichte im zweiten Grade. Nun fühlte sich Heinrich ganz sicher, lavierte nicht mehr um das Du herum, sondern fragte bescheiden, als bäte er um etwas ganz Unerhörtes:

— Dürfte ich wohl einen Wunsch aussprechen, Gräfin. Könnte man die kleine Eva-Marie nicht einmal sehen?

Unwillkürlich sagte sich Eva: er hat Lebensart, ich erwartete, er würde Frau Gräfin sagen. Er scheint doch zu wissen, was bei uns Sitte ist. Und sie empfand den Abstand zwischen Eysen und Gideon vielleicht ein wenig geringer. Dann freute es sie, daß er, ohne zu zögern, den Namen des Töchterchens gewußt, während sie selbst bei ihren besten Freundinnen oft keine Ahnung hatte, ob der Nachkomme ein Sohn oder eine Tochter sei.

Aber die kleine Eva-Marie war ausgefahren, und die gute Absicht konnte, vielleicht zur stillen Erleichterung Heinrichs, nicht verwirklicht werden.

Das junge Ehepaar hatte sich erhoben. Graf Leo machte beim Fortgehen noch eine Redensart:

— Nun, ich habe von einem Neubau in Polze gehört. Ist er denn schön geworden?

Gella schwieg. Heinrich meinte nur, als wollte er darauf nicht näher eingehen:

— Er gefällt uns ganz gut. Es war natürlich für Gella schwierig, sich einzugewöhnen, wo am alten Herrnhaus all ihre Erinnerungen hingen.

Damit schien es abgebrochen. Wie von ungefähr fügte er nur hinzu:

— Ich bin sehr zufrieden: der Hochwildstand hat sich gut entwickelt. Ich habe übrigens einen interessanten Versuch gemacht. Ich hatte voriges Jahr Känguruhs kommen lassen und ausgesetzt; es ist so gut geglückt, daß wir in diesen Tagen welche abschießen müssen.

Graf Leos Jägeraugen leuchteten. Känguruhs hatte er noch nicht vor die Büchse bekommen. Das Weggehen

verzögerte sich, er ließ sich erzählen, fragte genau nach der Lebensweise dieser Tiere und war so neugierig geworden, daß es in Heinrichs Hand gelegen hätte, ihm anzubieten, er möchte bei ihm doch ein Känguruh schießen. Aber der neue Poltzer Herr vermied es, als wolle er nicht aufdringlich sein, so lange, bis Leo sagte, als sie nun wirklich aufbrachen:

— Wenn ich Graf Genthin besuche, müßte ich wirklich einmal zu Ihnen hinüberkommen, ich würde gern einmal so ein Tier in Freiheit sehen.

Nun war Heinrich sofort mit der Einladung da. Und der Einfachheit halber forderte er Graf Leo auf, doch gleich zum nächsten Freitag zur Jagd zu erscheinen.

Nach einigem Zögern und hin und her ward es angenommen. Die Jägerpassion hätte auch stärkere Grundsätze als die Absicht des gräflichen Paares, Baron Gideon kühl zu behandeln, beiseite geschoben.

Und es fand sich wie von selbst, daß Eva ihren Mann begleiten sollte.

Im Grunde genommen starb sie vor Neugierde, das neue Schloß in Poltze zu sehen –

Der Besuch war weder zu kurz noch zu lang gewesen, gerade das rechte Maß. Und Graf und Gräfin Eysen hatten das Gefühl, im großen ganzen würde sich Heinrich nicht anders haben benehmen können, wenn seine Vorfahren auch die Kreuzzüge mitgemacht, statt damals, was nicht unwahrscheinlich war, hörig gewesen zu sein, oder vielleicht in Köln an der Spree statt des Schwertes hinter dem Ladentisch die Elle zu führen. —

Es war mehr als eine einfache Känguruhjagd, die in Poltze zum besten gegeben werden sollte. Graf und Gräfin Eysen fanden dort beinahe die ganze Familie versammelt, als

sollte den Eysen der alte Besitz neu gezeigt werden. Aber es war abgesehen vom ersten Eindruck nichts Peinliches dabei, denn Heinrich war in jeder Beziehung pietätvoll vorgegangen. Das alte Herrnhaus hatte er ganz unberührt gelassen, und vom „Schloß“, wie der Barockbau mit Recht hieß, konnte man nicht einmal das alte Poltze sehen, denn die Front lag nach einem Teiche zu, über den der Blick in den Wald ging. Der Teich war neu hergerichtet und zwar nichts anderes, als das Urner Loch, ausgemauert und mit Wasser gefüllt. Um zum Schloß zu gelangen, brauchte man sogar von der Station aus nicht den Wirtschaftshof zu berühren, sondern hatte es auf neu angelegtem Wege in einer geraden Linie bedeutend näher als früher.

Die Herren befanden sich noch draußen auf der Jagd, die Damen waren im neugeschaffenen Garten vor dem Schloß. Mit großer Geschicklichkeit hatte man aus den vorhandenen Bäumen, unter Hinzufügung von Ziersträuchern, einen Park gemacht, der in den alten Poltzer Park überging. Aus dem Toten Meer war ein zweiter kleiner Teich geworden, über dem sich ein Hügel stolz hob mit einem großen Gartenhause.

Dort saßen die Damen beim Thee.

Ab und zu klang in der Ferne ein Schuß. Dann lauschte man, von woher er etwa gekommen, stellte Vermutungen auf und die Henne sagte jedesmal:

— Das war Fabian — ganz bestimmt Fabian! — als vermöchte sie ihres Sohnes Büchse unter den übrigen herauszuerkennen, wie die Stimme eines Menschen. — Die Henne war besser gekleidet als sonst. Gella sorgte dafür, daß sie sich nicht so liederlich anzog, nur das rote Futter der Tasche hing ihr heraus, was ihr in Berlin öfters sogar auf der Straße geschehen war. — Ihre Tochter näherte sich ihr ver-

stohlen und ordnete den Fehler, ohne daß die Mutter es gewahr wurde.

Eine große Befangenheit merkte man der jungen Hausfrau an, die zum ersten Male fast die ganze Verwandtschaft bei sich sah. Während sie nun aufstanden und weitergingen durch die Anlagen, Gella alles erklären mußte und zeigen, konnte sie sich des stillen Gefühles nicht ganz erwehren, daß ihre Gäste sich bei ihr langweilen müßten.

Sie sehnte den Augenblick herbei, wo Heinrich mit den Herren heimkehren möchte, als wäre sie dann sicher und geborgen. Er konnte außerdem besser erklären, ihnen zeigen, wo es Schwierigkeiten bei den Neuanlagen gegeben, wie sie glücklich überwunden worden, andeuten, was er noch beabsichtige zu bauen und zu ändern. Sie wußte das nicht so, und ihr war es peinlich, sich darüber zu verbreiten, als fürchte sie, man möchte ihr zu große Freude an den Änderungen und Verschönerungen anmerken, es pietätlos finden im Gedanken an die Väter, die es nicht gekonnt, die Väter, die hunderte von Jahren hier gehaust, auch ohne das.

Heinrich hatte eine selbstverständliche, leichte Art, so etwas zu erklären, daß sie den Gedanken gar nicht aufkommen ließ, er, der neue Herr von Poltze, mache nun erst etwas aus dem von den Eysen verlottertem Besitz, sondern die den Eindruck erweckte, als lege er, der Baron Gideon, eigentlich das alles nur seiner Frau, die doch eine Eysen war, zu Füßen.

Der Spaziergang im Park dauerte auch garnicht lange, dann kehrten die Jäger zurück. Sie waren sehr befriedigt, vor allem Graf Leo, der wirklich zwei Känguruhs zur Strecke gebracht. Er war ganz aufgeregt darüber, erklärte den Damen wie man bei den riesigen Sätzen dieser Tiere mit der Büchse mitgehen müsse, voraushalten und sofort abkommen.

Er hatte dazu seinen Jagdstock genommen, legte ihn an die Wange, um es besser zeigen zu können, und Elisabeth, die trotz ihrer Derbheit das Schießen nicht vertragen konnte, schrie indem sie sich hinter Frida versteckte:

— Um Gottes Willen nicht auf mich!

Alle lachten. Nur Frida, der die Jagd in Sarnheim zur zweiten Gewohnheit geworden, meinte überlegen:

— Es ist ja nicht geladen Elisabeth!

Nun lachten sie erst recht, die Hofcheswitwe aber blickte sich erstaunt um.

Auch der General war mit dem einen Känguruh, das er zur Strecke gebracht sehr zufrieden und rieb sich vergnügt die Hände. Die Jäger gingen in's Haus. Zuletzt Fabian und Heinrich. Beide hatten keine Beute, da sie die andern aus Artigkeit hatten zu Schuß kommen lassen.

Die Herren zogen sich schnell um, dann versammelte man sich in der großen Halle, einem mit mächtigem flämischem Kamin ausgestatteten Raum, voll Jagdtrophäen, Elentier- und Rentierköpfen, monströsen Gehörnen, wundervollen Geweihen vom kleinen Dammwildspießer bis zu den Vierundzwanzigenden eines Hirsches aus dem Kaukasus.

Der Raum erregte allgemeine Bewunderung, und unausgesetzt mußte der Hausherr die Fragen seiner Gäste beantworten nach allem was er in allen Weltteilen auf seiner großen „Baronsreise“, wie sie die Stiftsdame heimlich nannte, erbeutet. Da gab es Tiger-, Löwen-, Jaguar-, Panterfelle; dort drohten mächtige Gewehre von gewaltigen russischen Keilern von der Wand, da standen Stühle aus Elefantenzähnen, ein Tisch aus Wallroßzahn. Der Schädel eines Nashorns ruhte auf einem kleinen Vorbau; und alle Zwischen-

räume waren ausgenutzt um Säbel-, Reh-, Elen-, Antilopenhörner zur Schau zu stellen.

Wenn man sich an Gella wandte, wies sie den Frager jedesmal an ihren Mann:

— Heinrich weiß das viel besser. Es sind ja seine Jagdstücke.

Baron Gideon hörte es einmal und blickte sie an, ganz leise hinzufügend:

— Unsere . . . Gella . . . Was mein ist, ist auch dein . . Dein Weg ist mein Weg . . . weißt du wie es heißt . . . .

Er hatte es mit zärtlicher Bewegung gegen seine Frau gesagt, als gehöre diese Familienscene nicht vor die anderen. Aber man hatte es doch gehört. Die Eysen blickten sich um. Es machte sichtlich guten Eindruck. Die beiden mochten wohl sehr glücklich miteinander sein.

Die Henne nickte, als gäbe sie gewissermaßen ihren Segen dazu und verhandelte eifrig mit Frida, wo die ähnlichen Worte in der heiligen Schrift ständen.

Inzwischen ging es aber zu Tisch. Das große Eßzimmer zeigte getafelte Wände und eine schöngeschnitzte Eichendecke, die, wenn man etwas hätte tadeln wollen, vielleicht ein wenig auf den Raum drückte. Es war alles deutsche Renaissance. Auch der prachtvolle alte Kachelofen paßte dazu, der aber nur des Schmuckes wegen da war, genau so wie in der Halle draußen der Gemüthlichkeit halber das Kaminfeuer, denn das Schlößchen war mit Centralheizung versehen.

Bei Tisch wartete der Gäste eine besondere Überraschung.

Als die Suppe serviert war, bat Gella nicht zu erschrecken, und machte auf zwei Ausschnitte in der breiten Tafel aufmerksam, die mit kleinen Tischläufern bedeckt waren. Einen Augenblick darauf öffneten sich die bezeichneten Stellen wie

Versenkungen einer Bühne, und der Fisch erschien: ein köstlicher rosiger Lachs.

— Das ist ja wie in Herrenchiemsee! — meinte Eva, und setzte den übrigen das Tischlein decke dich am Tisch König Ludwigs des Zweiten auseinander. Heinrich erklärte:

— Es ist nur ein Scherz, praktisch und ganz einfach. Hier drunter liegt nämlich die Küche. Ob der Aufzug nun in der Wand steigt oder hier, kommt ja schließlich auf dasselbe heraus.

Der General hatte seine Frau angeblickt. Sie lächelten beide. Sie verstanden sich. Das war einer der Punkte der ihnen beim neuen Neffen nicht gefiel. Und auch Gella senkte die Augen.

Den andern machte es dagegen ungeheuren Eindruck. Das gräfliche Paar zeigte es nicht. Amélie aber konnte sich gar nicht beruhigen über diese „Taschenspielergeschichte" wie sie sich ausdrückte. Auch Bertha, eine noch nicht ganz erblühte Jungfrau, die ebenso hübsch zu werden versprach, wie ihre ältere Schwester, sah, hörte, dachte an nichts weiter als an die Frage, wann der nächste Gang vor ihren erstaunten Augen auftauchen würde.

Jetzt ward von der Jagd gesprochen, immer war von Känguruhs die Rede. Die Debatte ging hin und her, ob die Tiere sich auf die Dauer akklimatisieren würden, man besprach den Wert von der jägerlichen Seite, wie von der praktischen; ob sie eine gute Nahrung gäben. Ja Josef, der immer gleich fabelhafte Perspektiven volkswirtschaftlicher Art entdeckte, behauptete an seiner Tischecke, wo er mit Georg saß, der eigens zur Jagd Urlaub genommen: am Ende würden die Prignitzer Känguruhs noch in der Volksernährung eine ähnliche Rolle spielen, wie sie eigentlich der Fischnahrung gebühre, wenn auch leider nicht zufalle.

Von den Nachbargütern waren einige Herren erschienen: die Hoheneschener, dann zwei Herren von Storckow, Vater und Sohn. — Das genügte. Sie sahen alles und es würde in der Gegend herumkommen, daß Baron Gideon mit der Familie seiner Frau auf dem besten Fuße stand. Die Anwesenheit des Generals, vor allem aber des gräflichen Paares, das doch für exklusiv galt, konnte in der Nachbarschaft den Eindruck nicht verfehlen.

Nach Tisch wurden die Jagdgespräche bei einer Cigarre und einem Glase Bier in Heinrichs Zimmer fortgesetzt. Dabei bewunderte man auch diesen Raum, der in prachtvollen, großen, geschnitzten Schränken die Kupferstichsammlung des Hausherrn enthielt.

Nur Josef verstand etwas davon, oder that doch wenigstens so, während Graf Leo kein Interesse heuchelte, sondern mit Fabian und Georg sich unterhielt. Der General jedoch, der sich um Radierungen nie gekümmert, ließ sich mit der ihm eigenen militärischen Sachlichkeit, Gründlichkeit und Thatkraft, auch Dinge kennen zu lernen, die ihm sonst fern lagen, die Kunstblätter erklären, ohne daß sie seinen auf Kunst nicht reagierenden Sinnen Eindruck gemacht hätten.

Während dessen saßen drüben die Damen, sprachen von Leutenot, Kindern-Erziehung, von einem neuen Hofprediger. Schließlich als der Gesprächsstoff mager zu werden begann, wurde der Vorschlag gemacht, den ersten Stock zu besehen, den die Herren wahrscheinlich nicht zu Gesicht bekommen würden, denn dort lagen die Schlaf-, Toiletten-, Kinderzimmer.

Heinrich hatte im Innern des Hauses keinen festen Stil durchgeführt. Das wäre nicht möglich gewesen wegen der verschiedenartigen alten Sachen aus allen Jahrhunderten die er besaß. So sah es denn oben auch ganz anders aus: eng-

lisch. Alles hellfarbig: englische Eisenbetten mit Messinggitter am Fuß- und Kopfende. Weißlackierte Stühle, Schränke, Sofas. Helle Vorhänge, englische Tapeten. Alles sehr einfach, sehr geschmackvoll, nur über dem Betthimmel, als müsse des Hausherrn kleine Schwäche immer und überall zum Durchbruch kommen, eine Krone, die Verbrämung der Stoffe zusammenzuhalten.

Als die Stiftsdame das bei ihrem ersten Besuch im Schloß gesehen, hatte sie nicht an sich halten können zu sagen:

— Die kleinen Gideons in spe werden alle unter dem Schutze der Krone das Licht der Welt erblicken.

Gella war errötet, und Elisabeth hatte sich hinterher geärgert über sich selbst, aber sie konnte nun mal keinen Witz unterdrücken. Lieber sterben. Als jedoch Eva jetzt aufmerksam wurde, mit der Lorgnette hinaufblickte und eben fragte:

— Was ist denn das? — rettete die Stiftsdame ihre Nichte und zog die Verwandten ins Zimmer des Söhnchens hinüber, das nebenan lag.

Sie gingen auf den Fußspitzen, denn der Kleine schlief.

— Pst . . . Pst . . . Pst . . . — gab eine jede der Damen der nach ihr eintretenden weiter und wie eine Prozession schlichen sie am Lager des Kindes vorüber. Jede beugte sich über den kleinen Schläfer, von dem aber gar nichts zu sehen war, denn er lag ganz in seinen Kopfkissen vergraben.

Eva blickte sich um: der Raum war hygienisch-vernünftig, einfach gehalten, alles praktisch für die Pflege eines so kleinen Kindes. Sie hatte aber ein leises Gefühl der Genugthuung: Eva-Maries Zimmer war schöner, das sah freilich ganz anders aus! Sonst war es allerdings überall glänzend und prächtig. . . . Mußten die Geld haben!

Als alle Damen hinaus waren, trat Gella noch einmal

an das Lager ihres Lieblings, schlug die Vorhänge bei Seite, daß das schwache Licht auf den kleinen Schläfer fiel, auf den dereinstigen Herrn auf Poltze, der gewiß später einmal eine Genthin heimführen würde oder eine Storckow, eine Grekow oder Wilmerode, und dem keiner mehr nachtrüge, daß er kein Eysen war von 1200 sondern ein Gideon von 1889.

Und wie sie ihn so ansah, ihr Fleisch und Blut, kam es ihr zum Bewußtsein: gut war ihr Mann, trug sie auf den Händen, sah ihr alles an den Augen ab. Sie hatte Vertrauen zu ihm, sie achtete ihn, sie vergaß seine kleinen Schwächen, wenn sie sich auch wohl schämte oder ärgerte hier und da; nur die große Leidenschaft fehlte, die tiefe Sehnsucht, das Drängende, Keimende das sie immer verzehrt.

Da nahm sie in plötzlicher Wallung das Kind aus dem Bettchen, hob den schlaftrunkenen kleinen Kerl hoch und küßte ihn, bis er erwachte und einen schwachen, zitternden Schrei ausstieß, wie ein Klage, daß ihn die Mutter gestört. . . . Sie ward ängstlich, nahm ihn sofort in die Arme, wiegte ihn hin und her, summte leise, ging behutsam mit ihm auf und ab, sodaß er nicht weiter schrie, sondern die Augen wieder schloß.

Das Kindermädchen erschien in der Thür, sie hatte den Ruf gehört, doch die junge Mutter gab ihr mit dem Kopf ein Zeichen, sie solle gehen, und die Wärterin zog sich leise zurück.

Gella horchte einen Augenblick hinunter nach den Gästen. Es war alles still. Sie mochten wohl in den Salon zurückgekehrt sein. Wären sie doch nur erst wieder fort! Sie drückte ihr Kind an's Herz und nahm wieder den Gang auf durch das Zimmer. Aber ihre Lackschuhchen knarrten, und sie streifte sie einen nach dem andern ab, und lief in Strümpfen hin und her, den Knaben im Arm.

Endlich schien er zu schlafen. Behutsam legte sie ihn in das Bettchen zurück, deckte ihn zu, lauschte noch einmal. Gleichmäßig klang sein Atem.

Da nahm sie die Schuhe vom Boden auf und schlich sich hinaus. Alles war still. Nur aus dem Billardzimmer klang Lachen und das Aneinanderprallen der Bälle.

Baronin Gideon ging zu ihren Gästen.

33.

Nach dem Jagdtage hatte Heinrich seiner Schwiegermutter den Vorschlag gemacht, die Berliner Wohnung aufzugeben und ganz zu ihnen nach Poltze zu ziehen. Vielleicht meinte er, dann würden auch die letzten noch zögernden Nachbarn kommen, doch er that es auch seiner Frau zu Liebe. Gella hatte es immer traurig gefunden für die Mutter, so ganz allein in Berlin zu sitzen.

Die Tochter sah auch lieber ihre Mutter bei sich, gewissermaßen unter Aufsicht, denn sie war in der letzten Zeit nie mehr mit ihrer Rente ausgekommen. Jeder Bettelei war sie zugänglich, verschenkte das Hemd vom Leibe und war seit dem vergangenen Jahre dermaßen der Quacksalberei in die Hände gefallen, daß ihr das wiederum eine Menge Geld kostete. Da wurden Warzen besprochen, aus getragener Wäsche die Krankheitszustände der ganzen Familie festgestellt, durch Fingerringe Gebrechen gefunden, die nicht vorhanden waren, und alle diese

vermeintlichen Heilungen bezahlte für ihre lieben Nebenmenschen die Henne.

Sie war einverstanden und wollte sofort ihren Hausstand auflösen. Sie sollte in's Schloß ziehen, in einen Seitenflügel. Im alten Herrnhause wären die Erinnerungen gewesen und fehlte auf die Dauer der Platz, denn dort sollte ein Oberinspektor einziehen und der Förster.

Die Jagd war wesentlich vergrößert worden, und der Inspektor sollte an Fabians Stelle die Wirtschaft übernehmen.

Fabian wünschte sich einen eigenen Wirkungskreis. Er sehnte sich fort von Poltze, wo er sich doch auf die Dauer in einem für ihn peinlichen Verhältnis zum Schwager befand, so leicht es ihm jener auch machte. — Es war ihm gelungen, unter annehmbaren Bedingungen das Rittergut Filehne zu pachten, das augenblicklich für minderjährige Erben in Schwerin verwaltet werden mußte. Filehne lag nur zwei Stunden von Poltze. Die Kaution hatte Heinrich erlegt. Das glaubte Fabian ruhig annehmen zu dürfen, umsomehr, als es ihm gelungen war, seinem Schwager entschieden bei der Verbesserung Poltzes große Dienste zu leisten.

Das Gut war nicht wiederzuerkennen, es waren Wege gemacht, aufgeforstet, drainiert, gebaut, lebendes und totes Inventar angeschafft. Da fast unbeschränkte Mittel zur Verfügung standen, war es für einen Landwirt eine Wollust, hier zu wirtschaften und die Erträge hoben sich dementsprechend.

Der Geschäftssinn, der nun einmal durch Erziehung, Beispiel und Blut in den Gideons steckte, zeigte sich darin, daß Heinrich anfing, auf weiten Strecken Gemüsebau zu treiben. — Ein Unternehmen, das, obgleich es noch in den Anfangsgründen steckte, doch schon reiche Einnahmen versprach.

So sah die Henne eine Veränderung nach der anderen

in Poltze kommen, aber sie freute sich darüber, sie bewunderte ihren Schwiegersohn, und allmählich hatte sie sich so in seine Ideenwelt eingewöhnt, daß sie bei den Besuchen, die sie trotz des hereingebrochenen Winters den Nachbarn machten, nur noch sein Loblied sang, sodaß eigentlich von nichts anderem mehr die Rede war, als von Heinrichs — Plänen, Arbeiten, Leistungen, Liebenswürdigkeit, Einrichtungen, Denken, Fühlen, — Geld.

Das eigene war nämlich eingetreten: die Henne renommierte mit ihres Schwiegersohnes Reichtum, dessen er, wie ebenso Gella, niemals Erwähnung that.

Es schien, als wäre geradezu eine neue Ära bei dem Zweige Eysen-Poltze hereingebrochen. Die Söhne verschwanden gegen den Schwiegersohn und man hätte glauben können, wenn man die Henne so reden hörte, sie sei gar keine Eysen, sondern Gellas Schwiegermutter — eine Gideon.

Darüber gab es einmal eine Auseinandersetzung mit Frida. Die Henne war mit Gella nach Berlin gefahren, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Sie hatte bei ihrer Schwägerin angefragt, ob sie nicht den Tag bei ihr frühstücken könne, und die beiden Damen saßen im Salon mit einander allein, während sich Gella drüben von den beiden Cousinen Amélie und Bertha ein paar neue Kleider zeigen ließ.

Da fing Adelheid wieder von Heinrich an. Frida wurde, nachdem sie eine Zeit lang zugehört, ungeduldig und sagte:

— Liebe Adelheid, ich möchte doch nun auch mal von deinen Söhnen etwas hören. Du erzählst bloß immer von deinem Schwiegersohne, der ja gewiß ein vortrefflicher Mensch ist, aber . . .

— Aber? — fragte die Henne piquiert. Die Hofchefwitwe ärgerte sich im stillen, daß Gella, die sie gar nicht

hübsch fand und die doch auch nicht mehr jung war, eine so reiche Heirat gemacht hatte, darum meinte sie:

— Na, ich finde, auf's Geld allein kommt es auch nicht an.

— Nein, für den, der's hat! — antwortete Adelheid, als ob sie es hätte.

Ihre Schwägerin zuckte die Achseln:

— Es giebt gewisse Dinge, die kein Geld der Welt . . .

— Was meinst du damit?

— Ich meine . . . ich meine ganz einfach, daß es Dinge giebt, die man nicht haben kann, wenn man auch noch so reich ist. . . .

Jetzt wurde die Henne aufmerksam:

— Das wäre zum Beispiel?

— Zum Beispiel: an Hof gehen. . . .

— Das ist auch gar nicht nötig!

— Nötig nicht, aber doch sehr angenehm, und . . und für eine gute Familie eigentlich doch nötig. Sonst verbauert man ganz!

Es kochte in der Henne. Sie fühlte die Spitze gegen ihren Schwiegersohn, aber sie fand keine treffende Antwort; und daß sie keine Entgegnung hatte, quälte sie dermaßen, daß sie ihrer Schwägerin irgend ein Schimpfwort hätte an den Kopf werfen mögen.

Es entstand eine längere Pause, endlich brachte sie eine Erwiderung zu stande, persönlich, ungerecht und grob, deren sie sich schämte, fast noch ehe sie den Satz ganz ausgesprochen:

— Man kann auch an 'nem Hofe verbauern — zum Beispiel in Sarnheim . . . .

Jetzt wurde aber Frida mit einem Male fast blau vor Wut:

— Adelheid, das ist . . du bist frech!

Die Henne sprang vom Stuhle auf:

— So! so! Na dann bleibe mir gewogen!

Damit lief sie zum Zimmer ihrer Nichten hinüber, während Frida, schwer atmend, sitzen blieb. Drüben holte die Henne ihre Tochter fort, ohne ein Wort der Erklärung, indem sie bloß atemlos rief:

— Gella, die Tante hat mich beleidigt. Du kommst sofort mit!

Auf der Treppe schon war sie ruhiger. So ruhig, daß sie am liebsten umgedreht und zurückgelaufen wäre. Sie wußte eigentlich gar nicht recht, was sie gesprochen, wie das alles nur gekommen, hatte keine Ahnung mehr, wer angefangen und weshalb. Die ganze Sache kam ihr wie ein Rätsel vor. Es war eigentlich wirklich zu albern, aber geschehen war es nun einmal, sie konnte nicht zurück.

Frida saß, wie vor den Kopf geschlagen. — Auch sie begriff gar nicht recht, was eigentlich vor sich gegangen. Es war so unerwartet gekommen, daß sie Amélie, die hereingestürzt kam, um zu hören, was denn nur los sei, nichts erklären konnte. Nur eins stand fest, sie fühlte sich beleidigt und sie war wahrhaftig nicht die Frau, Beleidigungen einzustecken.

Seit diesem Tage sahen sich die Schwägerinnen nicht mehr. Im ganzen ward es beiden Teilen nicht so sehr bemerklich, denn sie waren in der letzten Zeit überhaupt kaum miteinander in Berührung gekommen.

Die Stiftsdame stand nun zwischen ihnen beiden. Sie fühlte sich etwas verlassen, seitdem die Henne wieder ganz nach Poltze gezogen, denn mit Frida wurde sie nun mal nicht warm. Bei ihr war alles anders, als sie es liebte und gewöhnt war. Elisabeth gab nichts, Frida alles auf das

äußere; die Stiftsdame liebte keine Geselligkeit, die Hofchefwitwe fühlte sich unglücklich, gedemütigt, fast gekränkt, wenn es ihr einen Abend nicht gelungen war, Menschen zu sehen; die eine schimpfte, war grob und tolpatschig, hatte aber im Grunde ein mitfühlend weiches Herz, der andern war jede laute Äußerung fatal, sie sagte den Leuten eitel Artigkeiten, aber im stillen hatte sie nur einen Gedanken: ihren Vorteil, und wie sie es anfangen könnte, Herrschaft über ihre Mitgeschöpfe zu gewinnen.

Aber so ganz hart und schlecht war Frida nicht, sondern eine gute Mutter, die, seitdem sie Witwe geworden, an nichts anderes mehr dachte, als ihrer Kinder Zukunft zu sichern.

Für ihren Sohn Curt-Fabian konnte sie noch nichts thun. Der ging ruhig seinen Gang durch's Kadettencorps weiter, ein guter, braver Junge, dessen Reifeprüfung zu Ostern keinen Schwierigkeiten begegnen würde, und der dann eben in irgend ein Regiment eintrat, wahrscheinlich weit von der Mutter entfernt, ohne ihre Leitung, ohne Einfluß.

Mit den Töchtern war es dagegen etwas ganz anderes. Die hatte sie bei sich, konnte Charakter und Ansichten bilden, sie anziehen, sie in die geeignete Gesellschaft bringen, dem sanft ans Herz zu legen, der würdig von ihr gehalten ward, die schönen Mädchen in sein Haus zu führen.

Sie waren wirklich schön, vor allem Amélie, jetzt zwanzig Jahre alt. Auf den Bällen fiel sie geradezu auf, mit ihrer prachtvollen Gestalt, dem Wunder-Teint, den schönen Augen, dem dichten Haar.

Wenn sie irgendwo erschien, wurden die Herren förmlich unruhig, und unfehlbar kamen solche, die sie noch nicht gesehen, zum Nächststehenden mit der Frage:

— Können Sie mir nicht sagen, wer die Dame ist?

Daß ihre Tochter unter den Herren eine große Bewegung verursachte, wußte Frida ganz genau. Sie hatte Großes mit ihr vor. Die hätte an einen Hof gepaßt, die wäre eine morganatische Ehe schon wert gewesen. Und die Hofchefwitwe träumte dunkel so etwas, wie von einer Philippine Welser. Deshalb sparte sie Amélie auch auf. Anträge waren schon einige dagewesen, doch sie hatte ihrer Tochter gar nichts davon gesagt und die Herren vertröstet: das Mädchen sei noch viel zu jung.

Es hatte sich auch nur um Leute gehandelt, die nicht paßten: ein ganz verrückter Leutnant, eben so alt erst wie sie, der zwar nicht unvermögend war, aber einen halben Kopf kleiner, hatte gedroht, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wenn er Amélie nicht bekäme. Er lebte übrigens immer noch. Dann war ein Sekretär dagewesen von einer südamerikanischen Gesandtschaft, ein brauner Kerl, irgend ein Don mit fabelhaften Brillantringen — zu exotisch. Endlich der Sohn eines Papierfabrikanten aus Düren — bürgerlich. Zum Schluß ein Assessor, von altem Namen, ein ruhiger vernünftiger Mann, selbständig, sehr vermögend. Aber von dem hatte Amélie im Scherz gesagt, er sähe aus wie ein tollgewordener, gerupfter, ins Wasser geworfener und nicht wieder getrockneter Spatz.

Ein Witz, den ihr ein kleiner Dragoner von des seligen Christi Regiment eingeblasen.

Frida hatte ihren Tag, wo sie „zu Hause war“. Es war dazu nach langem Zögern Donnerstag nachmittags von vier bis sieben Uhr bestimmt worden. An solchem Tage zog sich die Familie schon um drei Uhr an, während bereits den ganzen Morgen hindurch die Vorbereitungen getroffen wurden, die Gäste zu empfangen. Frida leitete alles, bestimmte die Anschaffung der Vorräte, stellte Möbel um und ordnete

an, um wieviel Uhr der Thee zu erscheinen hätte, was auf dem improvisierten Buffet stehen mußte, was herumgereicht werden sollte. Sie verstand Schaum zu schlagen, sie besaß das Talent, den Anschein eines Waldes zu erregen, wo doch nur einzelne Bäume standen, und vor allem hatte sie eine eigene Gabe, scheinbar ganz unbekümmert und gleichgiltig in einer Ecke zu sitzen, als ginge sie die ganze Geschichte nichts an, während sie in Wirklichkeit alles leitete.

Die Töchter kümmerten sich nämlich um nichts. Frida hätte es gar nicht geduldet, denn sie wollte Alleinherrscherin sein und meinte, kein Mensch auf der ganzen Erde könnte etwas wirklich so machen, wie sie es sich gedacht. So mußte sie es eben selbst übernehmen. Griff wirklich einmal eine von den beiden zu, so wurde die Mutter nervös und war es etwas Gröberes, fürchtete sie jedesmal, die Töchter möchten sich die Finger ruinieren.

So waren sie eigentlich als Prinzessinnen erzogen.

Amélie pflegte unpünktlich zu sein, und zur Verzweiflung der Mutter kam sie an einem Donnerstage, als Frida glaubte, mit Bestimmtheit allerlei gesellschaftlich wichtige Persönlichkeiten erwarten zu können, erst kurz vor vier Uhr mit ihrer Schwester nach Hause. —

Die Hofchefswitwe war außer sich:

— Es kann jeden Augenblick klingeln und dann ist kein Mensch da!

Bertha machte ein erschrockenes Gesicht, während die Älteste nur sagte:

— Dann müssen wir mal zeigen, wie man schnell machen kann. In fünf Minuten bin ich angezogen, Mama. Paß mal auf!

— Aber ja gut frisieren, — rief ihr die Mutter ängst-

lich nach. Die Mädchen stürzten lachend davon, in ihr kleines, gemeinsames Schlafzimmer, ein einfenstriger, schmaler Raum, in dem neben den Betten kaum Platz blieb, nur vorbeizukommen.

Schnell wurden ein paar Lichter angesteckt, denn an dem trüben Wintertage konnte man kaum mehr sehen. Und nun begann das Anziehen. Durch die Schnelligkeit, in der es zu geschehen hatte, wurden sie verführt, ihre Kleider auf die Betten zu schleudern, und da sie nicht aneinander vorbei konnten in der Enge, flogen mit einem Male Taillen, Röcke, Jacken, Untertaillen, Handschuhe, Schirme, Gummischuhe, Stiefeletten durch die Luft.

Dabei lachten und schrieen die Mädchen laut auf vor Freude und in ihrem Übermut nahmen sie alles Mögliche, das ihnen zur Hand kam, warfen es den übrigen Gegenständen nach, sodaß bald alles durcheinanderlag und sie sich nun gar nicht mehr bewegen konnten, in der Befürchtung einen Kamm, Hut, eine Nadel, Bürste oder dergleichen ‚totzutreten' wie es Amélie nannte.

Der Lärm hatte die Mutter herbeigelockt. Sie pochte mit den zarten, weißen Fingern, die sie im Hause immer durch Handschuhe schützte, an die Thür. Aber in ihrer Ausgelassenheit hörten es die Mädchen nicht, die jetzt vor lauter Lachen und Jubel ein neuer Taumel befiel, daß sie die eben zur Ruhe gekommenen Sachen wieder auflasen und ein regelrechtes Bombardement auf einander begannen.

Da tönte plötzlich die Entreeklingel. Sie verstummten mit einem Male.

— 's ist schon einer da! — rief die schöne Amélie, mit offenem Munde stehen bleibend, wurfbereit ihr Kopfkissen in der Hand. Die kleine Bertha hatte aber ihr Geschoß — den

Hut der Schwester — schon der Hand entgleiten lassen. Nun hemmte sie unwillkürlich den Schwung, sodaß er in's Waschbecken sauste.

Das rote Band hatte bereits abgefärbt und durch das wellenbewegte Wasser zog ein blutroter Streifen, einige krause Figuren bildend, denen Bertha ganz erschrocken zusah, während die ältere ihren Hut in Sicherheit brachte, mit den Worten:

— Der neue Hut! Der schöne, neue Hut!

Es war jedoch in Wirklichkeit ein ganz alter. Aber die Stimmung schlug um und es gab fast Thränen. Glücklicherweise hatte jedoch bloß der Konditor geklingelt, der Kuchen brachte, und die Mädchen konnten sich ruhiger anziehen. Nur das Frisieren dauerte lange, das machten sie sich gegenseitig. Bertha wollte dabei nicht still sitzen, aber die Ältere fuchtelte mit der Brennschere in der Luft herum und rief:

— Berthchen, ich brenne dir die Nase weg. . . .

Und da sie eine leichte Eysennase hatte, nur in's weibliche übersetzt, wäre es so schwer nicht gewesen. Endlich waren sie fertig, warfen schnell die Kleider über, hefteten sie sich einander zu und fragten sich wie immer, indem sie sich musterten:

— Bin ich schön so?

— Ja.

— Bin ich gut so?

— Ja.

Amélie hatte ab und zu Anwandlungen von Ordnung. Sie nahm noch schnell ein Packet ausgekämmter Haare, wickelte es zusammen und warf es in den Eimer. Dann bespritzte sie sich in aller Eile noch mit Eau de Cologne, fuhr in die Puderbüchse und setzte sich einen Tupfer auf beide Wangen mit der Frage:

— Sieht man's?

Bertha wischte ihr alles wieder fort, ohne ein Wort zu sagen. Dann löschten sie die Lichter aus und gingen in den Salon hinüber, wo sie die Mutter, immer die Handschuhe an den Händen, dabei fanden, Lichter und Lampen anzustecken. Sie waren alle so beschirmt, daß selbst bei Beleuchtung ein mystisches Halbdunkel in der Wohnung herrschte.

Jetzt schlug es vier. Trotzdem dauerte es noch lange, bis jemand erschien, sodaß Frida wie ein Tier im Käfig nervös auf und ab lief. Erst als draußen Stimmen klangen, setzte sie sich eiligst in einen Stuhl und griff ein Buch auf, während sie den Töchtern ein Zeichen gab. Daraufhin nahm Amélie eine prachtvoll gleichgiltige Stellung an einem Tisch ein, wo sie in einem Album blätterte, und Bertha öffnete mit einem Ruck das Pianino und begann etwas aus Schumanns Kinderscenen zu spielen. Aber sie that nur so, denn sie beherrschte das Stück nicht.

Da ging auch schon die Thür auf, und sie sahen, daß die ganze Komödie nicht nötig gewesen wäre, denn es waren der General und Frau mit Josef und Robert. Rudolf und Hermine waren seltene Gäste, aber Josef erschien fast jeden Donnerstag. Seine schöne Cousine Amélie hatte es ihm seit Gellas Hochzeit angethan.

Er sah wie immer sehr gut aus. Ja, er war eigentlich noch hübscher geworden, hatte etwas Männlicheres bekommen, seitdem er sich den Bart hatte wachsen lassen, den er jetzt spitz geschnitten trug. Nur das Haar ging ihm auf der Stirn mehr und mehr aus. Sofort setzte er sich mit den beiden jungen Mädchen in eine Ecke.

Aber sie blieben nur kurze Zeit, denn bald darauf erschienen eine Menge Menschen, fast alle auf einmal, als hätten sie sich

zu einer bestimmten Stunde verabredet. Sofort schwirrten die Stimmen, begann Leben in die toten Räume zu kommen.

Es war nur beste Gesellschaft anwesend. Die Hofchefwitwe verstand es, mit allen Leuten, die Namen und Stellung hatten, gut bekannt zu werden. Ja eigentlich ging sie nur nach diesen Äußerlichkeiten. Sie that, wenn sie Leute traf, die ihr paßten, ganz gleichgiltig, aber in Wirklichkeit unternahm sie alles, sich ihnen zu nähern.

Bei den Bällen setzte sie sich als Ballmutter neben die Fürstin so und so und suchte es einzurichten, daß der alte Graf so und so, bisher Botschafter in Petersburg, ihr beim Souper einen Teller brachte. Sie kannte den Gotha auswendig, viel gründlicher als die Henne, die seit Jahren in ihrer einstigen Familienkenntnis sehr nachgelassen hatte, und verwertete das, indem sie den Leuten immer von ihren Beziehungen und Verwandtschaften sprach. Das gewann die meisten, sie freuten sich über die angenehme, leichte Unterhaltung, und zugleich ließ es Frida im Lichte erscheinen, als sei sie mit denen intim, von denen sie redete. So ward sie mit der neuen Bekanntschaft dann bald warm.

Allmählich füllten sich die beiden kleinen Salons immer mehr, und auch das Eßzimmer, wo ein Buffet mit Thee, Bier und Backwaren improvisiert war.

Geraucht werden durfte der Damen halber nicht — so konnten auch die Cigarren gespart werden. Ein alter Lohndiener, der etwas bummelig und langsam war, aber mit seinen weißen Coteletten aussah wie ein im Dienste des Hauses Ergrauter, wurde jeden Donnerstag in die alte schwarz-weiße Livree gesteckt, die früher die Diener in Sarnhein getragen. Er hatte nicht viel anderes zu thun, als die Überkleider draußen im Korridor abzunehmen und den Fortgehenden wieder umzugeben.

Aber das kam erst später. Wer einmal da war, pflegte zu bleiben. Die meisten unterhielten sich gut. Frida wußte zu erzählen. Es war nicht viel dahinter bei dem was sie sagte, aber sie sprach ganz amüsant und verstand es ausgezeichnet sich ihrem Zuhörer anzupassen.

Da saß ein alter Baron Harter mit hoher, schwarzer, doppelt umgewundener Halsbinde wie man sie 1830 getragen. Mit dem mußte man über Friedrich Wilhelm III. oder IV. reden, aber ja nicht vom Jahre 1848.

Drüben sprach eben ein Wirklicher Geheimer Rat von Gottschling über den Wert von Kolonien für Deutschland. Frida hatte davon keine Ahnung, darum veranlaßte sie den General mit ihm sich zu unterhalten.

Dann gab es zwei Gräfinnen Hemff. Die eine war Palastdame der Kaiserin Augusta gewesen, da durfte eigentümlicherweise nie vom Hof geredet werden, sondern nur von Wohlthätigkeitsunternehmungen, denn sie fürchtete immer wenn man sie auf ihre ehemalige Stellung anredete, sie solle zu Indiskretionen verleitet werden.

Mehrere Offiziersdamen und Herren der Garde-Kavallerie waren heute anwesend und die Hofchefswitwe verstand es, sie über die verflossene Rennsaison zum Reden zu bringen, über die Parforcejagden im Grunewald, und das Adolf-Ernst-Theater, während sie ein paar Herren von der Garde-Infanterie, von denen der eine musikalisch war und der andere wie man behauptete, heimlich Gedichte machte, über das Joachim-Quartett und die letzte Première im Deutschen Theater befragte.

Dabei hatte sie nie eine Parforcejagd gesehen, ging nicht ins Adolf-Ernst-Theater, weil sie es unpassend für die Töchter, nicht ins Deutsche Theater, weil sie es zu teuer fand,

und hatte Joachim nicht spielen hören, denn sie war so unmusikalisch, daß sie kein Cello vom Contrabaß unterscheiden konnte.

Das, was aber die jungen Herren und auch manchen der älteren anzog, war die Schönheit der Töchter. Sie hätte es nicht allein gethan, aber die Mädchen waren obendrein nett, natürlich, ganz witzig und schlagfertig, vor allem Amélie.

Mit den jüngeren Herren standen sie auf einem eigenen Fuße, der die Mutter entsetzt haben würde, hätte sie davon eine Ahnung gehabt. Eine burschikose Art hatte sich im Laufe der Zeit herausgebildet, etwas vom guten Kameraden, ohne doch ganz Kameradschaft zu sein. Vielleicht hätte das sein können, wären die Mädchen häßlich oder älter gewesen. So blieb immer ein Rest von Flirt und Hofmachen zurück.

Es hatte mit Amélie angefangen, während Bertha, als sie nach Berlin gekommen waren noch ein Kind gewesen von dreizehn Jahren, die auch als Kind behandelt wurde. Aber jetzt war es gerade mit der jüngsten am ärgsten geworden. Zuerst hatten die Herren sich allerlei Ulk gestattet, und das halbwüchsige Mädchen, das schon ganz treffende Antworten zu geben wußte, ging mit Freuden darauf ein. Auf der Grenze von Kind und Backfisch hätte das ein Ende finden müssen, doch es war weiter getrieben worden, und als unmerklich in der Siebzehnjährigen die Jungfrau erwachte, wurde sie genau noch so geneckt und bewitzelt, als Kamerad auf die Achsel geschlagen, wie als Kind von dreizehn Jahren.

Josef beteiligte sich nicht daran. Dazu war er zu gesetzt, hielt zuviel auf Form und Vernunft; wenn er von anderen Herren solche burschikosen Manieren sah, ärgerte es ihn sogar ab und zu, vielleicht weil er es nicht war und die anderen sich zu viel um Amélie kümmerten. Es lag etwas wie Eifer-

sucht darin, denn seit diesem Winter machte er seiner Cousine, die immer einen ausgesprochenen Courmacher hatte, auf Tod und Leben den Hof.

Er war mit ihr drüben im Eßzimmer geblieben. Vom Reden hatte sie rote Wangen bekommen, und sah nun aus wie eine aufgeblühte Rose, weich, zart und taufrisch. Sie hörte dem Vetter gern zu. Er sprach so nett. Er suchte sie überall auf, wo er sie nur von weitem sah, beim dümmsten Rout, bei jedem Ballsouper. Er brachte ihr bei jedem Kotillon Blumen und reichte ihr, wenn er irgendwo vortanzte das Ordenskissen, um sich ein paar Schleifen auszusuchen, häufiger, als allen anderen Damen.

Dafür belohnte sie ihn auch, holte ihn bei jeder Damenwahl, trank und winkte ihm zu. Und mit ihm war ihr Ton auch ein wenig anders, weil er eben nicht so redete, wie die jungen Herren, die mit ihr und der Schwester ulkten.

Jetzt erzählte er ihr von Italien, wohin er eine Reise von vier Wochen gemacht. Er zeigte das Land „wo die Citronen blühen" in den Farben wie der Normaldeutsche sie sieht, der seine pflichtmäßige Sehnsucht mit Rundreisebillet abgereist hat. Es war in seinen Worten nichts besonderes; er hatte nichts gesehen, das nicht andere auch gesehen, aber er drückte es ganz hübsch aus und in einer Form, daß Amélie imstande war, ihm zu folgen. Vor allem machte es ihr Eindruck, als er sagte:

— Weißt du, den Sternen im Bädeker gehe ich aus dem Wege. Weil etwas empfohlen ist — deshalb laufe ich noch lange nicht hin. Ja es macht mir geradezu manchmal Spaß, einen Aussichtspunkt, ein Museum nicht zu besuchen, weil Crethi und Plethi hinläuft. Man muß nicht das thun, was die Menge macht. Statt alles abzuklappern, was nach dem Reisehandbuch abgeklappert werden muß, sehe ich mir lieber

eine Felsschlucht an, durch die ein Bach heruntertost, oder einen Sonnenuntergang . . . .

Er blickte durch die offene Thür in den Salon hinüber, als wäre ein roter Lampenschirm dort drüben wahrhaftig der leuchtende Sonnenball, der bei Sorrent in den Busen von Neapel versank. Amélie sah ihn bewundernd an. Seine Beschreibung hatte dunkles Sehnen in ihr geweckt. Mit dem Worte Italien verband sie etwas wie einen Hochzeitsmorgen, wie einen unvergänglichen Rausch von Glück. In ihrer kleinen Mädchenseele stieg etwas empor wie ein: wer erlöst mich, wer führt mich fort zum Lande der Sonne?

Nun neigte er sich zu ihr und schilderte Capri. Aber er mußte aufhören, denn mehrere junge Herren kamen mit Bertha herein. Sie brachen beim Gelächter und Unsinn der andern ab, jedoch mit einem Blick des Einverständnisses, der soviel bedeutete als: das ist nichts für Oberflächenmenschen wie die. Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen, wir die Poetischen, Tiefinnerlichen, schweigen jetzt.

Als nun einer die lustigen Eindringlinge fragte:

— Wovon haben Sie denn da wieder jeredet? — richtete Amélie ihre Prachtgestalt mit leichtem Hüftenwiegen, Schulterzucken und Brauenrunzeln auf:

— Von lästigen Fragern.

Der andere wollte antworten, doch die kleine Bertha ließ in dem Moment ihre Theetasse fallen mit lautem „Au“. Die Herren sprangen zu. Man fragte was geschehen, doch sie sagte es nicht, aber sie hatte Thränen in den Augen.

Aus dem Salon nebenan kam Gella. Sie war absichtlich auf Veranlassung ihres Mannes mit ihm gekommen, um zu zeigen, daß die Verstimmung zwischen ihrer Mutter und Frida nicht auf sie übergegangen. Sie half sofort der

kleinen Cousine das naß gewordene Kleid abwischen, während die Herren, als hätten sie ein schlechtes Gewissen, allmählich einer nach dem andern wie von ungefähr im Salon verschwanden.

Josef aber hatte sein intimes Gespräch mit Amélie schon wieder in einer Ecke aufgenommen.

— Was ist denn passiert? — fragte die Baronin Gideon. Bertha wollte es nicht sagen. Nach einigem Zaudern gestand sie endlich, Herr von Berneaud habe die Schleife an ihrer Taille an einen Stuhl gebunden, darauf hätte sie ihn mit einem Falzbein geschlagen, aus Versehen auf die Nase getroffen, er sie in seiner Wut aber so beim Handgelenk gepackt, daß es jetzt rot sei.

Gella war so erstaunt, daß sie zuerst meinte:

— Das geht doch gar nicht!

— Doch. Er ist sonst riesig nett.

— Du prügelst dich mit den Herren?

— Sie meinen's nicht so. Es sind kolossal liebe Bengel.

Und mit einem Male ging ihr bei den Worten „kolossal liebe Bengel" aus dem Munde dieses siebzehnjährigen Mädchens eine Ahnung auf, es sei hier nicht alles ganz in Ordnung. Sie nahm das Leben möglicherweise zu schwer, mochte vielleicht schon zu altmodisch sein, aber es war ihr plötzlich, als thäte sie in die Mädchenseele dieses jungen Dinges einen Blick, der ihr Hintergründe entschleierte, an denen sie bisher achtlos vorübergegangen.

Das Kleid war so naß, daß sich Bertha umziehen mußte. Gella eilte mit ihr ins Schlafzimmer, ihr zu helfen. Es sollte rasch gehen. Die kleine Cousine rief, als sie im Begriff war, den Rock fallen zu lassen:

— Bitte sieh nicht hin Gella!

Sie verstand nicht warum und wandte sich ab, doch ohne es zu wollen, fiel ihr Auge in einen kleinen Frisierspiegel auf dem Tisch, dessen Fläche zerschrammt war, weil die Mädchen zwischen Papprückwand und Glas ihre Haarnadeln zu stecken pflegten. Darin erblickte sie Berthas schlanke, schmale Figur, dünn wie ein Strick, in einem gänzlich zerrissenen, scheußlichen alten Kattununterrock, von dem eben das schöne Seidenkleid niedersank, wie bei einer Denkmalseinweihung die Leinenhülle.

Die junge Frau wandte sich um, trotz des Verbotes. Als stünde der Anblick, der ihr eben geworden in einer Wechselbeziehung zum Äußeren und Inneren der Seele, sagte sie vorwurfsvoll:

— Bertha, du mußt nicht so mit den Herren verkehren!

Die Kleine kreuzte schämig die Arme über der Brust:

— Wie meinst du das?

— Nun, so was dürften sich die Herren gar nicht erlauben, finde ich!

— Sie meinen's doch nicht böse!

— Ganz gleich. Es schadet dir.

Bertha blickte sie erstaunt an. Gella fuhr fort:

— Es sieht, es merkt jemand, wie du mit den Herren stehst, genau so wie ich's zum Beispiel gesehen habe, und dann beurteilt man dich falsch. Das kommt zu leicht.

Das junge Mädchen war ganz erstaunt. Man las in ihren Zügen die Unschuld. Sie hatte wohl gemeint, daß müsse so sein. Und sie erzählte, wie die Mama ihnen eingeschärft, ja recht amüsant zu sein und nett. Und es wäre doch wirklich nichts dabei. Die Herren meinten ja immer zu ihrem Lobe: sie und die Schwester wären nicht so bockig und stumpfsinnig wie die anderen Mädchen!

Das brachte sie alles mit größter Naivität vor und nun

kam sie ins Plaudern, dachte nicht mehr ans Umziehen, sondern setzte sich aufs Bett, während die Cousine vor ihr stand.

Den ganzen Lebenslauf begann sie zu erzählen, als wolle sie sich rechtfertigen, aber auch in natürlicher Schwatzhaftigkeit ihres Temperamentes, wie ihrer siebzehn Jahre.

Sie beklagte sich, oft wäre das Essen zu knapp und sie hätte noch Hunger beim Aufstehen vom Tisch. Doch die Mama frage dann jedesmal: wer solle denn die Toiletten bezahlen? Aber die Mutter wäre sonst sehr vernünftig, zum Beispiel müßten sie sofort, wenn sie aus der Stadt kämen, alte Schuhe anziehen, um die besseren nicht auszutreten.

Gella hörte wehmütig gestimmt zu. Sie wußte, bei ihrer Tante war alles nur auf's Äußere gestimmt: auf den Ball gehen, mit Prinzen verkehren, die das hundertfache Einkommen hatten, wenn auch deshalb acht Tage hätte gefastet werden müssen! Doch das mochten sie halten wie sie wollten — sie ging es nichts an. Aber die Seele dieses halben Kindes sollte nicht verdorben werden. Sie selbst kam sich so lehrhaft und altbacken vor, als sie der Kleinen sagte:

— Es handelt sich auch nicht darum allein, was andere Menschen sagen könnten, wenn du solchen Unsinn treibst, sondern du verdirbst dich selbst, deine Seele leidet.

— Meine Seele? — so hatte sie noch nie sprechen hören. Sie machte ein so erschrockenes Gesicht, als gäbe es so ein Ding überhaupt nicht. Gella mußte lächeln und das gab ihr einen anderen Ton ein, etwas Leichteres, weniger Lehrhaftes, das Bertha auch besser verstand. Sie setzte ihr die Folgen auseinander, malte ihr ein Bild aus, wie die Herren sich zwar über sie amüsierten, aber bald keinen Gefallen mehr an dieser Ungebundenheit finden würden, wie sie dann etwa sich hinreißen lassen könnte, um an Unterhaltungsreiz nicht zu ver-

lieren, noch ausgelassener und freier zu werden, bis man von ihr sagen würde: „Auf dem Ball ganz spaßig, aber als Frau — niemals!"

Da wurde Bertha ernst:

— Als Frau niemals?

— Nein.

— Dann . . . soll . . . man als . . . als alte Jungfer sterben?

Sie hatte es mit dem Ausdruck solchen Entsetzens gesagt, daß Gella ihre Heiterkeit nicht zurückzuhalten vermochte:

— Wäre das so schrecklich?

— Wie Tante Elisabeth?

— Natürlich.

— Nein, niemals! — Mit kurzen Haaren? Nein, nein, nein.

— Du brauchtest ja gerade keine kurzen Haare zu tragen! Aber du bist doch schon vorgemerkt für Vintze!

Jetzt verlor sie gänzlich die Haltung und erklärte, alles, alles wolle sie thun, nur nicht nach Vintze gehen, wo lauter alte Jungfern säßen, die sich, wie Tante Elisabeth einmal erzählt, das Leben gegenseitig zur Hölle machten! Und nun fragte Bertha, indem sie sich eng an die Ältere schmiegte:

— Bin ich wirklich . . . wirklich mit den Herren . . . ich meine, ist es nicht recht, wie ich mich benehme?

— Ich finde es nicht recht.

— Aber . . . aber . . . man redet doch nicht?

— Vielleicht doch. . . .

— Gella . . . man . . . man redet über mich?

Die Baronin Gideon zögerte. Sie wußte nichts davon, aber vielleicht war es ganz gesund, Bertha einen Schreck einzujagen:

— Vielleicht — schon.

Plötzlich brach das junge Mädchen in Thränen aus. Das that Gella leid. Sie strich der Kleinen das Haar, langsam, liebkosend. Da klopfte es laut. Draußen klang die Stimme von Berthas Mutter:

— Um Gotteswillen, Berthchen, wo bleibst du denn nur?

Bertha zuckte zusammen, machte eine jähe Bewegung, aufzustehen. Der Unterrock spannte sich, gab ratschend nach und durch einen senkrechten Riß fuhr das spitze, dünne Mädchenknie, während Gella hinausging, um die Tante zu beruhigen.

Sie trat zuerst in's Eßzimmer.

Wieder stand Josef da mit der schönen Amélie und redete in sie hinein. Bei Gellas Nahen schieden sie von einander. Mit ein paar Worten empfahl er sich. Er war schon im Gehen gewesen, hatte den Cylinder in der Hand. Nun verschwand er im Salon nebenan, wo Heinrich Gideon mit Baron Harter, den Gräfinnen Hemff saß. Sie lauschten einem ehemaligen Diplomaten, der unter lebhaftem Kopfnicken der Palastdame den erstaunten Zuhörern auseinandersetzte, Bismarck wäre bei Licht besehen ein vom Glücke unerhört begünstigter Ignorant mit burschikosem Wagemut und Unverfrorenheit statt Genie.

Gella warf einen Blick in den Nebenraum. Sie wollte sehen, ob ihr Mann ihr etwa ein Zeichen gäbe, aufzubrechen. Er rührte sich noch nicht. Zögernd wandte sie sich zu Amélie zurück. Deren rote Wangen, aufgeregtes Aussehen fiel ihr auf. Die lebhaften Farben standen ihr ausgezeichnet. Gella fragte die Cousine etwas. Die Antwort klang zerstreut, und nach kurzer Anstandspause fragte Amélie plötzlich:

— Du, der Josef ist zu amüsant, denke dir nur, eben . . .

Baronin Gideon blickte sie eisig an. Es war ihr, als käme irgend eine Erinnerung wieder. Sie meinte, die Cousine

ließe sich ebenso fangen, wie vor Jahren sie, und obwohl ihr die Enttäuschung so gleichgiltig war, als hätte sie sie nie erlebt, kam ihr der Gedanke zwingend, drängend: du mußt diese junge Mädchenseele vor unnützem Leide bewahren.

Darum meinte sie kurz:

— Glaube ihm nur nicht!

— Wie . . . ?

— Höre ihm zu, laß dich von deinem Vetter unterhalten, aber mehr nicht.

— Ja, wie so denn mehr?

— Er macht dir Wind vor!

Sie wollte freundschaftlich die Hand auf Améliens Arm legen. Doch die wich ärgerlich zurück:

— Was meinst du denn damit? Ich . . . ich weiß schon, was ich zu thun und zu lassen habe.

— Im Augenblick, wenn man drin steht, weiß man's aber oft nicht — wenn einem der Kopf warm gemacht wird . . . aber . . . vielleicht . . .

Gella wurde unsicher. Sie hatte eigentlich doch nicht recht, ihr abzureden. Was ging es sie eigentlich an. Nur nicht anderer Leute Suppe kochen. Bertha hatte sie schon aufgeklärt. Nein, sie wollte es sein lassen. Es war nur eine Stimmung gewesen. Doch zu ihrem Erstaunen ward Amélie plötzlich heftig:

— Ich brauche keine Gouvernante!

Schweigend wollte Baronin Gideon gehen. Doch im selben Moment fühlte sie, wie zwei Arme sie umschlangen, und flüsternd an ihrem Ohre klang:

— Sei nicht böse, liebes, liebes Gellchen . . . . bitte, verzeih. . . .

34.

Im Februar sollte das große Fest bei Graf und Gräfin Eysen stattfinden.

Um ja keine Absagen zu bekommen, hatten sie die Einladungen drei Wochen vorher verschickt. Von den Eysen waren gebeten worden: der General und Frau, Frida mit ihren Töchtern, natürlich vor allem Josef, dazu sein Bruder Rudolf.

Eva hatte auch an die Poltzer Linie gedacht, aber die Henne erschien ja doch nicht, und bei den jungen Gideons stand Familienzuwachs in Aussicht. Georg bereitete sich fern in Oldenburg, in seiner kleinen Garnison, auf das Examen zur Kriegsakademie vor. Fabian aber saß auf seinem Pachtgute Filehne, und wäre nicht zu bewegen gewesen, weiter fort zu fahren, als etwa bis Poltze. —

Das Fest mußte etwas ganz Besonderes werden. Eva befand sich mehr als je im gesellschaftlichen Strudel, und kannte nur den einen Ehrgeiz: zu überbieten, von sich reden zu machen, gefeiert zu werden. So gab es denn fast täglich Zusammenkünfte mit Josef, um alles vorzubereiten, die kleinsten Kleinigkeiten zu besprechen.

Auf seinen Vorschlag hin wurde im großen Saal, der im ersten Stock in der Mitte des Palais lag, eine Estrade gebaut mit einem gewaltigen Empirebaldachin, unter dem die Krönung des schönsten Paares stattfinden sollte. Und eine besondere Überraschung stand bevor, zu der die zufällig vorhandenen baulichen Einrichtungen den Anlaß gaben: der Vater des Grafen Eysen hatte an der Decke des Saales mit erheblichem Kostenaufwand ein Oberlicht herstellen lassen, glasüberdacht. Das hatte später wieder Graf Leo geschlossen, weil es bei Festlichkeiten — abends — doch keinen Wert besaß, dagegen

die Anbringung von Kronleuchtern unmöglich machte, und dem Raume etwas Hofartiges, Frostiges gab.

An seiner Stelle war eine große Ventilationsanlage, auf Anregung des Baumeisters geschaffen worden, mit vergoldetem Gitterwerk, aus dem drei mächtige Kronleuchter herabhingen.

Josefs Idee ging nun dahin, in einem gegebenen Augenblick des Festes, etwa bei der Krönung, durch die Gitter in der Decke einen Blumenregen auf die Gäste niederströmen zu lassen. — Mit ein paar Blümchen war das natürlich nicht abgethan, denn mager durfte es nicht aussehen, sondern eine Minute lang wenigstens sollte sich die Flut duftender Rosen herabergießen, wie ein Traum aus Tausend-und-einer Nacht, ein Zauber der Gärten von Schiras, daß den Damen die Blumen im Haar hängen blieben, sich schmiegten an Busen und Nacken, sie überrieselten, sich am Boden häufend, zu schwellendem Teppich, weich, köstlich, nicht von dieser Welt.

Von dieser Idee waren sie alle drei begeistert. Natürlich kostete sie Geld — aber das ging nur den Grafen an. Ihn kam das ganze Fest teuer zu stehen.

Evas Empirekostüm war schon fertig, alles prächtig, schön ausgedacht; ein einziges störte: der Schmuck. Ein Teil von Evas Pretiosen stammte aus der Zeit des üppigsten Rokoko, wieder einzelne Teile waren moderne Phatasiestücke. Das paßte nicht zum Kostüm. So ließ denn Eva ihre Brillanten und Steine zu dem großen Juwelier Dörgelin Unter-den-Linden bringen, zu besprechen, was daraus gemacht werden könnte.

Der Chef der Firma erschien selbst. Eva trug ihm ihren Wunsch vor, dieses oder jenes umzufassen in Empirestil. Vor allem wünschte sie ein großes Diadem auf das Haar setzen zu können.

Herr Dörgelin hatte die verschiedenen Etuis und Kästen offen vor sich stehen, betrachtete sie lange, griff hier und da ein Stück heraus, ließ die Steine in den Strahlen des elektrischen Lichtes spielen, das sich in Regenbogenfarben funkelnd in den Brillanten brach, wie Sonnenreflexe auf wellenzitterndem Wasserspiegel. Dann nahm er ein Vergrößerungsglas, hielt eine Brosche, ein Halsband, eine Nadel, eine Schnalle, eine Schleife darunter, prüfte die Fassung, legte darauf alles in die Kästen zurück, zögerte einen Moment, stemmte leicht beide Hände auf die dicke Glasplatte des Ladentisches und sagte, indem er zögernd den Mund öffnete, daß es ein Geräusch gab, wie ganz ganz leises Springen eines Pfropfens:

— Tja . . . tja . . hm . . Frau Gräfin, offen gestanden, es ist schade darum.

Eva saß an der Ladentafel, die Hände im Muff. Leo stand dahinter, auf die silberne Krücke seines Stockes gestützt:

— Wieso? — fragte er.

— Tja . . . tja . . hm . . . Herr Graf, die Steine sind zum Teil in alten Fassungen, sehr schönen Fassungen . . . tja . . . ich würde es für ein Verbrechen halten, die liebevolle Arbeit eines Meisters — denn das ist der Goldschmied gewesen . . zu zerstören. . . . Schöneres . . . tja . . . es ist ja gegen meinen Vorteil nicht wahr? . . . . . aber Schöneres bekommen Sie bestimmt nicht. Wir machen ja auch jetzt wirklich prächtige Sachen . . . ich werde mir erlauben . . . Herr Schmiedel . . . Herr Schmiedel, bringen Sie mal die beiden Diademe, die gestern aus der Arbeit gekommen sind . . .

Graf Eysen sah, wie seine Frau ein mißmutiges Gesicht zog, so sagte er:

— Nun . . aber die modernen Sachen ließen sich vielleicht zusammenthun . . .

Der Juwelier zuckte die Achseln. Er erklärte, er müsse bitten, es ihm nicht übel zu nehmen, aber die wären doch nicht schön genug, jedenfalls mit den alten gar nicht zu vergleichen. Er hatte auch recht. Es waren Gelegenheitsstücke, die Leo gekauft, wenn seine Frau einmal gemeint, nicht mehr leben zu können, falls sie nicht dieses oder jenes besäße, das sie im Schaufenster gesehen.

Inzwischen hatte Herr Schmiedel die Diademe gebracht. Nur um zu zeigen, was sie in moderner Arbeit leisteten, denn sie kamen nicht in Frage: keines von den dreien hätte zum Empire gepaßt.

Eva, die schönen Schmuck wie jede Frau gern betrachtete, weidete sich am Anblick dieser glitzernden feurigen Pracht weißer Steine, die bei beiden Diademen in zwei exotisch pfauenfederartigen Ausstrahlungen endigte, gleich zwei Hörnern, jedes in der Mitte mit einem riesigen Smaragd und Rubin.

Da kam der Teilhaber des Herrn Dörgelin, ein kleiner beweglicher Mann, in tadellosem Schwarz. Er flüsterte einen Augenblick mit seinem Gesellschafter. Dann lächelte Herr Dörgelin:

— Tja . . . tja . . . hier . . . ein Diadem ist da . . . tja . . . das wäre, was die Frau Gräfin brauchen. Ich glaubte es wäre verkauft, sonst hätte ich es Ihnen gleich zeigen lassen . . . Herr Schmidel . . . das von der Duchesse . . . d'Austerlitz . . . . Ein Geschenk Napoleons des Ersten. Ich hatte es in Paris gekauft . . . tja . . . als die Herzogin . . . Frau Gräfin werden es gelesen haben . . . diesen Herbst starb . . .

Nun kam ein altes Etui . . . Empire-Insignien darauf in verblichenem Gold.

Als Herr Schmiedel es öffnete und die strenge Pracht

der Zeit ihnen entgegenblitzte, machten Graf und Gräfin unwillkürlich:

— Ah!

Herr Dörgelin nickte, als habe er den Schmuck persönlich entworfen. Eva sagte:

— Das lasse ich mir gefallen!

Graf Eysen:

— Donnerwetter!

Und bei Eva stand es sofort fest: dieses Diadem und kein anderes. Sie wandte sich zu ihren Mann und sagte französisch, als könnte es keiner verstehen:

— Voila ce qu'il me faut!

Graf Eysen trat mit Herrn Dörgelin bei Seite. Sie besprachen den Kauf miteinander, während Eva wie hypnotisiert auf den Schmuck starrte. Doch die beiden Herren schienen nicht einig werden zu können, und endlich sagte Leo, dem leichte Röte in die Wangen gestiegen war, zu seiner Frau:

— Ich muß noch mit dir reden . . . komm . . .

Dann zu Herrn Dörgelin:

— Also bis morgen mittag bekommen Sie Antwort.

— Ttja . . . tja . . . hm . . . jawohl Herr Graf.

Eva wußte nicht recht, was das bedeuten sollte. Sie ärgerte sich. Da war doch weiter nichts zu bereden und zu überlegen! Sie kniff die Lippen schmollend zusammen und das gräfliche Paar stieg in das draußen wartende Coupé.

Sobald sie im Wagen saßen, gab sie ihrem Unmute Ausdruck:

— Warum wolltest du denn nicht?

— Weißt du was das Ding kostet?

— So schlimm wird's schon nicht sein . . .

— Na rate mal . . .

Eva war ärgerlich.

— Das ist mir gleich. Es paßt. Kein anderes paßt . . .

— Aber mir ist's nicht gleich.

— Bist du so geizig geworden?

— Nein, aber vernünftig. . . .

Jetzt lachte sie laut heraus:

— Das finde ich gerade unvernünftig! Jetzt ist ein Haufen Geld ausgegeben für alles Mögliche. Wenn ich kein passendes Diadem habe, muß ich mir auch ein anderes Kleid machen lassen. Das sage ich dir gleich. Und dann ist auch das Kleid fortgeworfen; außerdem bekomme ich bis dahin keins mehr gemacht.

Leo seufzte. Endlich nannte er die Summe:

— Das Diadem soll sechsundzwanzigtausend Mark kosten. Herr Dörgelin behauptet noch dazu, er verdiente kaum etwas daran. Ein Herr . . Thienemann . . oder Tiedemann . . will es für seine Frau haben. . . .

— Und da läßt du's diesem Mann? . . .

— Ich habe bis morgen mittag das Vorkaufsrecht.

Eva wollte sofort umkehren, um es zu kaufen, doch Graf Eysen blieb hart. Sie fuhren geraden Wegs nach Hause. Eva schloß sich ein und kam erst abends zum Vorschein, weil sie da ein Diner beim kommandierenden General des XXIX. Armeekorps hatten. Übrigens meinte sie, ihr Mann werde sich die Sache überlegen und morgen früh stünde das Diadem auf dem Frühstückstisch.

Doch Graf Leo war entschlossen, das Schmuckstück nicht zu kaufen. Er konnte es nicht. Es wäre zu unvernünftig gewesen. Das Fest verschlang schon jetzt Riesensummen. Eines zog das andere nach sich. Und auch sonst stiegen die Anforderungen an seine Kasse unausgesetzt, ohne daß sich seine Einnahmen vergrößert hätten.

Die Söhne kosteten ein Heidengeld. Die beiden ältesten Franz-Karl und Georg-Heinrich als Kavallerieoffiziere, Wolfgang als Corpsstudent. Von nächstem Jahre ab kam dann noch Horst, der jüngste, dazu, der jetzt als Schüler noch billig war, aber später ähnliche Ausgaben verursachen würde, wie seine Brüder.

Dabei waren die jungen Leute keine Schuldenmacher, durchaus nicht. Nur die Verhältnisse, in die sie die Eltern selbst gesetzt, forderten große Summen, die sie brauchten, nur um so leben zu können, wie ihre Kameraden. Sie hatten im väterlichen Hause Reichtum gesehen, nie war ihnen Vernunft und Sparsamkeit eingeschärft worden. Ein gewisser Stil in der Lebensführung schien ihnen selbstverständlich und sie, die mit solchen Ansichten unter derartigen Verhältnissen groß geworden, empfanden Dinge als Bedürfnis, die einfacher Erzogenen nie zu erreichender Luxus schienen.

Das äußerte sich im Anzuge, in den Pferden, im Essen, in allem und jedem.

An diesem Abend setzte sich Graf Eysen, als sie gegen zehneinhalb Uhr von dem Diner wiedergekommen waren, im Frack, wie er war, an den Schreibtisch und begann zu rechnen.

Er hatte ein Jahres-Einkommen von zirka zweihunderttausend Mark gehabt, das jedoch in den letzten Jahren infolge von Zinsherabsetzungen und Kapitalverringerung auf hundertsiebzigtausend Mark gesunken war. Dem gegenüber standen die Ausgaben:

Unterhaltungskosten des Palais Eysen:	3000	Mark.
Steuern:	13000	„
Stall:	8000	„
Dienerschaft:	6000	„
Anzug Gräfin:	15000	„

Anzug Graf:	2 000	Mark
Haushalt:	60 000	"
Franz-Karl:	7 000	"
Georg-Heinrich:	7 000	"
Wolfgang:	6 000	"
Horst:	1 000	"
Eva-Marie:	600	"
Reisen:	15 000	"

Das gab zusammen eine Summe von: 143 600 Mark, sodaß für alle anderen Ausgaben kaum siebenundzwanzigtausend Mark übrig blieben, von denen noch dazu später sowohl Horsts höherer Zuschuß zu bestreiten war, wie die steigenden Erziehungskosten der kleinen Eva-Marie.

Graf Eysen überflog noch einmal die Posten. Nein, er konnte das Diadem nicht kaufen. Er konnte es nicht. Einmal mußte er vernünftig und energisch sein und dem Ebben des Vermögens Einhalt thun. Und wie er sich das so überlegte und mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder schritt, kam ihm mit einem Mal ein Gedanke: Eva brauchte doch eigentlich gar nichts Besonderes mehr. Wie er selbst nun ein Mann war von dreiundfünfzig Jahren, so war seine Frau doch nun auch schon sechsundvierzig! Man konnte nicht ewig jung sein. . . .

Aber das war ungerecht gegen die Frau, die er selbst zur fast berufsmäßigen Gesellschaftsschönheit erzogen, ungerecht gegen die Mutter seiner fünf Kinder. Und für einen Augenblick stimmte ihn diese Betrachtung so weich, daß er fast schwankend wurde, ob er nicht am anderen Morgen doch das Diadem kaufen sollte.

Jedenfalls wollte er es noch einmal beschlafen.

Abends im Bett konnte er keine Ruhe finden: seine Ab-

rechnungen gingen ihm immer im Kopfe herum und während der Nacht schreckte er ein paar Mal zusammen, fuhr auf, machte Licht, nahm seine Brieftasche, fing an zu rechnen und notierte sich endlich einige Summen in halber Dunkelheit des Nachtlichtes auf der Marmorplatte des Nachttisches. Endlich schlief er ein.

Am anderen Morgen dachte er ganz anders. Die früheren Überlegungen waren fort, wie weggeblasen. Ja er war so guter Dinge, daß er wieder Anwandlungen von Schwäche gegen seine Frau bekam. Er überwand sie doch, und das Diadem blieb ungekauft.

Eva verlor weiter kein Wort darüber. Sie meinte, diese Frist bis morgen mittag sei nur eine Finte des Juweliers. Wer sollte gleich so ein Diadem kaufen? Sie fand, es gehöre auch die Person dazu, Äußeres wie Name, denn Herr Dörgelin würde diesen historischen Schmuck der Duchesse d'Austerlitz nicht an irgend eine beliebige Theaterdame oder so etwas verschleudern. Dieser Herr Thienemann oder Tiedemann war ja doch nur vorgeschoben.

So fand sie, es hätte Zeit. Leo würde sicher zur Vernunft kommen. Der Tag des Festes rückte immer näher. Ohne den Schmuck sah sie einfach lächerlich aus, das müßte er einsehen.

Da traf Graf Eysen am Tage darauf Graf Genthin, den Bösendorfer in der Behrenstraße, wie er breitspurig dahinging mit einem Gesicht als wollte er jeden niederschlagen, der ihm nicht Platz mache. Als Leo ihn sah, fragte er:

— Nun Genthin, was machen Sie Gutes?

— Ick jründe.

— Was?

— Na ick mache man Spaß.

Doch während sie fünf, sechs, sieben mal kehrt machend die Behrenstraße auf und niederschritten, weil der Bösendorfer gar kein Ende finden konnte, kam es allmählich heraus, daß Graf Genthin wirklich „jründen" wollte. Das heißt er hatte einen Börsencoup vor. Er liebte derartiges und ein loses Maul hatte ihn einmal deswegen den „Börsendorfer" genannt. Übrigens spekulierte der reiche Mann meist sehr glücklich und immer nur auf Grund sicherer Erkundigungen bei Leuten, die er auf „Bankdiners" traf. Dieser oder jener der Herren steckte ihm etwas zu. Ob einer mehr etwas verdiente, darauf kam es nicht an und dafür gab Graf Genthin als Gegendienst landwirtschaftliche Auskünfte, sein Urteil über Düngerunternehmungen, Wert eines Forstes, Ratschlag bei einem Gutskaufe; denn der Bösendorfer war ein vortrefflicher Landwirt, dessen Gut man einen Musterbetrieb nennen konnte.

— Wollen Sie ooch wat koofen? — fragte Graf Genthin, in seiner Art und Weise, die eigentlich immer wie ein Befehl klang.

Graf Eysen bekam plötzlich Lust. Wenn es sicher war, warum sollte er nicht wie die Börsianer auch einmal einen leichten Gewinn machen! Diese Leute wurden über Nacht Millionäre durch eine einzige günstige Ausnutzung des Weltmarktes. Man hatte ihnen einmal einen tadellosen Herrn in einer Loge des Opernhauses gezeigt, einen zehnfachen Millionär, wie es hieß, der noch vor fünfzehn Jahren in Karlsbad im Kaftan am Brunnen herumgeschlichen sei.

Und er erklärte sich bereit, sich zu beteiligen, obgleich er keine Ahnung hatte wie so etwas gemacht würde und dem Bösendorfer alles überlassen wollte. Doch der mochte als alter Freund nichts davon wissen:

— Nee, nee, det lade ick mir nich uf'n Hals. Ick

sage Ihnen bloß: det Papier heißt Brazilian Cabel-Company. Ick koofe davon. Wat Sie machen, jeht mich nichts an. In zwei bis drei Tagen is die Jeschichte richtig. Machen Sie wat Sie wollen Eysen. —

Er blitzte ihn unter den buschigen Brauen an, schüttelte ihm die Hand und eilte mit den Worten davon:

— Wer schnell kooft, kooft doppelt.

Über Leo war ein Fieber gekommen. Er lief zu seinem Bankier und gab den Auftrag für hunderttausend Mark Actien der „Brazilian Cabel Co. lim." zu kaufen. Dann ging er kurz entschlossen zum Juwelier, um das Diadem gleich mitzunehmen. Jetzt meinte er es wagen zu können.

Herr Dörgelin machte ein ganz betrübtes Gesicht:

— Tja . . . tja . . . hm . . . Herr Graf, das thut mir aber leid . . . das Diadem ist verkauft. Ich habe gewartet, bis mittags, sogar noch bis zum Abend. Ich mußte annehmen, Sie hätten es sich anders überlegt. Das ist schade, es hätte mich gefreut . . . denn wir verkaufen solch ein historisches Stück — Geschenk Napoleons des Ersten an die Duchesse d'Austerlitz natürlich immer lieber einer großen Familie . . .

Graf Eysen war eigentlich ganz zufrieden, doch er zeigte es nicht:

— Schade. Wer hat es denn gekauft?

— Tja . . . . eben Herr Kommerzienrat Thienemann.

— So . . . .

Graf Leo ging mit verbindlicher Verbeugung fort, nachdem er es abgelehnt, andere Diademe sich zeigen zu lassen. Er war empört. Diese Kommerzienräte! Die hatten das Geld! Der Kommerzienrat mochte gar nicht groß überlegt haben, und er, Graf Eysen, mußte es ja eigentlich fast gegen sein Ge-

wissen thun. Das heißt, wenn die Spekulation glückte ... und sie glückte schon, sonst würde der Bösendorfer sich nicht beteiligen, denn das war ein vorsichtiger Mann. Da wurde er wieder guter Laune.

Als er nach Haus kam, empfing man ihn mit der Nachricht: die kleine Eva-Marie sei nicht wohl. Sie war ein Sorgenkind, zart und gebrechlich. Seitdem sie das Scharlachfieber gehabt, erkältete sie sich bei jeder Gelegenheit.

— Ist meine Frau bei der Kleinen?

— Frau Gräfin ist ausgefahren.

So ging er ins Kinderzimmer. Die Kleine hatte gerötete Wangen und versteckte den Kopf, als der Vater eintrat. Sie war eigensinnig, da man ihr alles durchließ und besonders grillig, wenn sie krank war. Dann konnte man nichts mit ihr anfangen.

Die alte Wärterin machte ein paar Versuche, das Kind zu bewegen, den Vater anzusehen. Keine Möglichkeit. Schließlich ging er ärgerlich davon mit den Worten:

— Na, wenn sie noch so ungezogen ist, wird sie wohl nicht sehr krank sein.

Damit meinte er seine Pflicht gethan zu haben. Es konnte ihr wirklich weiter nichts fehlen! Er liebte sonst die Kleine, umsomehr als Eva sie, wie er fand, nicht richtig behandelte, aber heute ärgerte er sich auch über das Kind.

Als die Gräfin, nach Hause kommend, hörte, Eva-Marie sei krank, war ihr erstes Wort:

— Das kann unser Fest aber nicht stören.

— Davon ist doch noch gar nicht die Rede! — antwortete Graf Leo.

Und doch hätte es eine andere Mutter gestört, denn die Kleine hustete stündlich mehr und hatte erhöhte Temperatur.

Aber Eva war so beschäftigt, daß sie blind sein wollte. Sie dachte an nichts anderes mehr, als an das Fest. Es war auch schwierig für sie, anderem daneben Raum zu geben, denn die Dekorateure befanden sich schon seit Tagen an der Arbeit. Die Dienerschaft kam unausgesetzt: einmal der Haushofmeister, dann der Küchenchef, endlich wieder die Jungfer, und alle fragten, wollten Auskunft über dieses und über jenes, sodaß, als ein Hausmädchen erschien und die Gräfin bat, doch einmal zu der Kleinen heraufzukommen, Eva ganz nervös ward und rief:

— Wollt ihr mich denn verrückt machen! Das muß doch nicht gerade in diesem Moment sein! Natürlich gerade jetzt, gerade jetzt . . . . . .

Doch sie faßte sich und sagte ruhiger:

— Sagen Sie es dem Herrn Grafen . . . . .

Dann wurde die Schneiderin gemeldet. Die verlangte zur letzten Anprobe auch den Schmuck und die Jungfer schloß sich dem an. Deshalb ging Eva hinüber in ihres Mannes Zimmer. Jetzt mußte er sich entscheiden. Sie hatte im stillen so eine Ahnung, er könne etwa als Überraschung das Diadem schon da haben.

Er war nicht zu Haus. Sie fragte den Diener. Er habe vor einer Viertelstunde anspannen lassen und sei fortgefahren. Sie begriff nicht warum. Aber da fiel ihr die kleine Eva-Marie ein, und sie ging zu ihr.

An der Thür schon kam ihr die Wärterin entgegen:

— Pst, pst . . . keinen solchen Lärm. Sie schläft . . .

Die Alte hatte es fast grob gesagt. Sie erlaubte sich schon etwas, denn sie wußte, sie war unentbehrlich. Sie erzog das Kind eigentlich ganz allein, das anfing zu brüllen, sobald es nur ein anderes Gesicht sah, — auch das der Mutter.

Eva schlich fort und ging in den Saal hinüber, um

den Baldachin zu besichtigen. Er spannte sich an zwei riesigen, lanzenartigen Fahnenmasten als Zeltdach hinaus in den deckenhohen Raum, bis hart an das goldene Gitterwerk hinan, durch welches der Rosenregen übermorgen abend niederrauschen sollte.

Gräfin Eysen blickte hinauf. Zur Probe sollten heute Papierblumen heruntergeschüttet werden. Die Leute standen schon oben und der Haushofmeister rief ihnen von der Estrade zu, indem er die Hände als Sprachrohr an den Mund legte: es solle noch gewartet werden, der Herr Baron — womit er Josef meinte — müsse jeden Augenblick kommen.

Da trat plötzlich Graf Eysen ein. Er sah ganz verstört aus, sodaß Eva fragte:

— Was hast du denn?

In dem Hämmern und Rufen, Nageln und Klopfen, das im Saale ein Echo weckte, als wären Dutzende an der Arbeit, hörte niemand, wie er zu ihr sprach und sie antwortete. Er begann:

— Wir müssen absagen . . .

— Warum denn?

— Ich kann's nicht machen.

— Was fällt dir denn nur ein?

— Nein . . ich . . ich kann's nicht.

Er zog sie eilig in sein Zimmer. Dort setzte er ihr totenbleich mit fliegender Hast auseinander, die Spekulation des Bösendorfer, von der er ihr erzählt, sei schief gegangen. Es habe sich darum gehandelt, ob die Kabel-Compagnie die Konzession auch für Chile und Bolivia erhalte. Das sei eigentlich für die Eingeweihten sichere Sache gewesen. Mit Millionenaufwand für Bestechungen habe sich die Compagnie dort festgelegt, und nun wäre eben aus Chile das Telegramm gekommen: „Präsident Don Ramiro ermordet." Das bedeute, wie

ihm sein Bankier mitgeteilt dort Revolution und Bürgerkrieg. Damit wäre die Kabel-Compagnie pleite, und alle Aktien wertlos, höchstens gut genug, damit den Ofen zu heizen.

Graf Eysen tupfte sich die Stirn. Eva ballte die Fäuste und lief auf und ab:

— Wie kommst du nur auch dazu, zu spekulieren! Du verstehst doch nichts davon!

Er schien gar nicht auf sie zu hören, sondern fragte nur:

— Wie geht es der Kleinen?

— Sie schläft.

— Also besser?

— Das will ich nicht sagen. Sie schläft wenigstens.

— So . . . so . . . wir . . . wir müssen absagen wegen der Kleinen . . .

Eva verstand gar nicht was er wollte:

— Aber wenn's ihr doch nicht schlecht geht!

— Ganz gleich . . . das ist ein Grund, den jeder annehmen wird . . . es geht nicht anders. Ich kann's nicht zahlen. Wir müssen absagen . . .

Er rannte im Zimmer hin und her, ganz verändert, nicht wiederzuerkennen und rief nur immerfort sich mit beiden Händen an die Schläfen fassend:

— Um Gottes . . . Gottes . . . Gottes . . . Gottes . . . Willen . . . ich kann's nicht zahlen.

Nun suchte sie ihm sanft zuzureden, weil sie geradezu Angst vor ihm bekam. Sie stellte ihm vor, wie durch eine Absage pekuniär ja doch kaum etwas gewonnen sei. Der Saal wäre schon hergerichtet, die Dekorationen fertig, die Blumen bereits bestellt, die Hilfsdiener und Aufwartenden auch, die Einkäufe für Küche und Keller, alles, alles schon abgeschlossen.

Er hörte kaum darauf, sondern rief nur immer:

— Ich komme mir so dumm vor! So dumm! So furchtbar dumm!

Warum er die Geschichte so entsetzlich tragisch nahm, begriff sie nicht, sie waren doch so reich! Aber nun wollte sie ihn beruhigen, die Vernünftige sein und sie lehnte sich schmeichelnd an ihn an, ein Kosen und Schäkern, das jetzt bei der alternden, großen, stark gewordenen Frau doch etwas beinahe Lächerliches hatte — und flüsterte ihm lächelnd in's Ohr:

— Das Diadem brauche ich ja nur für dieses Mal. Dann giebst du's einfach mit Verlust an Dörgelin zurück, Leo, nicht wahr? Denn du machst mir ja nichts weis, du hast's ja im Schreibtisch liegen! Nun sei mal gut, Alter... Bin ich nicht vernünftig?

Er sah sie groß an:

— Ich habe es nicht im Schreibtisch liegen.

— Oder drüben im Schrank ... ja ... ja ... — erst jetzt sah sie sein starres Gesicht in dem sich nichts bewegte:

— Du hast es wirklich nicht?

— Nein.

— Nicht gekauft?

— Nein.

— Ist das dein Ernst?

— Ja.

Da packte Eva eine plötzliche Wut, die Wut, enttäuschter Hoffnung; sie fuchelte ihm vor den Augen herum und rief mit sich überschlagender Stimme:

— Gut ... dann allerdings, dann ... dann pfeife ich auf das ganze Fest ... dann ... dann gut ... dann sage nur ab, daß wir uns blamieren vor der ganzen Welt.

Damit rannte sie keuchend davon.

Draußen stand ein Diener mit der Jungfer und redete leise in sie hinein, während sie lachte. Sie fuhren auseinander als am oberen Ende des Ganges Eva wie eine Bombe aus der Thür fuhr, und ohne sie noch irgend etwas zu sehen, an der Treppe angekommen, das Kleid in die Höhe nahm und die Stufen hinauf stürmte.

— Schlechtes Wetter! — meinte der Diener, und die Jungfer gab zurück:

— Er will das Diadem nicht kaufen.

— Oder die Kleine ist krank.

— Ach, die is nich krank, die is nur schlecht erzogen! Die sollte bloß meine Tochter sein . . .

Die Jungfer machte die Gebärde des Schlagens. Er aber sagte bedauernd:

— Das arme Wurm!

— Ach wenn sie nur lieber tot wäre. Das wäre viel besser für sie. Was hat denn die Kleine vom Leben?

Der Diener schüttelte den Kopf:

— Sei'n Se doch nich so roh . . .

Doch die Jungfer blieb unerbittlich:

— Die Kinderfrau meint auch die lebt nich lange. Sie darf nur vor unserer Maskerade nich sterben. Nachher is's eins. Im Jejenteil schwarz steht der Jräfin. Das macht schlank . . .

Die Dienerschaft wußte alles in diesem Hause. Es waren ihrer zu viel. Das lungerte herum, wisperte, horchte, klaschte, war hoch bezahlt und leistete wenig. —

Eva wußte nicht wohin, sie lief von einem Zimmer zum andern, endlich ging sie zu ihrem Töchterchen. Sie fand im Spielzimmer die Kinderfrau nicht, dagegen regte es sich daneben wo Eva-Marie schlief.

Die Alte stand am Bettchen und drehte sich um. Die Gräfin fragte:

— Schläft sie denn nicht?

— Ich habe doch geschickt, Frau Gräfin möchten kommen.

Eva erschrack:

— Was ist denn?

— Sie . . . atmet so furchtbar . . .

Die Mutter schlug die Vorhänge zurück. Das zarte, kleine Mädchen hatte fieberrote Wangen, es lag da mit geschlossenen Augen und atmete röchelnd, hastig, mit halboffenem Munde. Da erschrak Gräfin Eysen. Mit einmal hatte sie alles vergessen. Die Mutter regte sich in ihr, sie schlug die Vorhänge zur Seite und rief:

— Haben Sie zum Doktor geschickt? Er soll kommen. Sofort. Sofort. Vorwärts . . .

Die Alte wollte es besser wissen, brummte etwas, doch Eva fuhr sie plötzlich an:

— Thun Sie, was ich Ihnen sage. Vorwärts!

Die Kinderfrau, die ganz verdutzt war, daß sie nicht mit Handschuhen angefaßt wurde wie sonst, lief brummend davon. Als die Thür aufging, hörte man von unten herauf aus dem Saal Josefs befehlende Stimme, und das Hämmern der Dekorateure, das fast klang wie das Nageln eines Sarges. Eva aber nahm ihr Kind aus dem Bett auf den Arm und ging mit ihm auf und ab. Eine furchtbare Angst durchzuckte sie. Um Gotteswillen ihr Kind, ihr Kind. Wenn ihr Kind nur gerettet wäre.

Die Kleine blieb mit geschlossenen Augen liegen.

Eva befühlte Wangen und Stirn mit der Hand: glühendheiß. Sie sprach mit dem Kinde. Es schien nichts davon zu merken. Nur der Atem ging zischend, fauchend, wie ein Blasebalg.

Da packte die Gräfin das Entsetzen. Wenn nur der Arzt erst da wäre. Der Arzt, der Arzt!

Sie lauschte, ob er nicht vielleicht schon käme, aber die Kinderfrau war doch eben erst fort. Nur wollte sie nicht allein sein. Ihr war es, als könnte ihr das Kind unter den Händen sterben. Sie lief zur Klingel. Die Jungfer erschien.

— Mein Mann soll sofort kommen!

Sonst sagte sie immer: „Herr Graf“. In ihrer höchsten Not wurde sie einfach, vergaß die Formen dieses Lebens.

Graf Eysen erschien:

— Was ist denn?

Eva blickte ihn entsetzt an:

— Unsere Kleine stirbt.

Er wehrte ab:

— Aber was denn! Sei doch nicht gleich so verzweifelt . . . komm, du bist müde. Ich will sie tragen. . . .

— Nein . . nein . . nein. . .

Und wenn ihr die Arme gebrochen wären, sie hätte ihr Kind nicht hergegeben. Sie blickte es an. Er versuchte Eva-Marie zuzureden, schmeichelte und bat, daß sie wenigstens die Augen öffnete. Aber die Kleine atmete nur furchtbar. Eva stöhnte:

— Sie wird nicht mehr wach!

— Gieb sie mir doch einen Augenblick.

— Nein . . nein . . nein. . .

Er lief wie ein Irrer im Zimmer auf und nieder und stöhnte:

— Du mein Gott, mein Gott, mein Gott!

Da war es, als zuckte das Kind, als würgte ihm etwas im Hals; es zitterte, streckte sich, das Weiß des Augapfels erschien eine Sekunde, es verdrehte die Augen. Dann hörte plötzlich der Atem auf:

— Leo! — rief entsetzt die Gräfin und starrte das kleine Wesen auf ihrem Arme an. Er sprang zu. Sie gingen mit dem Kinde an's Fenster. Er half mit tragen, denn Eva brachen fast die Kniee. Dort setzte sie sich, das Kind auf dem Schoß. Es atmete nicht mehr. Und wie die Eltern die angstvoll aufgerissenen Augen auf das zarte, kleine Gesicht hefteten, rannen plötzlich aus den Mundwinkeln rechts und links zwei feine Fäden herab, wie langgezogener, heißer, roter Siegellack.

Sie wußten, sie hatten keine Tochter mehr.

Und im Herzen dieser beiden Oberflächenmenschen regte sich mit einem Male das Tiefste, das uns geschenkt ist, das alles vergiebt, alles vergessen macht, das ein ganzes Dasein der Äußerlichkeit entschuldigt, das erschütternd eingreift in ein Menschenleben: der Schmerz der Elternliebe.

Sie empfanden, es giebt etwas, das über all unserem Treiben steht, vor dem Genüsse und Triumphe dieser Welt, vor dem all unsere Größe und Stellung unter den Menschen dahinsinkt, wie eine eitle Maske, wie ein Nichts, eine Albernheit: der Tod.

Sie fühlten in ihrer Brust sich regen, das, was ihr Dasein, ihre Art das Leben zu erfassen, bei ihnen zurückgedrängt: das Herz.

Sie empfanden etwas davon, daß es Dinge giebt, die größere Bedeutung haben, als alles, womit man äußerlich vor den Menschen prunken kann, Dinge, die einem nichts und keiner ersetzt, etwas, das sich nur enthüllt im stillen Kämmerlein, in bangsten, drangvollsten Augenblicken des Lebens, die in einem Oberflächendasein einschlagen, gleich dem Strahl vom Himmel, reinigend wie ein Gewitter, das über die jäh verdunkelte Erde tost, etwas, das man nennt: Gemüt und Seele.

Und sie neigten sich beide über ihr totes Kind, und wie die Mutter es küßte, dessen Ende das Ewige in ihrer armen Gesellschaftsseele geweckt, war es fast wie ein Versprechen zur Umkehr, als schlösse mit diesem Kuß diese Frau ab mit ihrer Vergangenheit, als könnte sie nun alt werden, als nähme ein Weltkind den Schleier.

35.

Im Sommer 1893 bekam Gella ein Mädchen. Der für Heinrich wichtige Stammhalter war ja schon da, also herrschte eitel Freude in Poltze. Eine kleine Eysen war gestorben, durch eine Eysen kam eine kleine Gideon wieder: aus dem alten Blute junges, aus dem alten ein neues Geschlecht.

Und aus dem Sommer ward Herbst.

Georg, der junge Leutnant, hatte das Rudolf gegebene Versprechen gehalten, das Examen zur Kriegsakademie zu machen. Er hatte es bestanden. Seit erstem Oktober war er in Berlin, ein armer kleiner Infanterieoffizier, der nach der eisernen Schule des Kadettencorps, nach freudlosen Jugend-, nach ernsten Dienstjahren, ohne vom Berlin des Genusses etwas zu ahnen, still seiner Arbeit nachging, um in einem kommenden Feldzuge einmal zeigen zu können, daß wie einst in schweren, so glücklichen Kriegsläuften immer Eysen für Volk und König ihr Leben gelassen, ihnen auch heute nach achthundert Jahren Arm und Herz noch eisern wuchs.

Und aus dem Herbst ward Winter.

Graf und Gräfin Eysen lebten zurückgezogen. Es hieß, sie könnten den Verlust des Töchterchens nicht überwinden. Ihre Wagen waren weniger gepflegt, die Livreen nicht mehr immer frisch. Im Tiergartenviertel sah man bessere Equipagen. Die Söhne kosteten Geld. Eva und Leo traten langsam zurück, das neue, junge Geschlecht schob sich vor.

Und aus Herbst und Winter ward Frühling.

Rudolf wurde Generalleutnant. Er bekam eine Gardeinfanteriedivision. Wieder — seit dem Minister — eine Excellenz unter den Eysen. Abermals hieß es, damit wäre die Laufbahn des Divisionskommandeurs noch nicht beendet.

Und Knospen und Keimen des Lenzes reifte in Blatt und Ähren zum Sommer.

Die Hofchefswitwe war mit ihren beiden Töchtern in Poltze zu Besuch. Sie fühlte sich seit einem halben Jahre nicht wohl, war grillig, schlechter Laune. Plötzlich bekam sie einen Gallensteinanfall. Gelbsucht folgte darauf und der Arzt, den Heinrich telephonisch aus Berlin kommen ließ, verlangte, sie solle sofort nach Karlsbad gehen.

Dorthin nahm sie der Kosten halber nur die älteste Tochter mit: Amélie. Bertha blieb bei Gella zurück.

In Poltze hatte sich viel geändert: die Nachbarn kamen, sie hatten sich an den neuen Herrn gewöhnt. Untereinander machten sie wohl noch Bemerkungen über die Krone am Gitter über der Einfahrt, aber die Vergoldung hatte schon durch Zeit, Luft und Licht Patina angesetzt, man sah kaum mehr, daß sie erst wenige Jahre alt war.

Auch über den Gideonschen Namen legte sich bereits Patina. Man lebte am Ende des neunzehnten Jahrhunderts schneller als früher. Die Zeit verwischte in wenigen Jahren, wozu sie einstmals Jahrzehnte und Jahrhunderte gebraucht.

Der Sohn von Graf Justus Wilmerode hatte eine Bürgerliche heimgeführt: die Tochter eines Tuchfabrikanten aus der sächsischen Lausitz. Zuerst glaubte man, sie würde nicht in die Familie passen, doch mit weiblicher Anschmiegungsfähigkeit war sie bald eine Wilmerode geworden, wie nur je eine vorher, mit dem einzigen Unterschied, daß sie ihrem Manne mehr Geld brachte, als seit Generationen eine Grekow, Genthin, Dortow oder — Eysen.

Und sie brachte noch anderes mit: frisches Blut, ein Blut, das in dem der Wilmerode noch nicht vorkam, es sei denn aus Adams Zeiten des verlorenen Paradieses her. Ein Blut, das erst seit zwei Geschlechtern auf Kontorsesseln ins Stocken gekommen war, während es vorher Jahrhunderte lang durch körperliche Arbeit und scharfen Stoffwechsel flüssig geblieben.

Der Bösendorfer, der eifrig Pferde züchtete, sagte, als ihm sein Freund Justus den Schritt seines Sohnes mitteilte:

— Ihr thut janz recht: wir müssen heutzutage sehen, daß wir Jebrauchstiere kriegen. Der Hengst kann jar nich hoch jenug jezogen sein, aber die Stute — is nich nötig. 'n jemeiner Moppel braucht se deswegen nich zu sein, wenn 'se nur 'n jut jemacht Pferd is. Is se denn dat?

Justus lachte:

— Dat is se, Joachim!

Und der Bösendorfer:

— Denn meinen Segen! Bei Moltken und Bismarcken is ooch nich alles Vollblut, und die sind doch Kerls jeworden, die uns keener nachmacht, jenau so wie bekanntlich den deutschen Leutnant, den wir, denke ich, ooch zu drei Vierteilen selbst jezogen haben. —

Eines Sonntags, als der Roggen gelb und schwer auf den Feldern sich im Lufthauch wiegte, und die heiße Sommer-

sonne das letzte reifte, das noch nicht zur Ernte stand, kamen die jungen Wilmerodes nach Poltze herüber. Sie brachten eine Schwester der Gräfin mit, die seit ein paar Tagen zu Hausbesuch bei ihnen war.

Und eigen: eine Stunde darauf erschien Fabian, braungebrannt wie ein Mulatte, selbst seinen kleinen Jagdwagen lenkend mit dem alten, auf einem Auge blinden Fuchs, der vom häufigen Stolpern beide Knie durchgeschlagen hatte.

— Wo kommst denn du her? — fragte Gella erstaunt. Er schien wie verlegen:

— Gott, ich mopste mich so riesig! Sonntags in Filehne ist's, um's Lachen zu verbeißen!

Aber es war nicht so schlimm dort, und er fühlte sich auf seinem Pachtgute so wohl, daß er sonst manchmal einen Monat nicht nach Poltze gekommen war. Die Woche über gab es zu thun von früh bis abends. Sonnabends wurde mit dem Herrn Pfarrer, wenn er die Predigt fertig hatte, und dem Lehrer Malchow ein Skat gemacht. Sonntags las er Bücher, die der Schwager Heinrich aus seiner großen Bücherei geliehen. An Bälle dachte Fabian nur mit Schauder, an Berlin mit Grauen. Er war ziemlich rund und dick geworden, seinem blonden Bart fehlte die Schere des Friseurs, seine Hände waren schwarzbraun wie die eines Erntearbeiters: aus dem Zossener Dragoner mit dem hohen Kragen der ersten Leutnantszeit, war ein schwer um's Brot ringender Pächter geworden.

Die Anwesenheit Berthas schien ihn zu stören. Er kümmerte sich zwar nicht weiter um sie, aber sie hatte sich sofort mit dem anderen jungen Mädchen, der Schwester der Gräfin Wilmerode angefreundet. Das paßte Fabian nicht, sodaß er ziemlich stumpfsinnig dasaß und die anderen reden ließ.

Gegen abend, als es kühler geworden war, unternahm man einen gemeinsamen Spaziergang durch den Park. Die neuangelegten Teile wuchsen heran, der Rasen den früher der Poltzer um den Heuertrag zu haben, lang werden ließ, war jetzt englisch kurz geschoren, die Wege sorgfältig mit Kies bestreut: überall sah man das Auge des Herrn und — seinen Geldbeutel.

Das gab Fabian den Anknüpfungspunkt, um mit Fräulein Büsing, der Schwester der jungen Gräfin Wilmerode zu sprechen. Er sagte ziemlich kurz angebunden, fast grob zu ihr:

— Mein Rasen in Filehne ist scheußlich!

Das Mädchen, groß, kräftig, mit Sommersprossen auf dem Teint „Milch und Blut“, lachte laut auf und antwortete in leicht sächsisch gefärbter Aussprache, die jedoch nur ab und zu bei den Konsonanten zum Durchbruch kam:

— Warum lassen Sie ihn denn nicht schön machen?

Er zuckte die Achseln:

— Das ist zu teuer!

— Ach wenn man sich drum kümmert, kann man schon selbst etwas fertig kriegen. Ich bearbeite den Garten bei meinen Eltern ganz allein.

Nun platzte er heraus, als freue er sich darüber von Herzen:

— Sehen Sie mal das ist kolossal anständig!

Sie lachte ihn schon wieder aus:

— Anständig?

— Na ja ich meine das gefällt mir.

— So, so. Wissen Sie, Herr von Eysen, meinen Eltern gefällt das weniger. Es ruiniert so die Hände.

Dabei zeigte sie ihm ihre allerdings für ein Mädchen braunen und ein wenig rissigen Hände, die das eigene Zu-

fassen bei der Gartenarbeit nicht verleugneten. Er betrachtete sie eine Sekunde und hielt dann seine große, braune Faust daneben:

— Ist auch nicht besser!

— Also ist meine schlecht, sehr schlecht?

— Na das meine ich damit nicht. Ich kann nur die sogenannten schönen Hände für'n Deubel nicht vertragen. So 'ne Hand sieht immer faul aus . . . .

Damit war das Gespräch für den Augenblick fertig. Da er sich um Fräulein Büsing nicht weiter kümmerte, ging diese zu ihrer neu erworbenen Freundin Bertha zurück, die sofort mit ihr zu tuscheln begann.

Jetzt schritten sie am kleinen See vorbei, in dem sich die hohen Kiefern spiegelten wie eine einzige dunkle Wand. Das stille Wasser lag tot da gleich erstarrtem Blei.

Heinrich zeigte seinen Besitz der jungen Gräfin, einem zarten, etwas weichlichen modischen Puppengesicht, das ihrer Schwester gar nicht ähnlich sah. Gella sprach mit Graf Wilmreode. Er hieß Justus wie sein Vater, wurde aber in der Prignitz, weil er etwas fast Weibliches hatte, nie anders als „Juste" genannt. Dann kamen die beiden jungen Mädchen. Die Henne war im Schloß geblieben. Sie wurde seit einiger Zeit leicht müde bei längerem Gehen.

Fabian bummelte ganz allein hinter der Gesellschaft her. Ab und zu nahm er ein Steinchen vom Wege auf und warf es in den Teich. Dann gluckste es, eine birnenförmige Wassersäule stieg ein paar Centimeter hoch empor, kleine Wellen gingen vom Mittelpunkt aus, pflanzten sich fort, zogen größere Kreise, immer mehr, immer weiter, immer flacher, bis sie die Ufer trafen. Dann hatte der kleine Teich etwas von einem großen Spinnenwebenetz.

— Das sieht aus wie die Ringe auf dem Kochherd! — hörte er Fräulein Büsing sagen, und Fabian dachte sich dabei: „Donnerwetter die ist praktisch.“

Jetzt traten sie in den Wald ein. Man erblickte durch die Zweige das alte liebe Herrnhaus mit seinem großen, roten Dach. Die Läden standen jetzt offen an der ganzen Front, und statt der Strohwische in den Essen der einen Hälfte, stieg dünner Rauch in der windstillen Luft kerzengerade empor.

— Das sind wohl die Wirtschaftsgebäude? — hörte Fabian vor sich fragen. Bertha antwortete:

— Ja das ehemalige Herrnhaus!

Da flüsterte das eine Mädchen dem anderen zu:

— Das gefällt mir viel besser als das Schloß .....

Der Weg wurde dunkler, die Bäume standen dichter und der Abend brach ein. Immer noch ging Fabian allein hinter den Mädchen her. Sie schienen sich gar nicht um ihn zu kümmern. Nur ab und zu konnte er verstehen was sie sprachen. Doch es war ohne Bedeutung.

Da überließ er sich ganz seinen Gedanken. Er dachte an das junge Mädchen da vor ihm, derentwegen er heute plötzlich in Poltze erschienen. Bei Wilmerodes hatte er sie zufällig getroffen. Nur widerwillig war er gekommen, denn er mochte die junge Gräfin nicht. Sie war ihm zu fein, zu zart, zu gebrechlich; er wußte niemals, was er eigentlich mit ihr reden sollte. Da hatte er vorausgesetzt die Schwestern müßten zwei Aepfel vom gleichen Stamme sein. Die angenehme Enttäuschung, die ihm geworden, mochte beigetragen haben, daß sein Eysenherz plötzlich, am selben Tage, nach wenigen Minuten in Rotglut stand.

Er hatte seine eigene Art es zu zeigen: er wurde in der Angst, man möchte es ihm anmerken, kurz angebunden,

fast grob. Er wußte, sie war vermögend und das störte ihn. Er empfand es nur als Hinderungsgrund. Einen Vorteil bedeutete es in seinen Augen nicht, da er fürchtete sie möchte glauben, wenn er sich ihr nähere, ihr Geld ziehe ihn an. Von ihren Eltern als armer Schlucker aber etwa abgewiesen werden — nein niemals.

Und doch wollte er sie haben.

Nun dachte er: ich bin doch eigentlich häßlich. Deswegen war er unbewußt bestrebt gewesen, klar zu stellen, daß ihre Hände nicht schöner wären als seine. —

Dann meinte er: ich bin im Grunde recht ungebildet; von Kunst und von dem „Höheren", das die Damen lieben, habe ich keine Ahnung. Sofort lief er ein paar Schritte vor, wartete ab bis die Mädchen fertig gesprochen und nahm dann Fräulein Büsing in's Gebet, als wollte er ein richtiges Examen mit ihr anstellen:

— Interessiren Sie sich eigentlich für Kunst?

Sie wartete einen Augenblick, drückte Berthas Arm und platzte heraus:

— In der Pension ja. Jetzt wo ich machen kann was ich will — nee — aber absolut, absolut nee!

Bertha war der Schule noch näher als die schon etwa zweiundzwanzigjährige neue Freundin. Darum fragte sie pflichtschuldigst entsetzt:

— Aber Rembrandt und Raffael und . . . und . . . Schiller . . .

Mehr fiel ihr im Augenblick nicht ein. Doch lachend unterbrach sie die andere:

— Ich bin überhaupt das unpoetischste Geschöpf, das sich denken läßt . . .

Sie fingen nun alle drei an zu lachen, herzlich, einer

sich an der Freude des andern immer wieder entzündend. Nur anzusehen brauchten sie sich, dann begann es von neuem, und wenn es eine Sekunde zu ersterben drohte, genügte das schwere Atemholen eines von ihnen in der Erschöpfungspause zu neuem Lachstoff.

Die andern hatten sich umgedreht. Sie begriffen nicht was da vorging, fragten worüber sie lachten, was ihnen eigentlich fehle, bekamen keine Antwort, und setzten endlich halb piquiert, daß die drei ein Geheimnis hätten und sie nicht teilnehmen ließen, den Weg fort. Bertha lief ihnen nach, sie zu beruhigen.

So kam es, daß Fabian mit dem jungen Mädchen allein zurückblieb. Sie waren erschöpft vom Lachen. Aller Zündstoff war verbraucht und wie sie nun durch den dunkelnden Wald den anderen nachschritten, kam eine Gegenwirkung über sie: stumm wurden sie und schweigsam.

Man sah durch die dunklen gegen das Licht pechschwarzen Stämme der Kiefern, den hellen Himmel, an dem das Tagesgestirn erlosch. Wie ein Nordlicht zuckten die Strahlen noch einmal am fahlen Horizonte auf, liefen spielend, schillernd, blendend hin und her in hochaufschießenden langen Strahlenbündeln, um mit einem Male wie ein verzischendes Feuerwerk jäh zu enden.

Einen Augenblick hörte das Farbenspiel auf, als müsse die Natur sich sammeln zu neuen Wundern.

Der Himmel blieb fahl, fast farblos.

Langsam begann er eine leise, rötliche Tönung anzunehmen, gelbe Tinten mischten sich darein, blauschwarz stand dagegen der Kiefernwald. Und nun gewann der Horizont an Glut, die wuchs und wuchs. Es entzündete sich aller Orten, immer glühender, immer feuriger, daß man das Gefühl hatte, als

müsse von dort her der heiße Atem eines Brandes herüberwehen. Es war, als stünde eine ferne, ferne Riesenstadt in Flammen, deren helles Feuer man nicht sah, deren Wiederschein aber den ganzen Himmel furchtbar blutrot färbte.

Und als nun hier und dort — ein immer wechselndes Schauspiel — das brennende Rot in Gelb überstrahlte, verloderte in langen, blauen Strichen, schienen es gewaltige Dampfwolken zu sein, die aufstiegen zum nächtlichen Firmament.

Die Kraft ließ nach. Die Glut versprühte. Noch ein langer, roter Saum, darüber gelbe Schichten, die über Violett und Blau übergingen in das unbestimmte Dunkel des Himmels.

Ganz rechts stand noch ein schwefelgelber Fleck von rotem Rande umsäumt, mit einem langen, rotaufzüngelnden Strich, gleich einer verleckenden Flamme.

Dann ward alles violett. Die Glut sank. Schwarz zeichnete sich, wie ein drohend aufgereckter Arm der lange, kahle Ast einer verdorrten Kiefer ab. Der Hintergrund dunkelte immer mehr, der Baum begann mit dem Himmel zu verschwimmen.

Es wurde Nacht. Man sah matt schon einzelne Sterne zittern, verlöschen und sofort wieder blinken, wie ein sich blitzschnell schließendes und öffnendes Feuerauge.

Die beiden hatten ohne ein Wort zu sprechen hinübergestarrt und sie, die erklärt ganz unpoetisch zu sein, war von dem Farbenschauspiel, das sie eben gesehen, noch ganz benommen.

— Ist's nicht schön in der Prignitz? — fragte er da. Er hatte von selbst ihre Hand, ihre ungepflegte braune Hand in seine harten, zerarbeiteten Finger genommen. Sie ließ sie ihm ganz ruhig. Er streichelte sie leise. Sie blieb stehen. Endlich fuhr sie zusammen:

— Herr Gott, wo sind die andern?

Doch ganz plötzlich sagte er, ehe sie ihnen nacheilten, hart, fast grob:

— Ich bin aber arm wie 'ne Kirchenmaus! ....

Und nach Blatt und Ähren des Sommers reiften die Früchte des Herbstes.

Zum größten Erstaunen seiner Mutter hatte sich Fabian verlobt. Sie war etwas aufgebracht, daß sie so gar nicht vorbereitet worden. Sie hätte gern ein bißchen mit geholfen die Sache zu besprechen, dem Sohne ihren Rat erteilt. Das umsomehr, als „Marie", so hieß die künftige Schwiegertochter, ihr zuerst nicht gefallen hatte. Sie wäre, sagte sie, nicht gerade sehr zuvorkommend gegen ältere Damen. Die älteren Damen vereinigten sich in der Person der Henne.

Und aus Sommer und Herbst ward Winter.

Das junge Paar wirtschaftete schon auf Filehne. Marie griff zu, wo es not that. Fabian hatte Glück gehabt: Sie war die Frau, die für einen Landjunker, der Pächter spielen mußte, paßte. „Ideal" ging es zwischen ihnen nicht zu. Sie schwärmten einander nicht an und nichts vor, aber sie waren immer ein Herz und ein Sinn. Sie arbeiteten beide. Für die Sonnabend-Abende lernte Marie Skat. Sonntags gingen sie zeitig schlafen, denn Montags mußten sie früh heraus. Ihr Leben war Mühe und Arbeit und darum köstlich. Sie kümmerten sich um keinen Menschen, sie waren glücklich.

Und aus dem Winter ward Frühling.

Frühling 1895. Des Jahres, in das der neue Familientag fiel.

Bevor die Einladungen dazu ergangen, wurden plötzlich die Eysen durch eine allen zuerst unglaublich klingende Nachricht erschreckt: Die schöne Amélie, die ihre Mutter im April

nach Karlsbad begleitete, hatte keine morganatische Ehe gemacht, war keine Philippine Welser geworden, ein Ziel, das ihrer Mutter ja dunkel vorgeschwebt, sondern war durchgebrannt mit dem Oberleutnant Domba aus Brünn.

Und um das Maß voll zu machen, setzte ein paar Tage darauf in München Fedor seinem Leben selbst ein Ziel.

36.

Als der Generalleutnant die Doppelnachricht über Amélie und Josef erhalten, war er so erschüttert, als hätte ihn persönlich der schwerste Schlag getroffen.

Leider war ihm die Mitteilung von Frida viel zu spät zugekommen, als daß es für ihn möglich gewesen wäre, seiner Cousine Rat und That anzubieten. Als er es dennoch versuchte, nützte es schon nichts mehr, — es war bereits zuviel Zeit vergangen.

Frida hätte sich entschließen müssen, augenblicklich, sobald sie die Gewißheit hatte, daß ihre Tochter mit dem Oberleutnant entflohen, den nächsten dazu geeigneten männlichen Verwandten telegraphisch zu bitten, sofort nach Karlsbad zu kommen. Der Generalleutnant wäre dieser Verwandte gewesen. Curt-Fabian, kaum Leutnant geworden, war noch zu jung.

Aber Frida war krank, hatte eben wieder einen Gallensteinanfall überwunden, lag zu Bett, war im höchsten Grade nervös, bitter, gallig gestimmt, dazu entschlußlos, unsicher,

und fand, wie es natürlich war, in ihrer Tochter Bertha keine Stütze.

Im Gegenteil, das junge Mädchen war noch ratloser als die Mutter, denn sie fühlte sich als halbe Mitschuldige bei der Katastrophe.

Schon im Vorjahre, als Amélie mit der Mutter allein in Karlsbad gewesen, hatte sie die Bekanntschaft des Oberleutnants Domba gemacht, eines auffallend hübschen Dragoneroffiziers, der zur Kur im „K. K. Badhaus" weilte. Beim Zustande der Mutter, die oft das Zimmer, längere Zeit sogar das Bett hütete und während eines Teiles der Kur so krank war, daß eine Pflegerin genommen werden mußte, war das junge Mädchen viel ohne Aufsicht gewesen. In der Stube konnte sie nicht immer sitzen, die Mutter verlangte selbst, sie solle an die Luft. Bekannte hatten sie nicht in Karlsbad, bis auf eine einzige Dame, die aber selbst krank war und sich, trotz ihres Versprechens, Amélie spazieren führen zu wollen, nicht im geringsten um sie gekümmert hatte.

Da war es Frida gelegen gekommen, daß sie die Bekanntschaft einer Hofratsgattin aus Wien gemacht, die gleichfalls eine erwachsene Tochter besaß und im selben Hause wohnte. Frida, die sich sonst ihren Verkehr so peinlich aussuchte, erkundigte sich nicht weiter nach den Leuten — sie hätte auch gar nicht gewußt wo, sondern vertraute ihnen einfach ihre Tochter an.

In ihrer Gesellschaft lernte Amélie den Oberleutnant kennen, dem das schöne Mädchen sofort Eindruck machte. Und ohne, daß die Mutter eine Ahnung davon hatte, kam es auch bisweilen vor, daß die beiden allein mit einander spazieren gingen.

Dieses Jahr nun, wo beide Töchter mit in Karlsbad

waren, ließ Frida, die wieder viel liegen mußte, ohne Sorge die Schwestern zusammen ausgehen. Die Hofratsgattin fehlte, aber der Oberleutnant war da und ward bald ihr ständiger Begleiter, sodaß manche Kurgäste meinten, es müsse wohl ein Verwandter sein.

Was sich zwischen Amélie und dem Offizier ereignet, wußte Bertha nicht, aber eines Tages ging die Schwester allein aus und — kam nicht wieder.

Zuerst schöpfte Frida keinen Verdacht, doch als die Tochter abends nicht zurückgekehrt war, ward sie unruhig und der Hauswirt stellte Nachforschungen an. Amélie blieb verschwunden. Nun wurde in diskreter Weise überall gesucht. Die Mutter fürchtete, irgend ein Unfall müsse der Tochter, etwa im Walde, zugestoßen sein. Die Behörde wurde in Kenntnis gesetzt, und als auch deren Schritte ergebnislos verliefen, gestand endlich Bertha unter heißen Thränen die Begegnungen und Spaziergänge mit dem Offizier.

Zugleich kam ein Brief Amélies aus Pest. Es ginge ihr gut, sie liebe ihren „Aladar“. Alle Nachforschungen würden vergebens sein, denn sie hätten, wenn der Brief in Karlsbad einträfe, längst Ungarn verlassen.

Da schwieg die unglückliche Mutter, schwieg aus Scham vor den Menschen, vor der Familie, vielleicht immer in der Idee, ihr Kind würde zurückkehren, sie dürfe nicht Lärm schlagen wegen der Schande. Sie bekam einen neuen fürchterlichen Anfall. Bertha wich nicht von ihrem Bett, weinte und schluchzte, aber schaffte die Verlorene nicht wieder.

Sie kehrten nach Berlin zurück, nachdem Tage und Tage vergangen waren, ohne daß von der Entflohenen eine Nachricht gekommen wäre. Frida aber hoffte noch immer. Sie glaubte, kein Mensch wisse davon, sie hatten es ja ver-

borgen gehalten! Dabei war es in Karlsbad Stadtgespräch. Eine versteckte Notiz stand bereits in der Zeitung.

Sobald sie in Berlin war, teilte sie es dem Generalleutnant mit und bat ihn, zu ihr zu kommen.

Rudolf machte sich auf den Weg. Er hatte am Tage vorher das Telegramm erhalten, daß sich Fedor erschossen. Josef war auf des Generals Mitteilung sofort nach München gereist, um dort für den Toten alles zu ordnen, was es noch zu ordnen gab. Eine Verständigung der Brüder, die verschieden gewesen wie Feuer und Wasser, konnte nicht mehr sein, aber Josefs korrektes Herz würde vielleicht weich in dieser ernsten Stunde und er könnte nun doch noch dem die letzte Liebe erweisen, dem er nie eine Liebe gethan.

Der Generalleutnant strich sich, während er zu Frida ging, tief in Gedanken versunken, den jetzt grau gewordenen Bart. Er war so mit sich beschäftigt, daß er, der sonst jeden Gruß eines Untergebenen artig, fast freundlich erwiderte, ein paar Soldaten seiner Division Front machen ließ, ohne einen Blick für sie, ohne einen Finger zu heben.

Er dachte an den Neffen, der drunten in München auf dem letzten harten Lager lag, dessen friedeloser Geist, nun endlich Ruhe gefunden. Er überlegte, ob es ein Verlust den Menschen wäre, ob ein Gewinn dem Toten. Und der Mann, der in der Tiefe seiner Seele so weichen Herzens war, der geweint, er der sechzigjährige General lange, lange geweint, als er die Todesbotschaft bekommen, sagte sich jetzt: „Es ist gut so!“ Ja es war gut. Aus Religion mußte man den Selbstmord verwerfen und der General, der ein guter Christ war, verwarf ihn, schon weil er die Lebensflucht als Feigheit ansah, aber in seine Grundsätze schlich sich doch immer und immer wieder leise der Gedanke: „Es ist gut so.“

Fedor war ein Halber gewesen. Und in der Familie konnten sie die Halben nicht brauchen. Die Zeit erforderte ganze Männer, nicht Zweifler und Suchende, nicht Deklassierte, weiche Stimmungsmenschen und Phantasten. Geben mußte es sie, weil es sie immer gegeben, aber sie mochten mehr zum Schmuck dienen, zur Fülle des Lebens. Das deutsche Volk brauchte Männer der Thatkraft und That. Sie halfen entwickeln und vorwärtsstreben.

Der General strich sich wieder den Bart, kurz, heftig.

Frida kam ihm im Halbdunkel des Salons entgegen, die Handschuhe an den Händen wie immer. Sie war so gebrochen, so ergriffen, daß sie, die nie einen Kuß hatte für irgend einen der Verwandten, nicht einmal für ihre Schwägerin oder Nichte, dem Vetter plötzlich schluchzend um dem Hals fiel und in seinen Armen bittere Thränen vergoß.

Er klopfte ihr auf die Schulter, drückte ihr die Hände, dann setzten sie sich.

— Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr! — stöhnte die gänzlich niedergeschmetterte Frau. Dann begann sie wieder zu weinen. Er störte sie nicht, saß unbeweglich in seinem Stuhl. Das Kinn in die behandschuhte Rechte gestützt, blickte er sie an, und ließ ihr Zeit sich zu sammeln.

Allmählich faßte sie sich und erzählte. Sie sprach regellos, warf Gründe, Vermuthungen, Thatsachen durcheinander, so daß der General erst durch allmähliches Fragen ein klares Bild des ganzen Vorganges wie des jetzigen Standes der Angelegenheit gewann.

Danach erfreute sich der Oberleutnant Domba eines ziemlich schlechten Rufes, war als Frauenjäger bekannt und überdies nicht mehr aktiver Offizier, sondern seit einem halben

Jahre, wie jetzt herausgekommen, weil er eine dumme Geschichte mit seinem Rittmeister gehabt, verabschiedet. Er war übrigens ein vermögender Mann — wenigstens gewesen. Wieviel er etwa von seinem Gelde durchgebracht, wußte man nicht. Niemand konnte ahnen, was er Amélie vorgeschwindelt, wie er sie nur so hatte umgarnen können, daß sie mit ihm geflohen war.

Nach dieser Erzählung dachte der General, der Grund, warum er sich nicht erst um die Hand Amélies bemüht, sondern sie einfach entführt habe, möchte sein, daß er auf diese oder jene Weise die Gewißheit gewonnen, die Mutter würde eine Heirat mit dem verabschiedeten, bürgerlichen Oberleutnant, keinesfalls zugeben. Darum sagte Rudolf:

— Sie werden wohl nach einiger Zeit anfragen, ob du deine Einwilligung giebst.

Frida sah ihn unsicher an:

— Wa . . . was wieso?

— Nun er wird einen Druck auf dich haben ausüben wollen. Geschehen ist es nun, so bleibt nichts anderes übrig, als daß du — ja sagst.

Doch Frida fuhr empor:

— Das kann ich ja garnicht!

— Du mußt es aber!

— Ich kann's nicht. Er ist . . . ist verheiratet, lebt getrennt, aber ist verheiratet . . .

Der General sprang auf:

— Was?

Er starrte Frida mit weitgeöffneten Augen an. Darauf wußte er allerdings keine Antwort. Und dennoch hätte er eine gewußt: er hätte ihr sagen mögen, das wäre die Strafe dafür, hoch hinaus zu wollen, wie sie es that,

auf's Äußere alles zu geben, wie es in ihrem Hause geschah, die Kinder zu erziehen nur danach, eine gute Partie zu machen, ihnen bloß beizubringen, wie sie sich bei den Herren beliebt machen könnten: eine ganze Existenz auf Schein statt auf Sein, wie er mit Schmerz wahrgenommen, daß es bei ihnen war.

Doch er schwieg. Er konnte nichts helfen und nichts ändern. Und er hatte ein armes gequältes, geängstigtes Weib vor sich, eine zur Verzweiflung gebrachte Mutter, eine Kranke dazu, in Angst und Herzeleid.

Wie er beim Licht vom Fenster her ihre gallengelben Augäpfel glänzen sah und ihre gelbliche Haut im Gesicht, ging er seufzend auf sie zu, nahm ihre Hand und sagte:

— Dann, dann meine arme Frida giebt es nur eines — warten.

Tonlos wiederholte sie:

— Ja warten!

Er ging. Als er schon an der Thür stand, kam mit einem Male eine sinnlose Wut über sie und sie rief und streckte dabei drohend den Zeigefinger aus:

— Wenn sie aber wiederkommt . . . wenn sie wiederkommt . . .

Sie schluchzte schwer, wußte selbst nicht, was sie dann thun sollte und zweifelte auch, ob Amélie überhaupt wiederkommen würde. Doch Rudolf nickte und meinte nachdenklich:

— Sie wird wiederkommen. Wird wiederkommen müssen.

Frida kreischte fast:

— Dann . . dann sage ich ihr — dort ist die Thür.

Er antwortete dumpf:

— Das werden wir sehen, meine arme Frida.

Aber ihr Zorn loderte wieder auf:

— Nein . . sondern ich . . . werde ihr sagen — ich kenne dich nicht . .

Er schüttelte den Kopf:

— Eine Mutter?

— Ja, ich, ihre Mutter.

Der General ging. Arme Frau!

Und in Gedanken stieg er die Treppe hinab. Das war es also, ja, ja das war es: eine verlorene Tochter. Ein verlorenes Glied seiner Familie. Und wieder, wieder eins. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke: wenn das der Minister erlebt hätte! Mein Gott! Zugleich schoß es ihm durch den Kopf: die Erbschaft des Mannes, der alles gethan für den Zusammenhalt der Familie, wollte er übernehmen. Er, da er der an Jahren älteste des Namens war. Er wollte dafür sorgen, daß sie oben blieben. Wenn es so fort ging, blieben sie es nicht. Da mußte ein Riegel vorgeschoben werden.

Und während der General mit eiligen Schritten seiner Wohnung zuging, überkam ihn etwas wie ein heiliger Zorn! Er wollte darein fahren wie der Blitz und sie wecken, sie aufrütteln, die seinen Namen trugen. Er wollte ihnen die Wahrheit sagen unverblümt.

Die Worte formten sich ihm schon, die er zu sagen hätte, Sätze klangen ihm in den Ohren, Grundsätze, die er aufstellen wollte vor allen Eysen.

Er wollte den Familientag berufen, nicht im Herbst, wenn Gras drüber gewachsen war, sondern jetzt, jetzt gleich, während noch der Tote, der durch eigene Hand geendet, unbegraben lag, während die verlorene Tochter in ihrem Leichtsinn mit dem Galan durch die Welt reiste, wie irgend eine hergelaufene Dirne, zur Schande ihrem alten Namen.

Zu Haus setzte er sich sofort an den Schreibtisch und

nahm den Stammbaum vor von des Ministers Hand, auf dem die Eysen alle einzeln mit Nummern versehen waren. Jedem schrieb er, er müsse kommen, er appelliere an sein Blut, an seinen Namen, an seine Liebe und Anhänglichkeit an die Familie. Es handle sich um ernste Dinge, er bäte sich seiner Pflicht nicht zu entziehen. Er schloß mit ein paar verwandtschaftlich warmen Worten. Er schrieb bloß den Männern.

Dann sah er lange auf die Namen, die dort verzeichnet standen, ging sie einzeln durch, musterte sie, als wolle er jeden prüfen auf sein Können, sein Versprechen, seine Fähigkeit der Familie Ehre zu machen.

Als er so die Namen überflog, kamen ihm wieder allerlei Worte und Gedanken, was er allen sagen wollte. Er nahm das Blei und hielt sie fest.

Die Arbeit wuchs, er hatte viel auf der Seele.

Als er zu Bett gehen wollte, waren ganze Seiten mit Notizen bedeckt. Sorgfältig schloß er sie ein. Wie er sie nun am anderen Morgen noch einmal überlas, fand er einzelne Gedanken Fedors, nur geklärt in anderer Form, aber er hatte vielleicht doch den Anstoß gegeben. —

Der General hatte zum Begräbnis seines Neffens nach München gewollt, aber er bat Joseph ihn zu vertreten. Robert und Hauptmann von Aufschläger waren mitgefahren. Der kleine Mann entzog sich nie einer Aufmerksamkeit oder Pflicht. Rudolf meinte, selbst in Berlin bleiben zu müssen: falls etwa eine Nachricht von Amélie einträfe, hieß es schnell bei der Hand sein. Den Lebenden gehörte seine Hilfe.

Die Nachricht kam. Ein Brief aus Venedig, ein demütiger, furchtbarer Hilfeschrei. Ein Brief, wie von einer Irrsinnigen verfaßt, halb todesverzweifelt, halb lustig gar, halb gleich-

giltig, müde bis zum Tode, halb Wut und Rache. Am Schluß aber ganz gebrochen: der Wunsch eines verirrten Kindes nach Haus, ob mit Verzeihung, ob mit Fluch — nur heim.

Er hatte sie verlassen. Sie saß ohne Geld in einer Pension.

Rudolf hatte noch Zeit bis zum Familientage. Er packte sofort eine Handtasche; ohne Frida zu fragen, reiste er ab.

Nach vier Tagen war er zurück. Seine Droschke wartete vor dem Haus. Er ging hinauf und fragte das Mädchen:

— Frau Baronin zu Haus?

— Jawohl, Excellenz.

Als er vor Frida stand, sagte er nur:

— Sie ist da.

Die Mutter schickte Bertha auf ihr Zimmer. Eine Antwort gab sie nicht. Der General fragte:

— Nimmst du sie auf?

Frida zögerte. Rudolf meinte kurz:

— Wenn du sie nicht aufnimmst, behält sie Hermine.

Sie zögerte noch:

— Ich muß mich erst . . . erst . . . sammeln . . .

Da machte der General Miene zu gehen und die gelbliche Frau, die um Jahre gealtert war, sagte endlich:

— Ich warte.

Dann fiel sie unbeholfen in einen Stuhl. Bald darauf öffnete sich die Thür und die Stimme des Generals klang freundlich:

— Komm, Amélie. Es ist nicht so schlimm. Komm, es muß ja doch sein.

Dann erschien in der Thür die wundervolle Gestalt des schönen Mädchens, genau so wie sonst, und ihr Gesicht ebenso wie früher, vielleicht etwas schmäler, und die Augen gerötet.

Der General führte sie beim Arm und schob sie ins Zimmer. Leise sagte er zu ihr:

— So, mein Kind, und nun frage deine Mutter, weil du sie gegen ihren Willen verlassen hast, ob sie auch erlaubt, daß du wiederkommst.

Da sprang plötzlich die Mutter vom Stuhle auf, ganz weich und demütig, voll Jammer und Herzeleid, aber auch voll Liebe und Vergebung, öffnete die Arme und die Tochter stürzte auf sie zu.

Der General schloß leise die Thür und ging die Treppe hinab. Er seufzte laut, während sein Säbel klirrend eine Stufe traf.

Nach langen Minuten sagte die Mutter zu Amélie, und jedes Wort wurde ihr schwer, als könnte ihre Zunge nicht mehr fort:

— Nun . . . geh . . . zu . . . Bertha . . .

Die Schwester erwartete sie drüben. Sie starrte sie zuerst mit naivem Mädchenauge halb erschrocken an, als müsse sie eine Veränderung, irgend etwas Neues an ihr wahrnehmen, dann küßten sich die beiden und die schöne Amélie sank an ihrem schmalen, kleinen Mädchenbett in die Kniee und versteckte ihr Gesicht schluchzend in der Decke.

37.

Die Eysen hatten Familientag.

Aber dieses Mal war es kein frohes Fest im „Römischen Hof", keine Dinerstimmung mit Sekt und Tischreden, sondern

eine stille, vertrauliche Vereinigung, bei der ernst gesprochen werden sollte, denn es handelte sich um bitterernste Dinge: um Ehre und Ansehen des Namens Eysen.

Darum hatte Rudolf die Vertreter seiner Familie zu sich gebeten, in seine Wohnung, jetzt auf der Lessingstraße im Nordwesten. Sie sollten bei ihm ein einfaches Frühstück bekommen, dann würden sie in seinem Zimmer bleiben und mit einander reden über die Zeichen der Zeit, über ihre Pflichten und Bestrebungen, über Stellung und Bedeutung des Adels im Haushalte des deutschen Volkes, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine ernste Versammlung von Männern.

Der General erlebte die Freude, daß alle Vertreter seines Namens — nur die freiherrliche Linie hatte er aufgefordert — dem Rufe Folge leisteten mit alleiniger Ausnahme von Heinrich, Ludwigs jüngstem Sohn. Er war auf dem Kontor drüben in Westindien, in Manila.

Dagegen erschien der Kaufmann mit seinem anderen Sohne Luis am Morgen des Tages schon, um den General und seine Frau allein zu begrüßen. Er fand nur Hermine, Rudolf war ausgeritten, Christl, der schon in der Oberprima saß — in der Schule.

Es war ein wundervoller kühler Maientag, windstill, blauer Himmel. Nur in der Ferne stand leichtes Gewölk, und ab zu kamen einmal zwei, drei runde, weiße Wolkenkugeln, wie Luftballons, über das reine Äterblau gezogen, in eiligem Fluge. Dort oben in den höchsten Schichten mußte starke Luftbewegung sein.

Als die Herren sich verabschiedeten, hatte Hermine dem Vetter Ludwig gesagt, wenn er den Rückweg nehme über den großen Stern, dann die Tiergartenstraße herab, könne er Rudolf möglicherweise beim Reiten begegnen.

Der Kaufmann war gealtert, doch unmerklich; trotz seiner siebenundfünfzig Jahre sah er noch immer fast jugendlich aus. Das machte seine schlanke, hohe Gestalt und sein elastischer Gang. Grau war auch er geworden, vor allem an den Schläfen; aber er hatte den Sohn, der fast so groß war wie er, untergehakt und ging mit ihm, wie mit einem gleichalterigen, jungen Freunde.

Luis war ein prachtvoller Jüngling geworden, auffallend durch seinen Südländerteint, die schwarzen Glutaugen seiner Mutter und das helle Haar. Er schwatzte mit dem Vater, schmiegte sich ab und zu dabei an ihn an, beugte sich herüber zu ihm, der lächelnd zuhörte und stolz mit seinem Sohne ging, wie mit einer jungen, lieben Frau am Arm.

— Eigentlich weiß ich nicht mehr viel von den Verwandten, nicht mal Onkel Rudolf würde ich erkennen, — gestand er. Der Vater meinte:

— Du kommst sehr schnell wieder hinein, und es sind ihrer ja auch nicht viel. Du triffst ja nur Vettern, nur junge Leute, wenn auch etwas älter wie du. Von meiner Generation nur Onkel Rudolf und seinen Bruder Caesar. Ich weiß nicht bestimmt, ob der da sein wird. . . .

Während er noch sprach, kam plötzlich ein General in kurzem Galopp den Reitweg herab, groß, schlank, mit kräftig geschwungener Nase und grauem Schnurrbart.

Luis fühlte es sofort: das war der Onkel. Er sah dem Vater zu ähnlich und nun erkannte er ihn auch wieder. Der General parierte sein Pferd und ritt auf die beiden zu:

— Das freut mich aber, das freut mich!

Sie schüttelten sich die Hände, und prüfend tauchte Rudolfs adlerscharfer Soldatenblick in die schwarzen Augen des Neffen:

— Du wirst heute einiges zu hören bekommen, Ludwig!

— Jawohl, Onkel. . . .

Und die beiden schauten sich noch einmal musternd an. Aber der Junge hielt offen und ruhig den Blick des Generals aus. Er war nicht gewohnt, vor irgend einem Menschen auf der Welt das Auge zu senken.

Der Kaufmann klopfte dem Fuchs den Hals und fragte:

— Aber was wird denn nur um Gotteswillen aus Amélie?

— Sie sind schon fort. Hier können sie ja doch nicht bleiben. Bertha ist zu Gella nach Poltze. Der soll die Zukunft nicht verdorben werden.

Ludwig dachte einen Augenblick nach:

— Ich habe einen Vorschlag. Ich würde Amélie durch einen Geschäftsfreund bei einer Hamburger Familie in Südamerika unterbringen können. Es sind sehr vernünftige, anständige, vorurteilslose Menschen, mild denkende Leute, hörst du, mild denkende. Das Klima ist gesund . . . natürlich Bälle giebt es dort nicht . . . aber . . .

Der General griff es auf:

— Darüber ließe sich reden. Ludwig, davon wollen wir noch sprechen.

— Armes Ding! — meinte der Kaufmann.

— Ja armes, armes Ding!

— Und ein so schönes Mädchen? Ein so bildschönes Mädchen! Ist manchmal keine glückliche Mitgabe für's Leben. Wenn nicht der Charakter ebenso ist.

Der General runzelte die Stirn:

— Und die Erziehung!

— Erziehung ist schwer. Da wird so leicht etwas verfehlt. Ich finde, je älter man wird, desto milder beginnt man zu denken.

— Du hast recht. Wir wollen milde sein gegen die

anderen, aber wir sollten hart sein, unerbittlich hart gegen uns selbst, jeder für sich, und zu solcher Selbstzucht müssen wir auch unsere Söhne erziehen. — Auf Wiedersehen . . .

Er blickte nach der Uhr:

— In einer Stunde bei uns.

Sie winkten sich noch zu, dann sprengte der General im Galopp davon, in schärferer Gangart als er gekommen, daß der Staub hinter ihm stiebte. —

Hermine hatte alles vorbereitet. Der Tisch stand gedeckt, sie ordnete noch einige Kleinigkeiten, da trat der General ein. Er hielt ein Telegramm in der Hand, legte den Arm auf ihre Schulter und ließ sie mit hineinblicken, während er las:

Excellenz Generalleutnant Freiherr von Eysen,
Berlin, Lessingstraße.

Bin leider verhindert, da ich unter Ernennung zum Hofrat zum Leiter der Hofbühne gnädigst befohlen worden bin. Im Geiste bei Euch.

Caesar.

Sie lächelten beide. Hermine meinte:

— Die Adresse ist aber teuer gewesen!

Und der General:

— Es ist ganz gut so. Nun ist Ludwig der einzige meines Alters. Jetzt werde ich mich an die Jugend wenden.

Die Hausfrau hatte gerade noch Zeit, das nun unnötig gewordene Besteck fortzunehmen, als es auch schon klingelte. Schnell rief sie Christl, der eben erst aus der Schule zurückgekehrt war.

Ein schlanker, schmaler Jüngling erschien, groß wie der Vater, mit den Augen der Mutter. Die Eysennase fehlte

nicht. Er ging auf den Vater zu, den er heute noch nicht gesehen und küßte ihn:

— Guten Morgen, Papa!

— Guten Morgen, mein Junge!

Dann schüttelten sie sich die Hand. Die Thür ging: Die Brüder Fabian und Georg kamen herein. Einen Augenblick darauf stand auch das andere Brüderpaar im Zimmer, schwarz gekleidet, den Trauerflor um den Arm: Josef und Robert. Während sich die Vettern begrüßten und Fabian ein Wort des Mitgefühls über Fedors Tod zu den beiden sagte, erschien Onkel Ludwig mit seinem Sohn und ein kleiner Artillerieoffizier — Curt-Fabian, fast scheu, verlegen, sichtlich noch unter dem Eindruck des Unglückes, das seine „schöne Schwester" über sie gebracht.

Ganz zuletzt, als alle versammelt waren, kam ein hochaufgeschossener, junger Mann, den nur eine unbestimmte Familienähnlichkeit mit den übrigen verband. Der General streckte ihm die Hand entgegen:

— Horst, du?

Der jüngste Sohn Evas sagte bestimmt, aber dennoch ganz bescheiden:

— Onkel, ich bin zwar nicht gebeten worden, aber — wenn ihr erlaubt, bleibe ich hier. Ich traf Curt-Fabian, der mir's sagte. Wenn ihr also nichts verhandelt, wobei ich . . .

— Wir werden über die Eysen reden. Es sollen auch ein paar harte Worte fallen; die fühlte ich mich nur berechtigt, meiner engeren Familie zu sagen. Sei trotzdem willkommen. Ich freue mich herzlich, wenn du zuhörst.

Nachdem der junge Graf Hermine die Hand geküßt, eilte diese schnell ins Eßzimmer hinüber und ließ Caesars Besteck wieder hinlegen.

Dann öffneten sich die Thüren und die Herren gingen zum Frühstück.

Allerlei Fragen und Erzählen wurde jetzt abgethan. Sie wußten, daß nachher dazu kein Raum mehr sein würde.

Fabian berichtete aus Poltze: Gella und den Kindern ging es gut. Seine Mutter kränkelte, aber der Frühling thäte ihr wohl, gäbe ihr frische Kraft.

Von Tante Luise Aufschläger wußte man weiter nichts. Bei ihr ging das Leben seinen ruhigen Lauf, nicht hoch hinauf, aber auch nicht tief hinab, ohne Leid, aber auch ohne Leidenschaft, ein knappes Auskommen, ein ruhiges Genügen, ein stilles Bescheiden.

Die Stiftsdame wäre im letzten Jahre weniger beweglich gewesen, erzählte Fabian Onkel Ludwig. Sie war auch nun einundsechzig Jahre alt. —

Das Mahl war nur kurz, einfach, militärisch; bloß ein Schluck Rotwein wurde gegeben. Die Unterhaltung erstarb immer mehr. Alle waren gespannt, was der General zu sagen hätte, und konnten es nicht erwarten, bis die Tafel aufgehoben würde.

Doch der Hausherr blieb noch eine Weile sitzen und gegen die sonstige Gewohnheit ließ er, wie im Kasino, noch bei Tisch Kaffee bringen, Lichter anzünden und durch Christl den Verwandten Cigarren anbieten.

Er hatte ein Gefühl, als dürfe er nicht schulmeistern. Sie waren alle freie Leute, Freiherren und freie Herren — zu thun und lassen, was sie wollten. Einen Zwang, etwas Lehrhaftes wollte er vermeiden.

Als kaum die Cigarren glimmten, kam es wie von selbst, daß sie sich erhoben. Man wußte nicht, von wem es ausgegangen war, aber plötzlich gingen sie in des Generals

Zimmer hinüber. Unmerklich verschwand Hermine. Die Thüren schlossen sich. Die Eysen nahmen Platz um den Tisch am Sofa. Keiner sprach mehr. Stumm rauchten sie, als warteten sie, wie vor Beginn einer Sitzung, auf die Eröffnung.

Der General der zuerst mit ihnen Platz genommen, erhob sich. Er zögerte einen Augenblick, dann begann er:

— Ich habe euch gebeten zu erscheinen und zuerst will ich euch, liebe Verwandte, danken daß ihr gekommen seid. Ich habe viel auf dem Herzen.

Ernst werden die Worte klingen. Wir wollen einmal nachdenken, ob wir uns auf dem rechten Wege befinden.

Onkel Ludwig und ich, wir sind die Ältesten in der Familie. Einer von uns muß den Anfang machen. Und wenn du — lieber Ludwig — mir das erste Wort gestattest . . .

Er wendete sich zum Kaufmann, der nur stumm nickte.

Der General fuhr fort:

— Ich möchte daran anknüpfen, was in letzter Zeit in unserer Familie geschehen, das eine Eysen und einen Eysen betraf, und unseren Namen in den Mund der Leute brachte.

Früher sind wir auch im Munde der Leute gewesen, aber wie anders war das! Wir wurden genannt, wenn welche von uns etwas Besonderes für ihr Vaterland oder ihren König geleistet, wenn wir uns ausgezeichnet hatten vor dem Feinde.

Wenn die Träger unseres Namens heute genannt wurden, so geschah es nicht im guten Sinne. Und das schmerzt mich tief, muß uns alle schmerzen, die wir etwas auf unsern Namen halten.

Das ist der Grund weshalb ich euch gebeten habe, hier zusammen zu kommen. — Adel verpflichtet. Wir sind die Edelsten der Nation aber nur so lange, als wir obenan-

stehen überall, auf allen Gebieten menschlicher Leistungsfähigkeit.

Wir leben in einer Zeit, wo es gährt auf allen Seiten Noch niemals hat ein Jahrhundert einen solchen Umschwung der Ansichten, des Lebens, der Sitten gebracht, wie unseres. Was noch vor fünfzig Jahren galt, gilt heute schon nicht mehr, eine neue Welt ist erstanden.

Wir, die ältere Generation, haben die alte Schwäche, Uneinigkeit abgeschüttelt und das Reich gegründet, mit Blut und Eisen.

Wir mußten kämpfen, wir hatten zu nichts anderem Zeit. Aber jetzt ist Frieden, wir sind ein Reich. Und ihr, die junge Generation wie die kommende, müßt andere Ziele haben.

Was für uns paßte, paßt nicht mehr für euch.

In unseren Kreisen spielt eine große Rolle die Gesellschaft. Aber sie darf nicht zum Selbstzweck werden, der das ganze Leben ausfüllt, wonach mancher den anderen geradezu beurteilt.

Verliert nicht Nerven, Herz und Blut beim Jeu, das schließlich doch den Lack abwäscht. Wenn ihr gewinnt, so lebt ihr auf Kosten anderer, das ist gemein; wenn ihr verliert, so seid ihr die Dummen, und solche Dumme kann Seine Majestät für seinen Dienst, können wir in unserer Familie nicht brauchen.

Verlottert nicht Herz, Hirn und Nerv bei Weibern, die das Geld eurer Väter fressen und euer Mark, sodaß ihr die Rasse verderbt.

Lebt statt dessen im Familienkreis, wärmt euer Herz an dem der Verwandten, entzündet es an der Liebe eurer Eltern, eurer Frauen, und — arbeitet.

Vor allen Dingen — arbeitet! Wer arbeitet, kommt

herauf, wer nicht arbeitet, sinkt unrettbar hinab — also arbeitet, sage ich euch!

Faßt überall zu, seid überall dabei. Nicht dort bloß, wo wir immer zu finden gewesen waren: auf der eigenen Scholle, im Staatsdienst, im Heer.

Die eigene Scholle trägt uns nicht alle mehr, laßt einen darauf sein, den der überarbeitete Boden nähren kann, aber zehrt nicht alle davon, sondern geht hinaus in die Welt, nachdem ihr etwas rechts gelernt habt, wuchert mit eurem Pfunde, betrachtet das Gut nur als die Heimat, aus der ihr Kraft zieht, wenn ihr euch an ihrem Erdgeruche wieder erquickt, nicht aber als melkende Kuh.

Geht in den Staatsdienst wie früher — aber vernachlässigt deswegen nicht andere Berufe.

Bleibt getreu der Armee wie bisher. Werdet Offiziere, die brauchen wir, denn die Armee ist, wie euer Onkel Ludwig einmal zu mir sagte, das alte Königswort darauf anwendend: — der „rocher de bronce!“

Gott erhalte die Armee! Gott erhalte uns die spartanische Erziehung, die bedürfnislose Männer schafft, Männer von Vaterlandsliebe, Einfachheit, Ehrlicheit, Königstreue, Kameradschaft, Arbeitsfreudigkeit, Können, Wissen und deutscher Kraft!

Gott erhalte sie uns wie sie ist, hört ihr, wie sie ist — sonst — finis Germaniae! . . .

Der General hielt inne und atmete tief. Bei den letzten Worten hatte sich seine Stimme gehoben und er redete lauter, mit militärischer Kraft und Betonung.

Es ging eine zustimmende Bewegung durch die jungen Eysen, die aufmerksam lauschend den Oheim angeblickt. In

der Pause sprach keiner ein Wort. Alle waren in seinem Bann. Sie hatten die Cigarren ausgehen lassen, keiner dachte daran, sie wieder anzuzünden, als fürchteten sie eine Störung.

Kurz darauf begann auch der General von neuem und bei den Worten, die nun kamen, konnte er seine Bewegung nicht verbergen:

— Aber ihr sollt nicht alle Offiziere werden. Ihr sollt kein Offiziersproletariat schaffen zum Schaden unseres Vaterlandes, dem die Armee Jahrhunderte hindurch die rechte Hand gewesen ist.

Das sage ich euch, der preußische General. Ich halte die Tradition heilig und heilig meinen Beruf. Aber engherzig wäge ich den Wehrstand nicht schwerer als den Lehr- und Nährstand. Das mögt ihr daraus erkennen, daß ich meinem Sohn nicht den Säbel in die Faust zwinge. Die Maschinen habens ihm angethan. Nun, mag er es versuchen mit dem Hammer sein Glück zu schmieden. Mir wird es sauer die Erlaubnis zu geben, aber: wir leben in einer neuen Zeit, und eine neue Zeit fordert neue Bedingungen. Jetzt, wo das Jahrhundert zur Rüste geht, ehrt die Überlieferung, aber werdet nicht deren Knechte.

Der Gott, der Eysen wachsen ließ, — der wollte keine Knechte.

Wenn ihr nur immer zurückstarrt auf eure achthundertjährige Geschichte, so werdet ihr unfrei, ihr die Freiherren, die doch freie Herren sein sollen.

Wir sehen die Erinnerung an das Mittelalter versinken mehr und mehr; mit dem neuen Jahrhundert bricht eine ganze neue Zeit an.

Wollen wir nun bleiben auf dem status quo? Wollen

wir die Hände in den Schoß legen, und stillschweigend den Wandel mit ansehen?

Wollen wir uns langsam ablösen lassen von anderen Leuten, wollen wir unthätig, schmollend gar, zu vornehm um mitzuthun, bei Seite stehen? Erleben, wie die Zeit uns übergeht? Wie andere sich an unsere Stelle setzen? Bis wir eines Tages erstaunt sehen, daß wir ja alle keine Bedeutung mehr haben, nirgends mehr sind, wo die Menschheit geleitet wird, nicht einmal mehr auf dem alten Erbteil der Vorderen — dem Lande — denn neue Familien sitzen dort, nicht mehr in der Armee, jawohl in der Armee, denn auch für die Offiziersequipierung fehlt uns das nötige Geld!

Ihr Eysen, wollt ihr zum alten Eisen geworfen werden?

Der General machte abermals eine Pause. Doch nur kurz, denn er drängte weiter. Nun sammelte er sich zu Kraft und Schwung, wurde ganz erregt, hochgestimmt, warm und begeistert und es klang als hätte er von Fedors phantastischen Ansichten, von den halben, lebensunmöglichen, den gesunden Kern herausgeschält, der in all dem Überschwung dieses armen, jungen Abtrünnigen des alten Geschlechts gelegen:

— Nein, meine jungen Verwandten, wir wollen nicht zum alten Eisen geworfen werden. Nein! . . . Nein! Nein!

Die Familien, in denen alte Kultur steckt, die seit Jahrhunderten oben gewesen sind — sollen nicht mehr mitthun?

Wenn die Technik neue Werte schafft — wo seid ihr?

Wenn der Industrie neue Wege gewiesen werden — wollen wir sie nicht mitweisen?

Wenn Geistes-Schlachten geschlagen werden — fehlen wir?

Kein Sohn jener Familien, die einst deutsche Lande dem Feinde abgenommen, die einst den Fortschritt bedeuteten, die

einst Hutten geboren und Kleist, die einst Seydlitz gezeugt und Blücher und Moltke und Bismarck, sollte vermögen, auch auf diesem Schlachtfelde zu siegen?

Nein, nein, dreimal nein!

Wo ernsteste Kunst, höchste Kunst gemacht wird — einer von uns soll dabei sein.

Nehmt das Seciermesser in die Hand, helft der leidenden Menschheit, erzwingt euch durch Können einen Platz unter den Namen, die die ganze Welt preist als Leuchten deutscher Wissenschaft.

Setzt euch auf den Kontorschemel, aber sucht nicht bloß beim Zahlenaddieren zu bleiben, sondern lenkt eure Schiffe in alle Weltteile zu Gewinn und Ehre deutschen Namens.

Geht in die forensische Arena, sitzt nicht nur auf dem Stuhle des Präsidenten und Staatsanwaltes, sondern zeigt als Verteidiger des Rechts, daß eure Zunge beflügelt ist und euer Hirn scharf, daß ihr wie eure Väter dreinschlugen mit Arm und Schwert, ihr dreinschlagen könnt mit Geist, Verstand, Herz Gemüt, Witz — mit dialektischer Schärfe.

Wo die Maschinen schwirren, wo es eines Hirnes bedarf, sie zu verbessern, wo eines Charakters, die Leute zu leiten, laßt auch eure Essen rauchen, auch eure Räder sich drehen.

Wo rings umher in der Welt Geld gewonnen wird durch Handel und Industrie — wollt ihr nicht mitthun?

Ich will dem Gelde nicht das Wort reden. Geld allein thut es nicht. Aber Geld kann auch wohl angewendet werden; nicht das Geld des Parvenu und Protzen, sondern das Geld des Mäcen, des Wohlthäters, das Geld, wie Onkel Heinrich es gebraucht hat, zum Ruhme seines Namens. Das Geld des stolzen, selbstsicheren Mannes. Geld — ja — in solcher Hand — macht frei. . . .

Geld gewinnt ihr durch Arbeit. Arbeit jeder Art. Arbeit schändet keine Hand — Arbeit adelt.

Geht mit der Zeit, laßt eure Söhne vorwärts schreiten, wir sind oben gewesen, wir wollen oben bleiben. Schafft, thut, arbeitet, was ihr wollt, wo ihr wollt. Nur könnt etwas, leistet etwas, haltet euch oben, bestimmt mit die Geschicke eures Volkes, leitet es mit zu Ehre, Macht und Größe. Dann werdet ihr mit Ulrich von Hutten sagen dürfen: „Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben!"

Dann werdet ich nicht abseits stehen im kommenden zwanzigsten Jahrhundert, werdet nicht fühlen wie euch durch die Zeit das Schwert, mit dem ihr hunderte und hunderte von Jahren gesiegt habt, aus den Händen gewunden ist, sondern werdet wissen: wir waren mal in der Stagnation, wir waren am toten Punkt, wir standen am Scheidewege, wir sind aber oben geblieben, wir, die mit dem Herzen von Eisen, das nicht gerostet ist, sondern heute um neunzehnhundert noch im Felde steht, wie damals vor bald tausend Jahren.

Tausend Jahre, die über uns dahingerauscht sind, tausend Jahre in Kraft und Ehren, die wir noch einmal durchhalten können, wenn dann die Welt noch steht, „denn tausend Jahre sind wie der Tag der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache!" — Amen!

Der General wandte sich jäh herum, ging an den Schreibtisch und schob dort mechanisch ein paar Papiere hin und her, während seine Zuhörer schwiegen. Er hatte ja Rede und Gegenrede gewünscht, aber jetzt erwartete er keine Antwort.

Ludwig war aufgestanden, näherte sich ihm, hielt ihm die Hand hin:

— Rudolf, du weißt ich kann nicht sprechen, aber mir bliebe auch nichts mehr zu sagen, du hast alles gesagt. Dein Urteil war strenge aber gerecht.

— Erzürnte Liebe! — entgegnete der General und als Ludwig seine Hand drückte, gewahrte er erst wie bewegt Rudolf war.

Mochte auch dieser und jener in den Worten des Generals eine zu herbe Kritik oder auch einen zu freimütigen Ton gefunden haben, wollte vielleicht mancher sich gekränkt fühlen über die wenig rücksichtsvolle Behandlung, so war doch die Wucht seiner Rede so unwiderstehlich, das Feuer Rudolfs so heilig, daß alle schweigend, ohne Entgegnung, unter dem Eindruck seiner Worte nach kurzem Abschied gingen.

Rudolfs Zorn war nicht zur Flamme gelodert, weil Amélies Fehltritt oder Fedors des Deklassierten Ende ihm als etwas Typisches erschienen, sondern, weil diese zufälligen Ereignisse frei gemacht, ausgelöst hatten, was seit langem in seiner Seele schlummerte.

Er hatte nicht geredet, weil er die jungen Verwandten nun alle hätte neuerziehen wollen — er hatte gesprochen, um Ansichten zu klären, das Land vorzubereiten, das alte ertragsmüde Land, das neuen Dung verlangte, neue Bearbeitung nach neuen Gesetzen, denn — die Witterung hatte sich geändert: nicht mehr einzelne Bevorzugte, nein ganze neue Stände und Klassen, das ganze deutsche Volk beanspruchte seinen Platz an der Sonne.

Der Sozialismus durchwühlte die Massen, der Trieb nach Besserung der wirtschaftlichen Lage, der Trieb nach oben, genau wie ihn die Eysen fühlten, wie alle Welt ihn empfand. Dabei stieg der Nationalwohlstand, Industrie und Handel kamen hoch wie nie zuvor in deutschen Landen. Kolonien

eröffneten neue Thätigkeit und Absatzgebiete. Überall Keimen und Blühen, Vorwärtsdrängen, Wechsel, Umbildung, Verschiebung; überall Thätigkeit, ein Frühling am Jahrhundertende nach langem Winterschlafe der Deutschen.

Frühling wie draußen in der Natur.

Die jungen Eysen gingen durch den grünenden Tiergarten der Stadt zu, deren Leben und Treiben in fernem Brausen herüberklang als legte man das Ohr an eine Muschel.

Blau strahlte der Himmel. Belebend war die kühle Luft. Sie atmeten sie ein mit vollen Zügen. Die Frische that ihnen wohl, denn der General hatte ihnen den Kopf warm gemacht.

Sie gingen durch das Brandenburger Thor, durch das nach dem Kriege die Generation ihrer Väter eingezogen in das damalige Berlin.

„Unter den Linden" pulsierte der ruhelose Verkehr der heutigen Weltstadt: Reichtum, Armut, Tugend, Laster, Ernst, Frohsinn, der eilige Geschäftsmann und der Bummler, Fürst und Bettler eng nebeneinander.

Dem Strom des dahinflutenden Lebens schritten die jungen Freiherren von Eysen entgegen, dem Strom, der sie hinwegspülen würde, wenn sie ihre Zeit nicht verstanden, der sie aber, wenn sie Einkehr hielten, trug — wie er sie bald tausend Jahre auf seiner Oberfläche getragen.

Eysen.

[Lutherisch — Preußen — Rheinischer Uradel; Reichsfrhr. d. d. Augsburg, Sonntag Mis. Dom. 1531.]

I. Linie.

[S. Taschenbuch der Gräflichen Häuser.]

II. Linie.

† Christobald Fabian Karl Freiherr von Eysen und Ley (geb. 10. Februar 1770, † 9. November 1844), Herr der Herrschaften Krohberg und Oberrennsdorf in Schlesien, sowie des Rittergutes Poltze in der Prignitz (Mark Brandenburg), Kgl. preuß. Khr. und GRat, ERr des Joh.-O; verm. 3. Juni 1800 mit Julie Euphrosyne Elisabeth (geb. 30. Januar 1781 zu Kitsch, † 4. Dezember 1832 zu Krohberg) des Ernst von Flohr auf Kitsch, Kgl. preuß. Oberst a. D. und der Philippine geb. Gräfin Siegen Tochter.

Söhne: 1) † Heinrich Christobald Georg Fabian (geb. 10. Oktober 1802 zu Krohberg, † 9. März 1888 zu Berlin), Herr der Herrschaften Krohberg und Oberrennsdorf in Schlesien, Kgl. preuß. Staatsminister a. D., WGRat, Mitgl. des Kgl. preuß. StRats und Herrenhauses auf Lebenszeit, RRr d. Joh.-O.; verm. 4. November 1838 mit Maria-Anna (geb. 6. August 1829 zu Berlin, † 3. März 1854 zu Florenz) des Rudolf Graf Sarten a. d. Hause Löningen, Kgl. preuß. Khr. und der Wanda geb. Gräfin du Boissonat Tochter. [Krohberg.]

2) † Christobald Ludwig Heinrich (geb. 19. Dezember 1803 zu Krohberg, † 4. Juni 1868 zu Poltze), Besitzer des Rittergutes Poltze i. d. Prignitz, Kgl. preuß. Major a. D., ERr des Joh.-O.; verm. 15. April 1833 mit Fanny (geb. 15. April 1813 zu Frankfurt a. O., † 1. August 1876 zu Venedig) des Friedrich Grafen Bilberg, Kgl. preuß. Landrat und der Elise geb. von Pillkallen Tochter.

Kinder: 1) Elisabeth Margarete Nanny Clara Eugenie Emma (geb. 26. Februar 1834 zu Poltze), Stiftsdame des Stiftes Binke bei Neu-Ruppin.

2) † Ernst Joachim Christobald (geb. 2. April 1836 zu Poltze, † 20. April 1887 zu Poltze), Kgl. preuß. Premier-Lt. a. D., ERr des Joh.-O.; verm. am 27. September 1859 mit Adelheid Therese Marie (geb. am 9. Januar 1836) des Armin Wedekind von Kallwitz, Landrat des Kreises Alt-Zocher und der Marie Eveline geb. Freiin von Vierort Tochter, ehemals Hofdame J. Kgl. Hoheit der Erbgroßherzogin von Sexten. [Poltze.]

Kinder: (1) Christobald Heinrich (geb. 3. Juli 1860 zu Poltze); verm. . . . [Amerika].

(2) Gisela Leopoldine Irmentraut (geb. 14. Januar 1862 zu Poltze); verm. 14. Juni 1890 mit Heinrich Freiherrn von Gibeon, Leut. d. Ref. im Dragoner-Regiment „Graf Schwerin." [Poltze.]

(3) Fabian Ernst Christobald (geb. 6. März 1863 zu Poltze), Kgl. preuß. Leutnant a. D.; verm. 2. Nov. 1894 mit Marie Büsing.

(4) Georg Friedrich Christobald Gottlob (geb. 2. Oktober 1867 zu Poltze), Kgl. preuß. Prem.-Lt. im Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 193, komm. z. Kriegs-Akademie.
3) Ludwig Fürchtegott Christobald (geb. 19. August 1838 zu Poltze), Kaufmann zu Hamburg; verm. am 26. April 1875 mit Paz Maria-Immaculata (geb. . . . Mai 1859 zu Habana, † 18. Mai 1882 zu Hamburg) des Luiz Ramez und der Maria-Pia, geb. . . . Tochter, † 19. Mai 1882 zu Hamburg (kath.).
Kinder: (1) Ludwig (geb. 10. Mai 1876 zu Habana).
(2) Heinrich (geb. 10. Mai 1876 zu Habana).
(3) Isabella (geb. 17. Mai 1882 zu Hamburg) [kath.].
4) † Fabian Christobald Heinrich Ernst (geb. 4. September 1841 zu Poltze, † 2. Februar 1888 zu Sarnheim), Kgl. preuß. Prem.-Lt. a. D., EKr des Joh-O., Hofchef S. D. des Fürsten von Sarnheim-Resa; verm. 3. Juni 1871 mit Frida Eleonore Elisabeth (geb. 9. November 1850 zu Merseburg) des Konrad Grafen Vilberg, Kgl. preuß. Landesgerichtspräsidenten und der Ulrike geb. Gräfin Apperda Tochter. [Sarnheim.]
Kinder: (1) Curt-Fabian Christobald Heinrich Karl Ernst Konrad (geb. 11. November 1873 zu Sarnheim), Kgl. preuß. Sek.-Lt. im Neumärkischen Feld-Art.-Regiment Nr. 87.
(2) Bertha Fanny Euphrosyne Elisabeth (geb. 23. Februar 1875 zu Sarnheim), expect. auf Vintze.
3) † Fabian Ehregott Christobald (geb. 6. September 1807 zu Krohberg, † 24. Februar 1849 zu Berlin), Kgl. preuß. Gesandter außer Dienst (mit dem Range eines WGRats); verm. I. 5. Nov. 1842 mit Ernestine (geb. 18. Januar 1824 zu Kassel, † 19. Juli 1869 zu London) des Emanuel von Wenken, Kurfürstlich-Hessischer Khr. und der Ella geb. v. d. Nessel Tochter. (Geschieden 1843, wiederum 1844 mit John Taylor Apleton in London.) II. 2. August 1846 mit Helene (geb. 25. November 1819 zu Buitenzorg auf Java, † 5. Oktober 1848 in Berlin des Joost Grafen Kerklinken, Kgl. Niederl. Ministerresidenten und der Cölestine geb. Baronin de St. Juste de Verbois Tochter.
Tochter 2. Ehe: Eva Cölestine Adelheid (geb. 13. September 1847 zu Berlin); verm. 10. April 1871 mit Leo Graf Eysen und Ley, Kgl. preuß. Rittm. a. D. [Berlin.]
4) † Karl Friedrich Christobald (geb. 23. Dezember 1808 zu Krohberg, † 2. Januar 1854 zu Königsberg), Professor a. d. Universität Königsberg; verm. 7. Mai 1835 mit Johanna Jürgens (geb. 14. Oktober 1813 zu Heidelberg, † 15. November 1861 zu Berlin).
Kinder: 1) Rudolf (geb. 21. Juni 1836 zu Königsberg), Kgl. preuß. Generalleutnant und Kommandeur der 5. Garde-Infanteriedivision; verm. 22. September 1877 mit Hermine Marie Magdalena (geb. 31. März 1850 zu Brandenburg a. H.) des Eduard von Flohr, Kgl. preuß. Oberstleutnant a. D. und der Ursula geb. von Eich zu Schlettern Tochter. [Berlin.]
Sohn: Christobald Heinrich Eduard (geb. 24. Oktober 1878 zu Berlin).
2) Luise (geb. 5. September 1837 zu Königsberg); verm. 19. April 1834 mit Engelbert von Aufschläger, Kgl. preuß. Hauptmann a. D.
3) † Emil (geb. 8. Dezember 1838 zu Königsberg, † 8. Oktober 1883 zu

Berlin), Professor a. d. Universität Berlin; verm. 20. März 1862 mit Ella (geb. 11. Juli 1840 zu Erlangen, † 13. Oktober 1877 zu Berlin) des Albert Klapproth, GRats und Professor a. d. Universität Erlangen und der Helene geb. Müller Tochter.

Söhne: (1) Joseph (geb. 7. August 1864 zu Erlangen), Attaché bei d. Kgl. preuß. Gesandtschaft in München; verm. 24. Nov. 1895 mit Alice Josephine Margot (geb. 2. Mai 1877 zu Schloß Ried bei Ingolstadt) des Heinrich Grafen Ried, Kgl. bayr. Kämmerer und der Edith Maud geb. Moore Tochter.

(2) Robert (geb. 4. Februar 1866 zu Marburg), Kgl. preuß. Regierungsassessor.

4) † Friedrich (geb. 17. Sept. 1844 zu Königsberg, † 18. April 1864 bei Düppel).

5) Cäsar (geb. 28. Mai 1852 zu Königsberg), Herzogl. Hofrat.

Der Verfasser gehört zu jener Schar jüngerer Dichter, die als „modern" in gewissen Kreisen immer noch als vorwiegend frivol gelten, und die man, sittlicher Entrüstung voll, dem bösen Zola an die Rockschöße hängt. An Zola bin ich allerdings in den Roman unausgesetzt erinnert worden, denn ich möchte zweifeln, daß dieses Werk je so geschrieben worden wäre, ohne die Anregung der Rougon-Macquart. Aber der sensationslüsterne Leser, der nun daraufhin etwa die beiden gelben Bände zu verschlingen sich anschickte, würde sich übel enttäuscht sehen. Denn dieses Knaben- und Jünglingsleben ist allerdings „ein Menschenleben mit all seinen Irrtümern und Niederlagen," aber es fehlt auch nicht an freundlichen Ruhepunkten, an stillen Siegen, um die nur das eigene Herz weiß. Um wenn in diesen Schilderungen nichts unklar bleibt, nichts verschleiert oder verdeckt wird, so giebt es eben in diesem „in bescheidenen Grenzen sich entwickelnden Dasein" nichts, was des Schleiers bedürfte. — Der Schüler Zolas verrät sich nur in jener Schärfe der Beobachtung, jener genauen Buchführung über die scheinbar unbedeutendsten Nebenumstände und in jener stillen Freude an der absoluten Treue der Wiedergabe, in deren Zusammenwirken die Kunst des Franzosen beruht. Im übrigen aber hat der Deutsche ein Werk geschaffen, das ganz auf eigenen Füßen steht, und das in seiner Weltanschauung gerade den schärfsten Gegensatz bildet zu dem Geist, aus dem jene Schilderungen der verfaulten Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs geflossen sind. Ein Mann führt hier die Feder, dem es mit dem Leben ebenso ernst ist, wie mit seiner Kunst; mehr noch, der mit der vollen Überzeugungskraft des Menschen, der das Leben und die Menschen seiner Zeit genau kennt, den Glauben an die sittlichen Kräfte seiner Zeit im Herzen trägt und sie verficht.

Ompteda ist, wenn ich nicht irre, vor zwei oder drei Jahren aus einer vielversprechenden, militärischen Laufbahn eines ernsten, körperlichen Leidens wegen ausgeschieden. Aber noch heute ist er Soldat mit Leib und Seele; das bewiesen schon manche seiner füheren Schriften. Das beweist vor allem sein jüngstes Werk. Freilich ist er alles eher als einer jener schneidigen Säbelraßler, denen wir übrigens unter den Berufsoffizieren verhältnismäßig selten begegnen, die gelegentlich Unbehagen oder Spott erregen. Im Gegenteil. Er kennt die Schwächen und Einseitigkeiten seiner Standesgenossen genau und beschönigt sie nicht. Die Vorrede zu seinem „Sylvester von Geyer" ist ein beredtes Zeugnis dafür. Aber er hat ebenso ein scharfes und liebevolles Auge für den tüchtigen, ernsten, guten Geist, der beim deutschen Offizier — trotz Brüsewitz und Konsorten — immer noch die Regel bildet.

Wer den Geist, der im deutschen Offizierkorps lebendig ist, in seiner Tüchtigkeit begreifen und würdigen will, dem wüßte

ich kein besseres Buch zu empfehlen als Ompteda's „Sylvester von Geyer". Vor allem der Ausländer der vor, unseren Heeres-einrichtungen wie vor einem Buch mit sieben Siegeln steht, kann daraus viel lernen, und ebenso könnte es — wenn sie wollten — jene Parlaments- und Zeitungsschwätzer, die einen Taugenichts, der aus Versehen in den Offizierstand geraten ist, nicht nur mit dreifachen Anathema belegen, sondern auch schlankweg als Typus vor der entsetzten Volksgemeinde ans Kreuz schlagen.

Denn jede Seite dieser Schilderungen aus dem Offiziersleben einer kleiner deutschen Friedensgarnison zeugt nicht nur von der Liebe des Schilderers, sondern auch von seiner Sachkenntnis und Unbefangenheit; und vor allem tritt uns ohne Prunk und Phrase in den Gestalten, die er uns vorführt, jener stille, ernste Geist des Pflichtgefühls, der Treue im Kleinen um des großen Ganzen willen entgegen, wie er seine höchst ideale Verkörperung in unserm alten Kaiser Wilhelm fand. Wir lernen hier und lernen es gern, daß auch unter den Jüngsten dieser alte Geist noch lebendig ist, trotz fünfundzwanzig Friedensjahren und trotz harter Entsagungen, die gerade dieser Stand in unseren Tagen von seinen Mitgliedern fordert. „Ich habe", sagt Ompdeta in der Vorrede, „in eine typische Schicht unseres deutschen Volkes gegriffen, der wir Tüchtiges und Großes verdanken, die mitgeholfen hat uns zu dem zu machen, was wir heute in der Welt sind. Es ist das Holz, aus dem unsere Helden der Befreiungskriege geschnitten sind, aus dem die Leute wachsen, die durch Blut und Eisen das Reich ernten, die einen Moltke hervorgebracht haben, als höchsten unerreichten Vertreter. Es ist der deutsche Armeeadel . . . Zu einer Kriegerkaste sind sie geworden. Wie überall, wo Kastenwesen herrscht, greift unter ihnen im gewissen Maße eine Verknöcherung um sich, ein Nichtbegreifenkönnen anderer Kreise und fremder Lebensthätigkeit" . . . Arm sind sie fast alle, zu erwerben haben sie meist nicht verstanden. Auch durch Heirat nicht. Unter diesen Geyers ist die „Kommißheirat" anscheinend die Regel. Bei ihnen hat die Liebe noch ihren Wert . . . Sie, die in Standespflichten den äußeren Schein zu wahren haben, zu Ehren ihres Rockes, müssen wahrlich oft härter den Kampf ums Dasein kämpfen, als mancher Sohn der „misera plebs."

Ein Sproß dieses Armeeadels, der Sohn eines sächsischen Hauptmanns a. D., Sylvester von Geyer, geboren am 31. Dezember 1860, gestorben als Sekondeleutnant am 16. März 1884, ist es, dessen kurzes, stilles Leben in den Blättern dieses Romans sich vor uns ausbreitet.

Was giebt denn aber — wird man vielleicht fragen — diesem Jünglingsleben den Inhalt, der sein Schicksal in solcher Breite der Darstellung wirklich lesenswert macht? Kein großes kein ungewöhnliches Ereignis. Was geschieht, ist alltäglich, und

weder durch Begabung, noch durch Lebensführungen ist dieser Friedensleutnant vor andern seinesgleichen ausgezeichnet. Und doch übt die Darstellung einen Reiz und einen Zauber aus, der einen nicht wieder losläßt. Aus dem Typischen wächst das Individuelle anspruchslos, aber eindringlich hervor und stiehlt sich einem ins Herz; stufenweise Läuterung einer frischen, freudigen, aber durch Temperament, Erziehung und dürftigste Daseinsbedingungen gehemmten, gedrückten und gequälten Jünglingsnatur zu frühreifer Männlichkeit, die durch eiserne Selbstzucht und erkämpftes Pflichtgefühl Teilnahme, Liebe, Bewunderung erweckt. Die Verkörperung des Heroismus im Kleinen. Und wie der Held ist seine Umgebung. Kleines und Kleinliches lähmt und hemmt auf Schritt und Tritt, stutzt die Flügel und macht sie müde und alt vor der Zeit. Und doch alle diese Gestalten, die nach und nach in dies Leben hineinwachsen, Vater und Mutter, Geschwister, der kleine Kreis der Verwandten, Kameraden im Kadettenkorps, auf der Kriegsschule und in der kleinen sächsischen Garnison, alle sind sie von einer Lebenswärme erfüllt, daß man sich nicht nur mit ihnen einlebt, wie mit wirklichen Menschen, sondern auch in all ihrer Menschlichkeit zu ihrem Ernst, zu ihrer Tüchtigkeit ein unbedingtes Zutrauen gewinnt. Ein besonders feiner Zug ist es, daß in dem Maße, als der jugendliche Held reifer wird und die Welt zu verstehen beginnt, auch in den Augen des Lesers die dem Helden nahestehenden Menschen sich vertiefen, zu wachsen scheinen. Das gilt vor allen Dingen von den nächsten Angehörigen des Helden. Des Helden? Darf man ihn wirklich so nennen, den Jüngling, der, eben jungen Liebesglückes froh, an der Schwelle einer aufwärts strebenden Laufbahn durch eine tückische Krankheit dahingerafft, sich und die Seinigen um alle Hoffnugen betrogen sieht? Jawohl, denn in seinem Pflichtenkreise ist er ein Held, und wer ihn auf diesem Wege stiller Entsagung mit wachsender Teilnahme bis ans Ende begleitet, der hat, wenn er das Buch aus der Hand legt, ein Gefühl, etwas Großes mit durchlebt zu haben. Um deßwillen eben ist mir das Buch in diesem trüben Dezember 1896 so willkommen. Es ist so schlicht und ernst und dabei so wundervoll gesund und mutig und trotz des tragischen Schlußakkords freudig, daß ich meine, es müßte, ebenso wie mir, jedem Leser willkommen sein und ihm die Seele erquicken. Es ist an erster Stelle für reife Menschen geschrieben, aber, ich glaube, auch für die heranwachsende Jugend, wenn sie auch den vollen Ernst nicht ganz zu fassen imstande ist, wäre dies ein Buch, das vorbildlich wirken könnte und müßte.

Friedrich Spielhagen

schreibt in der **„National-Zeitung“**:

Dem Romancier, der sich vor die Aufgabe gestellt sieht, das vielgestaltige Leben getreulich abzuschildern, ist zweierlei aufs innigste zu wünschen: einmal, selbstverständlich, das rechte, gottbegnadete Talent; sodann — was nicht minder selbstverständlich ist, obgleich es nicht so scheint — eine möglichst reiche Erfahrung. Beides gehört durchaus zusammen: Talent ohne Erfahrung ist leer, Erfahrung ohne Talent ist blind. Die innige Verschmelzung des einen mit dem andern in der Seele des Dichters ist die conditio sine qua non eines Romans, einer Novelle, die auf mehr als den flüchtigen Zeitvertreib des Lesers und ein ephemeres Dasein Anspruch erheben.

Wie wenig Talent ohne Erfahrung vermag, können wir täglich mitleidsvoll beobachten an den Produktionen jugendlicher Verfasser beiderlei Geschlechts, die sich in immer bedrohlicherer Menge auf den belletristischen Markt drängen. Glaubt doch heute jeder und jede sich zum schreiben berechtigt, dessen oder deren junge Brust eine erste Liebe in Wallung gesetzt hat; dessen oder deren unreifer Kopf über die Rätsel des Lebens eben zu grübeln beginnt! Nicht als ob es diesen gährenden Talenten — ich nehme an, daß wirkliches Talent vorhanden ist — an jeglicher Erfahrung gebräche! Ein Stück Erfahrung ist schon da: eben jener erster Herzenskonflikt, jeuer erste Vorstoß in die Ideenwelt. Und weil diese Erfahrung so frisch ist, es sich hier um thatsächlich Selbsterlebtes handelt, das ohne banges Zagen und Zaudern frei und fröhlich zum Ausdruck und zur Darstellung gebracht wird, umwittert solche Produktionen nicht selten ein eigener Zauber, der den Leser besticht, rührt und ihm frohe Hoffnungen auf die kräftige Fortentwicklung des „schönen Talents“ erweckt, die — sehr selten in Erfüllung gehen. Das zweite Werk bleibt hinter dem ersten zurück, das dritte hinter dem zweiten. Zuletzt stellt sich heraus, daß der Verfasser die Verfasserin nur ein Buch zu schreiben hatten. Mein verstorbener Freund Hjalmar Boyesen wollte diese Beobachtung hunderte von Malen in Amerika gemacht haben; wer die deutsche Belletristik mit Aufmerksamkeit verfolgt, kann mit demselben leidigen Resultat aufwarten.

Die Ursache liegt auf der Hand. Was dem Musiker, Bildhauer, Maler, Schauspieler, Sänger zum höchsten Vorteil gereichen mag: früh in sein Metier gekommen zu sein und die Technik seiner Kunst bewältigt zu haben, ehe er noch an die selbständige Produktion geht, kann leicht ein Verderben für den Romancier werden. Mit dem coin de la nature, das der

Dichter durch ein tempérament sehen soll, hat es schon seine Richtigkeit. Nur daß dieser Winkel nicht zu spitz sein darf: er in dem Maße, als das Talent sich festigt, die Technik sicherer wird, weiter werden, größere Perspektiven eröffnen, dem Talent der Technik verstatten muß, sich höhere Aufgaben zu stellen, fernere, stolze Ziele aufzurichten. Dazu kommt es aber schwerlich, wenn der junge, zu früh in sein litterarisches Museum gebannte, vielleicht — und ach wie oft ist es der Fall! — in enge, ökonomische Verhältnisse geklemmte Dichter die wirkliche Welt nur an einem seltenen „Feiertage", nur „von Weitem" sieht; infolge dessen den Leser mit ermüdender Hartnäckigkeit immer wieder denselben, einmal von ihm beobachteten Winkel blicken läßt; mit demselben studentischen und Backfisch-Reminicenzen; den breiten Schilderungen derselben interesselosen, jugendlichen Ausschreitungen und des obligaten Katzenjammers unterhalten zu können glaubt. Oder gar sich auf's Fabulieren ins Blaue legt und die Welt, die er nicht kennt — wie der Deutsche nach Heine das Kamel — aus der Tiefe seines Gemüts zu konstruieren sich vermißt.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht eben lange her — als das letztere zu unternehmen keineswegs für vermeßlich bei uns galt; ja, wo man es wohl als die Regel nehmen konnte, die nur von seltenen kühnen Ausnahmen unterbrochen wurde. Heute ist umgekehrt die Ausnahme Regel geworden, der sich fügen muß, wer nicht unerbittlich zum alten Eisen geworden sein will. Erfahrung und nochmals Erfahrung; Beobachtung und nochmals Beobachtung lautet die Parole.

Und da man Erfahrungen nicht wohl machen, Beobachtungen nicht füglich anstellen kann, man habe denn zu beiden die nötige Gelegenheit in ausgiebiger Fülle gehabt; eine derartige Gelegenheit sich aber nur dem bietet, der geranme Zeit im wirklichen, handelnden Leben stand, in ihm, von ihm odysseisch umgetrieben und so zum *δαρεις ἀνθρωπος* wurde — im Sinne des Goethischen Motto auf dem Titelblatt von Wahrheit und Dichtung — ist es da zu verwundern, wenn heute häufiger als sonst die Schaar der Romanciers solche in ihren Reihen sieht, die ihre Lebenslehrjahre nicht in der Bücherei des Gelehrten, dem Bureau einer Zeitungsredaktion, sondern im Kaufmannskontor, auf gefahrvollen Reisen im dunklen Weltteil, im Gerichtssaal, auf dem Kasernenhofe, dem Manöverfelde, dem Parquet vornehmer Salons, in der ahnungsvollen Heimlichkeit von cabinets particuliers durchgemacht haben?

Von diesen diversen Berufen stellt der des Soldaten auffallend viele Freiwillige zu der romantischen Gilde; und dazu darf man sich nur Glück wünschen. Mit ihrem Genies freilich hält Mutter Natur schier überstreng Haus und einen Cervantes

wird sie der darbenden Welt so bald nicht wieder schenken. Dennoch: eine bessere Vorbereitung zu dem Metier des Romanciers als das Kriegshandwerk möchte es schwerlich geben. Stellt es doch seinen Mann möglichst früh fest in seine Schuhe; schmeidigt seinen Körper, schärft ihm die Sinne, öffnet ihm Aug' und Ohr; lehrt ihm die schwere Kunst des Gehorchens, die noch schwerere des Befehlens; Formen und Takt des Umgangs mit den Höchststehenden dieser Erde und dem gemeinen Mann; macht ihm vertraut mit dem soliden Glanze und dem glänzenden, ach wie so oft noch viel solideren Elend!

Die Vortrefflichkeit dieser Vorbereitungsschule scheinen die hervorragendsten Leistungen zu beweisen, die wir auf dem Gebiete der Erzählungskunst gerade gewesenen Offizieren zu danken haben. Unter ihnen nimmt Georg Freiherr von Ompteda unbestritten eine der ersten Stellen ein.

Wenn nicht früher schon, so doch zweifellos nach seiner neuesten Leistung: dem Werke dessen, dessen Titel an der Spitze dieser Zeilen steht.

Ich bekenne gern, seit langer Zeit keinen Roman gelesen zu haben, der mich innerlich so tief bewegt, den ich mit einem so herzlichen Gefühl der Befriedigung aus der Hand gelegt hätte. Dabei scheint das Thema das möglichst unausgiebige. Was auch wäre Merkwürdiges an der Geschichte eines Jünglings aus verarmter, altadliger Familie, der auf dem Gymnasium nicht recht fortkommt; als pis aller in das Kadettenkorps gesteckt wird; mit neunzehn Jahren es rite zu den Epauletten bringt; als Offizier in einer kleinen, verschlafenen Garnisonstadt mehr oder weniger eifrig seine verdammte, einförmige Pflicht und Schuldigkeit thut, um mit fünfundzwanzig Jahren, nicht im freien Felde, auf grüner Heid', sondern im Bett an einer landläufigen Krankheit zu sterben, ohne etwas erlebt zu haben, was über das Alltagsleben auch nur um eines Strohhalms Breite hinausginge? Und an dessen Wiege keine einzige der neun Musen die kleinste Gabe dargebracht hat? Der im Gegenteil ein ganz gewöhnliches Menschenkind ist: der richtige Durchschnittsmensch, aus dessen Munde eher ein Mäuslein springen würde, als ein geistreiches Wort? Dessen Leistungen in dem eigenen Fach ebenso auf dem Alltagsniveau bleiben und sicher immer geblieben wären? Ein übrigens von Herzen guter, grundehrlicher Mensch, was nach einem, freilich etwas hochmütigen Worte Lessings so herzlich wenig bedeuten will?

Und doch! und doch!

Weshalb verfolgt man die Schilderung des armen, armseligen Lebens, das so dahinschleicht — ohne Wirbel, ohne Welle, langsam sich fortbewegend wie ein Wiesenbach zwischen seinen flachen, einödigen Borden — mit einer Teilnahme, die von

einer Seite, auf der nichts vorgeht, zur anderen Seite, wo abermals nichts geschieht, ständig zunimmt, als hätte man es mit einer sensation novel zu thun? Weshalb wächst man mit den Schicksalen dies nüchternsten aller Romanhelden zusammen, so innig, als wären es die eines geliebten Bruders oder Sohnes? Teilt redlich seine bescheidene Freuden und seine Alltagsleiden? Hofft, wünscht, zweifelt, verzweifelt, amüsiert sich, ach! und ennuyirt sich mit ihm — alles, als begegnete es uns selbst? Und ertappt sich an mehr als einer Stelle dabei, trotzdem keine sogenannte „schöne" in dem ganzen Buche ist, daß einem die Augen heiß werden, wohl gar eine Thräne aus den Wimpern langsam auf die anspruchslosen Blätter tropft?

Ich weiß nur eine Antwort darauf: Die Verse in Freiligraths feierlich schönem „Requiescat":

Und auch dies ist Poesie,
Denn es ist ein Menschenleben.

Hier liegt das Geheimnis: ein simpelstes Menschenleben, aber uns vorgeführt und dargestellt in seinen intimsten Details, seinem feinsten Geäder, rund und ganz. Die souveräne, ungeheure Kraft der Wahrheit, die auf sich selbst ruht und sich selbst verbürgt. Die, trotzdem sie ja nur eine Kunst, völlig als Natur erscheint — naiv unbefangen, achtlos der Wirkung, die sie auf uns übt, wie das Wirken und Walten der Natur und die gerade deshalb sich als unwiderstehlich erweist.

Wahrheit! nichts als Wahrheit! Aber auch die ganze Wahrheit!

Ich möchte sagen: nein, und meinen, daß hier in — diesem mehr oder weniger die Wiedergabe des in der Wirklichkeit Beobachteten — der Unterschied liegt zwischen dem französischen und dem deutschen Realismus. Wenn Zola sich dieselbe Aufgabe stellte, die unser Dichter auf seine Weise gelöst hat, würde er ohne Zweifel an seinem Objekt eine häßliche Seite, eine partie honteuse aufstöbern; uns kein noch so unfreundliches Detail seiner mikroskopischen Beobachtung erlassen. Auch keinesfalls verabsäumen mit langen Reihen von terminis technicis zu prunken; durch sorgfältiges Nachbilden der Sprachweise in den betreffenden Kreisen sich den Anschein einer noch ganz besonders tiefen Sachkenntnis zu geben und dem Leser das Verstehen zu erschweren.

Unser Autor ist nach beiden Seiten zartfühlender, bescheidener. Daß er von den Requisiten des naturalistischen Romans à la Zola, auf die ich hier hindeute, die erstere völlig seiner Gewalt hätte — man braucht nur an die toll übermütigen Geschichten in „Unter uns Junggesellen" zu denken, um darüber nicht im Zweifel zu sein. Aber jede Mutter kann diesen Roman, der

zum größten Teil unter jungen, unreifen Burschen spielt und frisch gebackenen Offizieren, denen eben der Bart sproßt, ihrer Tochter getrost in die Hand geben. Und von dem „Jargon“ hören wir nur gerade so viel, wie das Kolorit der Gedanken- und Empfindungssphäre, in der wir uns bewegen, notwendig macht und die Schilderung des Metier, mit dem wir es zu thun haben, ungezwungen mit sich bringt.

So ist denn „Sylstester von Geyer“ eine überaus erfreuliche Erscheinung, man mag nur an den „coin de la nature“ denken, der zur Betrachtung steht, oder an das „Tempérament“, durch welches er gesehen wird. Ich übersetze aber den französischen Ausdruck nicht mit „Temperament“ — was nach meiner Ansicht einen ganz schiefen Sinn giebt — sondern etwa mit Gemütsverfassung, in der ja allerdings was wir gemeiniglich unter Temperament verstehen ein immerhin wichtiger Faktor ist. Durch diese Gemütsverfassung — das Resultat und der Niederschlag seiner durch natürlicher Veranlagung, Erfahrungen, Erlebnisse, Nachdenken, Studien formierten Weltanschauung — muß der Dichter, der Künstler jedes Objekt sehen, das er zur Darstellung bringt; und sie ist es im letzten Grunde, was über das Interesse, welches wir an dem Dichter nehmen, über den Grad des Wohlgefallens oder der Abneigung entscheidet, mit dem wir uns zu ihm hingezogen, von ihm abgestoßen fühlen. Das Subjekt trägt über das Objekt, der Darsteller über das Dargestellte, das Wie und das Was den Sieg davon; ist uns das Wichtigere, Merkwürdigere in dem Dichterphänomen. Ist es auch, was am längsten in der Erinnerung haftet. Man kann die Einzelheiten von dem „Gemeindekind“, „Loti“ u. s. w. beinahe, vielleicht ganz vergessen haben — sobald der Name Marie von Ebner genannt wird, umweht es uns wie Blumenduft aus einem Sommergarten, atmen wir in einer Atmosphäre, in der es unerlaubt ist, ein häßliches Wort über die Lippen zu bringen, einer unlauteren Empfindung nachzuhängen.

Auch an „Sylvester von Geyers“ Schicksale wird man sich möglicherweise in gemessener Zeit — sie pflegt heute so kurz gemessen zu sein — nur dunkel erinnern. Das Bild, das wir uns, rückschließend aus seinem Werke, von dem Dichter entworfen haben, wird nicht so schnell erblassen. Das Bild eines Mannes mit einem zugleich starken und zarten Herzen, dem ein Gott gab, die Welt nach dem Künstlerrezept Goethes in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ zu schildern: „nichts verlidert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.“ Und — was ihn uns vor allem lieb und wert macht — ohne auch nur den mindesten Anflug von Affektion, in rührend schlichter Weise zu sagen, was er, das Leid der Menschheit nachfühlend, selbst gelitten hat.

Heinrich Hart schreibt in **„Velhagen und Klasings Monatsheften.“**

Zu dem Gehaltvollsten, was das Jahr hervorgebracht, rechne ich den Roman „Sylvester von Geyer“, das neueste Werk des schaffenseifrigen Freiherrn Georg von Ompteda. Der Roman erfreut in erster Reihe durch den bedeutsamen Vorwurf. Ompteda sucht ein ganzes Menschenleben mit all seinen herben und köstlichen Erfahrungen, mit all seinen Siegen und Niederlagen vor dem Leser zu entrollen, ein Menschenleben, das typisch ist für eine bestimmte, kulturell wichtige Schicht unseres Volkes: den deutschen Armeeadel. Diesen Stoff zu gestalten war kein anderer so berufen durch Talent und durch Lebensgang, wie Ompteda: ich möchte sagen, er mußte diesen Roman schreiben, denn nur er konnte ihn schreiben. Offenbar hat ihn selbst das Gefühl dieses Berufenseins beseelt, und darum hat er seine Aufgabe in großem Stil aufgefaßt und gelöst. Das Menschenleben dessen Entwicklung er zeichnet, baut sich auf breitestem Untergrunde auf: wir lernen es als den letzten Sproß eines weitverzweigten Geschlechts, als das notwendige Endglied erfassen, dessen leibliche und geistige Art, ja dessen Geschick sogar — wenigstens teilweise — durch die Erbschaft von Jahrhunderten im voraus festgelegt erscheint. Die Geyers haben in den Tagen, da der Held des Romans geboren wird, ihre Blütezeit längst hinter sich, ihr Mark droht zu verdorren, und alles deutet darauf hin, daß das Geschlecht sterbensreif ist. Es liegt daher eine Stimmung über dem Werke, die etwas Nebelschweres hat und nur dann und wann von Sonnenblitzen durchleuchtet wird. Sie umspannt in ihrem Kern weiter nichts, als eine getreue Schilderung der militärischen Laufbahn eines heutigen Friedenssoldaten in ihren ersten Stadien: Kadettenschule, Kriegsschule, Leutnantszeit. Und in der That fällt denn auch hier und da die Erzählung ins allzu Nüchterne, Farblose, Langweilige. Aber dies hier und da verschmerzt der Leser leicht, denn im allgemeinen weiß Ompteda seinen Lebens- und Erziehungsbericht mit so viel launigen und ergreifenden Einzelzügen zu durchweben, daß der Mangel an „Romantik“ nur selten empfunden wird. Immerhin beruht der Kunstwert des Romans weniger auf der Handlung, als auf der Charakteristik. In ihren Hauptpersonen ist die Familie derer von Geyer mit so wundervoller Feinheit gezeichnet, daß der viel mißbrauchte Ausdruck „greifbare Lebenswahrheit“ in diesem Falle wirklich einmal berechtigt ist.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.